This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 48 885

REESE LIBRARY

OF THE

UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class No.

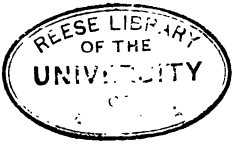
Entiner Skizzen.

Entiner Skizzen.

Zur Cultur- und Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Von

Wilhelm von Lippen.



Weimar
Hermann Böhlau
1859.

DD901
F9B6

REESE

Zur Mitfeier des Tages, an welchem Millionen deutscher Zunge die Erfüllung der einst von Schiller ausgesprochenen Hoffnung bezeugen: „Wenn ich mir denke, daß man vielleicht in hundert Jahren, da mein Staub schon lange verwest ist, mein Andenken segnet, und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, dann freue ich mich des Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß.“

Lübeck den 10. November 1859.

197193

Inhalt.

Seite

Localhistorisches.

Stadt und Landschaft 1
Das Bisthum 4
Das Haus Holstein-Gottorp 9
Herzog Peter 13

Aus der Culturgeschichte.

Volkssinn und Volksleben 19
Wissenschaft und Sprache 25
Literatur 30
Begeisterung und Empfindsamkeit 36
Oeffentliche Meinung. Höfe. Nationalgeist 45

Stolberg.

Das Elternhaus 52
Göttingen 59
Jugendreisen 65
Die ersten Ehejahre 76
Neuenburg 85
Berlin 91
Reise nach Neapel 104
Apulien und Calabrien 118
Sicilien. Heimkehr 129

Voß. Seite

Jugend 139
Der Hainbund 146
Sängerliebe 154
Uebersiedlung nach Wandsbeck 163
Vermählung 169
Das Schulamt 176

Zusammenleben und äußerer Verkehr.

Die Wiedervereinigung 185
Hausfreunde 197
Nicolovius 208
Der holsteinische Adel 214
Plön und Melhorf 227
Kiel, Lübeck und Hamburg 237
Lavater 249
Die Fürstin Gallizin 255
Auseinander gehende Bestrebungen 266
Jacobi und Schlosser 275
Die Entscheidung 291

Spätere Schicksale.

Stolbergs letzte Lebensjahre 305
Zerfall des entiner Kreises 311

Quellen 315

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

Localhiſtoriſches.

Stadt und Landſchaft.

„Das Oertchen ſelbſt iſt freundlich, ohne Wall, Mauer oder Thor. Jeder Garten grenzt mit See oder Feld und rings umher iſt Gottes ſchöne Welt einem nahe.“ So ſchilderte Nicolovius gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Eutin, damals Wohnſitz des Fürſtbiſchofs von Lübeck, zugleich erſte und einzige Stadt ſeines Ländchens. Kleine, meiſtentheils von Fachwerk erbaute Häuſer, breite, menſchenarme Straßen boten ein faſt dörfliches Bild ruhigen Friedens und anſpruchloſer Einfachheit. Nur, wenn das Getümmel der Schuljugend in Holzpantoffeln umherklapperte, oder das Weidevieh bei'm Frühroth auf die Trift und abends heimgetrieben ward, belebte ſich die Gaſſe auf kurze Zeit. Ausnahmsweiſe unterbrach einmal der Peitſchenknall eines Fuhrknechts, der Sang wandernder Geſellen, ſeltener der Zauberſchall des Poſthorns oder das ehrbare Rollen einer Staatskaroſſe die allgemeine Stille.

Die Thätigkeit der Einwohner war auf Ackerbau und die demſelben zunächſt pflichtigen Gewerbe beſchränkt, Sinn und Sitte einfach, der Geſichtskreis kleinbürgerlich begrenzt. Kleidung, Hausgeräth und, was ſonſt zur Leibesnothdurft dient, ward nach altvererbter Gewohnheit ſauber und ordentlich, aber prunklos hergeſtellt, eine Luſtbarkeit im häuslichen Kreiſe oder gar ein öffentliches Gelag ſelten und mit Mäßigkeit begangen.

So erwarb Eutin trotz spärlich fließender Einnahmequellen, wenn auch nicht Wohlstand und Reichthum, doch die Mittel, der Noth und Verarmung zu wehren.

Die Hauptzierde des, kaum zweitausend Einwohner zählenden Städtchens war der weite und regelmäßige Marktplatz, an welchem das Rathhaus und ein zur Aufnahme von Hofgästen bestimmtes Palais, in dessen Nähe die, dem Erzengel Michael geweihte, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts erbaute, Stadtkirche lag.

Am nordöstlichen Ende mahnte ein stattliches Schloß im flachen, aber nicht unschönen Ziegelbau an den Herrensitz. Von diesem aus streckte sich zwischen Stadt und See der große fürstliche Garten, den neben Blumenfeldern und Baumgruppen Springbrunnen und Wasserfall, Fischhäuschen und buntbevölkerte Voliere in mannigfachem Wechsel schmückten. Gewölbte Lindengänge von seltener Höhe und Fülle führten zu Hütten, Grotten und Tempeln, welche bald einen einsamen Ruheplatz, bald freien Ausblick in die Ferne gewährten.

Zierliche Nachen lagen am Seeufer und luden zur Fahrt nach der gegenüberliegenden Fasaneninsel oder zu weiteren Ausflügen nach einem schattigen Landungsplatze. Jenseits des Sees und rings um Stadt und Schloß winkten Forst- und Bauerhäuser, Kirchthürme und Mühlberge zum Besuch, und zwischen ihnen bedeckten wohlbebaute Fluren, Eichen- und Buchenforste den welligen Boden, der dieser Landschaft eigenthümlich ist. Denn überall erheben sich Hügel, meistentheils von mäßiger Höhe, doch hie und da zu weitragenden Gipfeln, bei Nüchel am Bungsberge bis 554 Fuß über die Meeresfläche emporsteigend. Sie durchziehen das Land in vielfach verzweigten Ketten und umschließen zahllose Vertiefungen, die bald kleine Teiche bilden, bald ausgedehnte Wasserbecken, von welchen das größte, der plöner See, vier deutsche Meilen im Umfange mißt.

Auf diesem, manch heitern Wechsel darbietenden Boden führen kunstlose Wege zu der am Dieksee gelegenen Eremismühle,

ehemals Grevis- oder Grafenmühle genannt, ein vielbeliebter Rastort holsteinischer Wanderer. Von dort geht man auf anmuthigen Pfaden nach Plön mit seinem stolzen Herzogsschlosse, dann nach dem adeligen Kloster Preez und längs der lieblichen Swentine zur Universitätsstadt Kiel. Nordöstlich von hier liegt die reichbebaute Probstei und damit endet das gesegnete Land Wagrien, der östliche Theil von Holstein, welcher sich von der Ostseeküste bis zur Schwartau und Trave, im Westen gegen den die ganze cimbrische Halbinsel durchschneidenden Haiderücken hinstreckt.

Ueberall sind Wald und Wasser der Hauptschmuck der Gegend, deren still ernsten Character am Vollkommensten der Uklei bewahrt, ein kleiner, etwa eine Wegstunde von Eutin entfernter Landsee, in dessen Nähe das Forsthaus zu Wüstenfelde, die Dorfschenke in Sielbeck und ein fürstliches Lusthaus vielbesuchte Lieblingsplätze der ganzen Umgegend sind. Denn ein unnennbarer Zauber tiefsten Friedens ruht über dem Uklei, dessen dunkelblaues Gewässer vom Laube vollwuchsiger Buchen umschattet ist. Hier schuf die überwältigende Macht der Waldeinsamkeit schon zur Heidenzeit einen götterheiligen Hain. Hieher floh manches vom Lärm der Welt betäubte Gemüth zur stillen Einkehr in das eigne Selbst, zur Läuterung von Gedanken und Gesinnung, und zum ungestörten Aufblick nach dem Quell alles Trostes. Hier aber sammelten sich oft auch lebensfrohe Genossen zu lärmender Waldeslust, und, als vor achtzig Jahren ein Kreis hervorragender Geister in Eutin und seiner Umgegend heimisch geworden, da war jener See Zeuge manch vertraulichen und vertrauenden Zwiegesprächs, dem edle Entschlüsse zum Wohle der Menschheit und fruchtreiche Keime auf dem Felde des Ideentausches entsprangen, da lauschte er manch herzigem und begeistertem Liede, das der Freundschaft, dem Vaterlande oder der Verherrlichung des Ortes galt, an welchem die Herzen auf's Neue weit und für alles Gute und Schöne offen geworden. Diesen holden Waldsitz besang einst Overbeck mit den anspruchlos herzlichen Worten:

Ihr, wackern Leute, die ihr wißt,
Daß irgendwo ein Plätzchen ist,
Sielbeck von Alters her genannt,
Im fürstlichen Eutinerland;

Die Ihr dies liebe Plätzchen hab't
Wohl ausgeforscht, Euch satt gelabt
An Wald und See und Wasserfall,
Und Rasenbank und Nachtigall:

Sag't, ob Euch auf der weiten Welt
Ein Plätzchen herzlicher gefällt?
Sag't, ob ein See, bekränzt so schön,
Wo irgend anders noch zu sehn?

Und blinkt dann noch der Mond herein
Mit dämmerlichem Silberschein,
Gießt Phantasiegelispel sich
So hold herab und zauberlich:

O sag't, wie da des Menschen Herz
Sich fühlt gehoben überwärts,
Vom Erdentand nichts mehr vernimmt
Und wie ein himmlisch Flämmlein glimmt.

Das Bisthum.

Wie überall im Heidenlande hatten die ersten Verkündiger des Christenthums auch in Wagrien die fruchtbarste und darum volkreichste Gegend, und in dieser vorzugsweise die Plätze, welche den Bewohnern schon von Alters her als gottgeweihte galten, zu Pflanzstätten des neuen Glaubens gewählt. Hier war die Landschaft um Oldenburg, das slavische Starigard, die bevölkertste und bestbebaute. Denn jene Stadt war der Wohnsitz der herrschenden Fürsten und in der Nähe derselben, bei Putlos unfern dem Seestrande, stand der große Hain, welcher dem vornehmsten der heidnischen Götter, dem Prove, das ist Recht, geheiligt war.

Daher gründete Otto der Große, nachdem er in das Meer, das Dänemark von Norwegen scheidet, seine siegreiche Lanze getaucht und den König Harald dem deutschen Reiche lehn- und zinspflichtig gemacht, im zehnten Jahrhundert zu Oldenburg das Bisthum, welches bestimmt war, die neubekehrten Wagrier und Obotriten in christlicher Sitte und Gesinnung zu erhalten Des Kaisers Kanzler Marco ward erster Bischof des weiten Sprengels, der sich bis nach Schleswig hinauf und über das ganze Königreich der Obotriten bis an's Ufer der Peene erstreckte.

Die weite Ausdehnung dieser Lande machte bei zunehmender Bevölkerung unter dem zweiten Bischof Egward 971 die Abzweigung des Bisthums Schleswig nothwendig und 1058 die weitere Zerlegung des übriggebliebenen Theiles in die Bisthümer Oldenburg, Ratzeburg und Mecklenburg. Aber noch ehe ein Jahrhundert seit Einführung des Christenthums verflossen war, vernichtete ein Aufstand der wagrischen Bevölkerung jene Schöpfung, wie Alles, was an die aufgedrungene Lehre erinnerte.

Erst, als der Wendenapostel Vicelin, um 1086 zu Hameln geboren und unter schweren Sorgen und Entsagungen für das Werk der Bekehrung vorbereitet, zunächst am Hofe des obotritischen Königs Henrich zu Lübeck 1125 eine neue Kirche und 1130 in der holsteinischen Haide zu Faldera, dem nachmaligen Neumünster, ein dem heiligen Augustin geweihtes Kloster gründen durfte, gelang es, dem Christenthum auch in Wagrien allmählich den verlorenen Boden wieder zu gewinnen.

Zwar wurden die frommen Bestrebungen Vicelins durch den langjährigen Erbzwist zwischen Henrichs Söhnen, Suantepolk und Canut, durch die Ueberrumpelung Lübecks von Seiten der beutegierigen Rügianer, durch die Ermordung des der Kirche wohlgeneigten Canut, die darauf folgende Herrschaft der slavischen Fürsten Pribislaw und Niklot, die Zerstörung der Burg von Segeberg und die Vernichtung Altlübecks noch lange vereitelt. Doch, als Graf Adolf II. aus dem Hause Schauenburg, welcher schon 1106 vom Kaiser Lothar mit der Grafschaft Holstein als

DD901
F9B6

REESE

Zur Mitfeier des Tages, an welchem Millionen deutscher Zunge die Erfüllung der einst von Schiller ausgesprochenen Hoffnung bezeugen: „Wenn ich mir denke, daß man vielleicht in hundert Jahren, da mein Staub schon lange verwest ist, mein Andenken segnet, und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, dann freue ich mich des Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß.“

Lübeck den 10. November 1859.

107193

Inhalt.

Seite

Localhistorisches.

Stadt und Landschaft 1
Das Bisthum 4
Das Haus Holstein-Gottorp 9
Herzog Peter 13

Aus der Culturgeschichte.

Volkssinn und Volksleben 19
Wissenschaft und Sprache 25
Literatur 30
Begeisterung und Empfindsamkeit 36
Oeffentliche Meinung. Höfe. Nationalgeist 45

Stolberg.

Das Elternhaus 52
Göttingen 59
Jugendreisen 65
Die ersten Ehejahre 76
Neuenburg 85
Berlin 91
Reise nach Neapel 104
Apulien und Calabrien 118
Sicilien. Heimkehr 129

Voß. Seite

Jugend 139
Der Hainbund 146
Sängerliebe 154
Ueberſiedlung nach Wandsbeck 163
Vermählung 169
Das Schulamt 176

Zuſammenleben und äußerer Verkehr.

Die Wiedervereinigung 185
Hausfreunde 197
Nicolovius 208
Der holſteiniſche Adel 214
Plön und Meldorf 227
Kiel, Lübeck und Hamburg 237
Lavater 249
Die Fürſtin Gallizin 255
Auseinander gehende Beſtrebungen 266
Jacobi und Schloſſer 275
Die Entſcheidung 291

Spätere Schickſale.

Stolbergs letzte Lebensjahre 305
Zerfall des eutiner Kreiſes 311

Quellen 315

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Localhistorisches.

Stadt und Landschaft.

„Das Oertchen selbst ist freundlich, ohne Wall, Mauer oder Thor. Jeder Garten grenzt mit See oder Feld und rings umher ist Gottes schöne Welt einem nahe.“ So schilderte Nicolovius gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Eutin, damals Wohnsitz des Fürstbischofs von Lübeck, zugleich erste und einzige Stadt seines Ländchens. Kleine, meistentheils von Fachwerk erbaute Häuser, breite, menschenarme Straßen boten ein fast dörfliches Bild ruhigen Friedens und anspruchloser Einfachheit. Nur, wenn das Getümmel der Schuljugend in Holzpantoffeln umherklapperte, oder das Weidevieh bei'm Frühroth auf die Trift und abends heimgetrieben ward, belebte sich die Gasse auf kurze Zeit. Ausnahmsweise unterbrach einmal der Peitschenknall eines Fuhrknechts, der Sang wandernder Gesellen, seltener der Zauberschall des Posthorns oder das ehrbare Rollen einer Staatskarosse die allgemeine Stille.

Die Thätigkeit der Einwohner war auf Ackerbau und die demselben zunächst pflichtigen Gewerbe beschränkt, Sinn und Sitte einfach, der Gesichtskreis kleinbürgerlich begrenzt. Kleidung, Hausgeräth und, was sonst zur Leibesnothdurft dient, ward nach altvererbter Gewohnheit sauber und ordentlich, aber prunklos hergestellt, eine Lustbarkeit im häuslichen Kreise oder gar ein öffentliches Gelag selten und mit Mäßigkeit begangen.

Thron, der bis zum Tode Karls XIII. im Jahr 1818 im Besitz des gottorpschen Hauses verblieb.

Noch einmal hatte Dänemark versucht, das lübische Bisthum für einen seiner Prinzen zu gewinnen, ohne das oft erstrebte Ziel zu erreichen. Dagegen führte die Thronbesteigung Peters III. eine für Dänemark günstige und für das Haus Holstein-Gottorp folgenreiche Veränderung herbei. Durch Cessionsacte des russischen Thronfolgers vom 31. Mai 1773 wurde der gottorpsche Antheil von Holstein dem Könige von Dänemark abgetreten, der dagegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst der jüngeren Linie des gottorpschen Hauses überließ.

So ward Friedrich August Herzog von Oldenburg und als solcher 1777 von Kaiser Joseph II. belehnt. Zur Erinnerung an dieses freudige Ereigniß ließ der neue Herzog eine Denkmünze mit dem Wahlspruch schlagen: Subditorum salus felicitas summa; aber mit tiefem Kummer sah er seinen einzigen Sohn, Peter Friedrich Wilhelm, einer bald als unheilbar erkannten Geistesschwäche verfallen. Für diesen wurden der König von Dänemark und Prinz Peter Friedrich Ludwig, ein Neffe des Herzogs, zu Curatoren und letzterer zugleich zum Coadjutor des Bisthums ernannt. Dieser trat nach dem Tode seines Oheims als Herzog und Landesadministrator die Regierung von Oldenburg und diejenige des Bisthums Lübeck als letzter Fürstbischof an; denn bald wandelten die großen Staatsereignisse, welche um die Wende des Jahrhunderts den ganzen Welttheil umgestalteten, das lübische Fürstbisthum in ein dem oldenburgischen Hause unterthäniges Erbfürstenthum.

So endete nach fast tausendjährigem Bestande das Werk, das Kaiser Otto zum Schutz und zur Verbreitung christlicher Lehre in den nördlichen Marken gegründet hatte. Zwölf Bischöfe hatten bis 1158 zu Oldenburg in Wagrien, fünf und vierzig in Lübeck und Eutin den Krummstab geführt, unter den letztern seit 1586 zehn Prinzen des Hauses Holstein-Gottorp.

Herzog Peter.

Peter Friedrich Ludwig, Herzog zu Schleswig-Holstein, Stormarn und der Dithmarschen, Herzog und regierender Administrator zu Oldenburg, Fürstbischof von Lübeck, war geboren am 17. Januar 1755 zu Riesenburg im Königreich Preußen, wo sein Vater, Herzog Georg Ludwig von Holstein-Gottorp jüngerer Linie, vermählt mit Sophia Charlotte, gebornen Prinzessin von Holstein-Beck und Wittwe des Grafen Alexander Emil von Dohna, ein Cavallerieregiment commandirte. Ein älterer Sohn dieser Ehe war der am 18. Januar 1753 geborene Prinz Wilhelm August.

Der Vater, der sich im siebenjährigen Kriege als preußischer General ausgezeichnet hatte, wurde bei der Thronbesteigung Peters III. russischer Generalfeldmarschall. Als aber im Sommer 1763 bei der Rückkehr von Petersburg nach Kiel beide Eltern rasch nach einander verstarben, übertrug die Kaiserin Catharina II. die Erziehung der verwaisten Prinzen dem Obersten Stahl, welcher sich mit seinen Zöglingen eine längere Zeit zu Bern, dann drei Jahre lang in Bologna aufhielt und später mit diesen größere Reisen durch Italien, Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England unternahm.

Ueber die Prinzen schreibt Björnstahl in einem Briefe vom 10. Juli 1772 aus Bologna: „sie halten sich hier auf, um die Wissenschaften und allerhand Uebungen zu treiben, welches sie mit einem bewunderungswürdigen Fleiße und Fortgang thun. Sie haben sich nicht nur viel Licht und Einsichten, sondern auch die Verehrung und Liebe der ganzen Stadt erworben. Die Gelehrten schreiben ihnen ihre Bücher zu. Die Prinzen besitzen große Eigenschaften; man erkennt in ihnen die genaue Verwandtschaft mit König Gustav. Wir machen ihnen fast jeden Tag unsere Aufwartung und speisen an ihrem Tische. Täglich entdecken wir eine neue Eigenschaft, die ihren hohen Stand bezeichnet. In ihrem Gefolge ist der Oberst Stahl, ein Mann von Einsicht und Belesenheit."

Der ältere Prinz trat in den russischen Seedienst, in welchem er das Unglück hatte, am 19. Juli 1774 bei Reval durch den Sturz vom Maste einer Fregatte sein hoffnungsreiches Leben einzubüßen. Prinz Peter trat im 19. Lebensjahre in den Generalstab des Feldmarschalls Romanzow und nahm unter dessen Befehl an dem Feldzuge gegen die Türken 1774 Theil. Bald darauf rief ihn die Erhebung zum Coadjutor des Bisthums, sowie der leidende Zustand seines Vetters, des Prinzen Wilhelm, nach Deutschland zurück. Hier lebte er von 1776 bis 1781 theils auf Reisen, theils in Oldenburg, vorzugsweise aber als einfacher Privatmann in dem damals geistig höchst regsamen Hamburg.

Am 26. Juni 1781 vermählte sich Peter mit der Prinzessin Friederike Amalia Auguste, Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Würtemberg. Mit dieser bezog er in der Nähe der Hauptstadt Oldenburg das Lust- und Jagdschloß Rastede, ein ehemaliges Benedictinerkloster, dessen Stiftung bis in die Zeiten Elimars, eines Nachkommen Wittekinds, hinaufreicht.

Elimar, in den Urkunden als „mächtiger Graf an der sächsischen und friesischen Grenze" erwähnt, nannte sich noch Ammerscher Graf, da ihm, wie seinen Vorfahren durch kaiserliche Uebertragung im Ammergau Gerichtsbarkeit und Heerführung anvertraut war. Erst sein Enkel, Christian der Streitbare, der ein wackrer Kampfgenosse Heinrichs des Löwen gewesen und durch welchen das Städtchen Oldenburg am Zusammenfluß der Haaren und Hunte 1155 zum Schutze gegen die feindlichen Friesen mit Thurm und Mauer befestigt war, nahm den Titel eines Grafen von Oldenburg an. Ein späterer Nachkomme desselben, Graf Dieterich der Glückliche, wurde durch Vermählung mit der Prinzessin Hedwig, der Erbin von Holstein, Stammvater der nordischen Regenten. Denn sein Sohn Christian gelangte am 1. September 1448 auf den dänischen Königsthron, während dessen Brüder, Moritz und Gerhard der Gutmüthige, sich in den Besitz von Oldenburg und Delmenhorst theilten.

Das Kloster Rastede, das mitten in langwierigen Kriegsnöthen dem oldenburgischen Lande die älteste Geschichtsurkunde, die rastieder oder Grafen Gerhards Chronik, geschenkt hatte, wurde zur Zeit der Reformation säcularisirt und den Gütern des gräflichen Hauses einverleibt. Hier hatte Herzog Peter nach verschönerndem Umbau und nach Herstellung anmuthiger Parkanlagen einen Sitz still behaglichen Lebens geschaffen, den er nur selten mit dem Aufenthalt im oldenburger Schlosse vertauschte. Hier wurde ihm am 13. Juli 1783 sein Sohn Paul Friedrich August geboren, der dem Vater unter Annahme des großherzoglichen Titels am 28. Mai 1829 im Regiment folgte und am 27. Februar 1853 starb. Ebendaselbst erblickte am 9. Mai 1784 Prinz Peter Friedrich Georg das Licht der Welt, welcher am 27. December 1812 als russischer General, ein Opfer menschenfreundlicher Hingebung, am Hospitalfieber verstarb.

Im Sommer 1785 verweilte Herzog Peter mit seiner Gemahlin in Pyrmont, dessen Quelle die angegriffenen Kräfte der letztern wieder herstellen sollte. Dort ereilte ihn die unerwartete Nachricht von dem am 6. Juli erfolgten Ableben des Herzogs Friedrich August. Sofort eilte Peter nach Oldenburg, die leidende Herzogin unter der Obhut des Baron Ungern-Sternberg im Bade zurücklassend. Gleich nach der feierlichen Bestattung seines Vorgängers bedrängten den neuen Regenten Pflichten mannigfachster Art, zunächst die Sorge für den gemüthskranken Herzog Wilhelm, dem durch seinen Mitvormund, den König von Dänemark, das Schloß Plön in Holstein zum bleibenden Wohnsitze eingeräumt wurde. Sodann galt es, als Landesadministrator die Regierungen von Oldenburg und Eutin zu ordnen und als Coadjutor des Bisthums die Verwaltung dieser alten Stiftung zu übernehmen, die um so peinlicher und schwieriger war, je weltlicher die Interessen wurden, die sie allein noch zu vertreten hatte.

Zur persönlichen Kenntnißnahme dieser Verhältnisse beabsichtigte Herzog Peter im Herbste mit seiner Familie nach Eutin

überzuſiedeln. Deichbrüche aber hatten die Ueberfahrt über die Elbe ſo bedenklich gemacht, daß der Herzog ſeine hochſchwangere Gemahlin nebſt den Kindern der Gefahr nicht auszuſetzen wagte. Kaum aber war er in Eutin angelangt, als die Herzogin, getrieben von liebender Sehnſucht und von dem Wunſche, ihren Gatten zu überraſchen, ſich gleichfalls zur Elbfahrt entſchloß. Doch die Aufregung, welche der ungewohnte Anblick der Sturmwellen hervorrief, und Schreck über den Maſtbruch des begleitenden, einen Theil der Hofdienerſchaft tragenden Schiffes, warf die Fürſtin auf der Weiterreiſe in Segeberg auf's Krankenlager und führte, nachdem ſie nach Eutin gebracht und dort von einem todten Kinde entbunden war, am 24. November 1785 ihr frühzeitiges, vom ganzen Lande tief betrauertes Abſterben herbei.

So ſtand der dreißigjährige Wittwer, noch kurz zuvor voll ſtolzeſter Hoffnungen, am Sarge der heißgeliebten Gattin, für welche er nie wieder einen Erſatz finden ſollte. Seine ganze Liebe war forthin zwiſchen ſeinem Lande und den mutterloſen Söhnen getheilt, die zunächſt in der edlen Oberhofmeiſterin von Witzleben die ſorgſamſte Pflegerin fanden. Neben dieſer bildeten der Reichsgraf von Ranzau, Baron Brockdorf, Freiherr von Kurzrock, von Dorgelo, von Schele, von Witzleben und von Gall den neuen eutiner Hofſtaat.

Bald ließ der Herzog Schloß und Palais verſchönern und erweitern, den Schloßgarten in einen weithin berühmten Park verwandeln. Dabei ſuchte er durch Gründung einer muſikaliſchen Kapelle, durch Ankauf werthvoller Gemälde, durch Herbeiziehung des talentvollen Landſchaftsmalers Strack und ſpäter durch die des genialen Wilhelm Tiſchbein den allgemeinen Kunſtſinn zu fördern. Durch beſſere Ordnung der vorhandenen und durch den Ankauf neuer Bücherſchätze wurde ſowohl in Oldenburg, wie in Eutin der Grund zu reichen öffentlichen Bibliotheken gelegt, zugleich an beiden Orten und ſpäter auch im übrigen Lande für den Gewinn tüchtiger Lehrkräfte geſorgt, eine neue Ordnung der kirchlichen Verhältniſſe und eine verbeſſerte Einrichtung der

Armenpflege herbeigeführt und durch Abkürzung und Vereinfachung des civilgerichtlichen Verfahrens eine von allen Klassen der Bevölkerung lang ersehnte Wohlthat bereitet.

Bei all diesen Neuschöpfungen und Umgestaltungen stand dem Herzoge der geheime Rath und Minister Reichsgraf von Holmer als einsichtsvoller Beirath und thatkräftiger Diener zur Seite, ein Mann, dessen edle und redliche Gesinnung, dessen freien, weitblickenden Geist alle Zeitgenossen einstimmig preisen. An die Spitze der weltlichen Regierung des etwa zwanzigtausend Seelen umfassenden Fürstbisthums ward 1791 Friedrich Leopold von Stolberg berufen, nachdem er bereits seit längerer Zeit in verschiedenen Aemtern sowohl dem Herzog Friedrich August, wie dem jetzigen Landesherrn gedient hatte. Das Amt desselben war um so schwieriger, als ihm neben der allgemeinen Regierung des Ländchens auch die Justizcanzlei, das Consistorium und die Rentekammer untergeben war. Als Unterbehörden bestanden die Aemter Eutin und Kaltenhof, die Forstverwaltung unter dem kernhaften Oberförster Karl Maximilian Rüder, das geistliche Ministerium unter der Leitung des Hofpredigers Georg Heinrich Uckert und das Collegium scholarchale. Die städtische Verwaltung und die Policei befand sich in Händen des eutinischen Magistrats, der nach lübischem Stadtrecht aus Bürgermeister, Rathsherren, Syndicus und Stadtsecretar zusammengesetzt war.

Das Hochstift Lübeck, als dessen Haupte dem Bischof im Fürstencollegio des Reichstages ein Sitz „auf der Querbank" gebührte, zählte zu Herzog Peters Zeiten neun und zwanzig Capitularen, von welchen die ersten zehn den Titel Panistae führten. Zu diesen gehörten, außer dem Domdechanten Friedrich Ludwig Graf von Moltke, die Reichsgrafen von Wallmoden-Gimborn und von Bassewitz, Joseph Friedrich Graf von Schimmelmann, ferner von Blohme, von Buchwald, von Witzendorf, von Kurzrock, von Hövell und von Senkenberg. Ihnen folgten die Integrati, sodann die Semi-Integrati und endlich die

Canonici in herbis. Im Besitze der vier, den Katholiken verbliebenen Präbenden waren der Paniſt Freiherr von Kurzrock, der Semi-Integrat Reichsgraf von Edeling und die Canonici von Elmendorf und Marcell von der Decken.

Außerdem waren dem Hochſtifte noch über neunzig Vicariate zugeordnet, in deren Beſitz ſich der Adel von Mecklenburg und Holſtein mit den Bürgern der Reichsſtadt Lübeck und der benachbarten Gegend theilte. Das im Jahr 1309 geſtiftete Collegiatſtift zu Eutin beſaß am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts noch zehn Präbenden, welche ſämmtlich Bürgerlichen zugetheilt waren. Die demſelben ehemals annectirten Vicarii perpetui und Vicarii Vicariorum oder Vice-Vicarii waren bereits ſeit längerer Zeit eingegangen.

So wenig die Neuzeit den jahrhundertlangen Fortbeſtand einer ſolchen, jedes höheren Geſammtzweckes entbehrenden, von Habſucht, Ehrgeiz und Intrigue vielfach unterwühlten, in ihrer Verwaltung durch kleinliche und peinliche Vorſchriften, durch widerſprechende, oft geradezu unſinnige Gewohnheitsrechte verwirrten Anſtalt zu begreifen vermag, ſo hatte dieſe doch, abgeſehen von den äußeren Vortheilen, die vorzugsweiſe der Adel derſelben verdankte, auch für die Städte, welche Sitz ſolcher Stiftungen waren, eine keineswegs gering zu ſchätzende Bedeutung. Denn durch die Exiſtenz des Domcapitels wurden viele wohlhabende und gebildete Familien an oft nur kleine, dem großen Weltverkehr entlegene Orte gefeſſelt und durch ſie neben feinerer Sitte und veredeltem Geſchmack nicht ſelten auch ein geiſtiges Leben verbreitet, das dem an den Alltagsberuf gefeſſelten Bürger ohne jene fremd geblieben wäre.

Dieſer wohlthätige Einfluß machte ſich in Eutin beſonders fühlbar, als, nicht ohne weſentliche Mitwirkung hochgebildeter Domherren, auch dorthin die Wellen der Geiſtesbewegung ſchlugen, welche gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts das Geſammtvaterland befruchtend überflutheten und überall ein neues ungeahndetes Leben erweckten.

Aus der Kulturgeschichte.

Volkssinn und Volksleben.

Schon lange war den Deutschen das naturgemäße Gemeingefühl verloren. In der Mitte des Welttheils gelegen und ringsum preisgegeben dem Andrange fremder, in Bildung vorangeschrittener oder durch innere Macht fester erstarkter Völker, konnte unser Vaterland das Einheitsbewußtsein nur so lange wahren, als die Kaisergewalt das Ganze mit gleicher Kraft und Gerechtigkeit unangetastet zusammenhielt. Aber seit Jahrhunderten schlief Friedrich Rothbart im Kyffhäuser, ein Jahrtausend im Unterberg der große Karl. Die Ottone, Heinrich und Conrad erstanden nicht wieder und, als das letzte Haupt der Hohenstaufen gefallen war, da untergrub die rasch emporwuchernde Herrschaft des Papstthums, da zerstückelten kaiserliche Wahlcapitulationen und Einflüsterungen der beutegierigen Fremde das große Reich der Mitte.

Bereits im Jahr 1454 klagen die Räthe des Kurfürsten Albrecht Achilles auf dem Reichstage über den Verfall der einigen Macht, da „es leider in dem heiligen Reich so gestelt und der Gehorsam so gar vergangen, daß ein jeglicher Fürst im deutschen Gezunge sein Gewalt und Macht selbs wol bedarf, auch haben und immerdar mit wehrender Hand setzen und geschickt sein muß, sich und die seinen Lande und Leute selber und mit seinen guten Freunden zu beschirmen. Darumb wir", so

schließen sie, „und männiglich sichtiglichen sehen, daß das heilige Reich, das denn in vergangenen Zeiten die grundfesten Teutschen so männlich und löblich an sich bracht haben, durch solch Unwesen in groß Zergänglichkeit und Abnehmung kommt."

Als dann die Kirchenreform Deutschland in zwei feindliche Heerlager zerspaltete und jedes Ausländer zum Beistande heanrief, da war die Losung gegeben, welche unser Vaterland zum Kampfplatze fremder Interessen, das Blut unseres Volkes zum Preise fremden Rechtes machte.

Zwar kehrte der Friede wieder; aber, nachdem die schützende Grenze der Alpen längst verloren, das meerbeherrschende Niederland im Bewußtsein eigner Kraft dem Reichsverbande entrungen war, da raubte Frankreich unverwehrt die reichen Fluren des Westens und die Städte, welche einst des Vaterlandes Stolz gewesen, da nagten Schweden und Dänen ungescheut an unsern nördlichen Marken. Denn eifriger als je zuvor wendeten die „Mehrer des Reichs" Liebe und Sorge von diesem ab und ausschließlich der Hausmacht zu, und, wie sie in dynastischem Sonderinteresse Wohl und Reichthum des Vaterlandes ausbeuteten, so wetteiferten die Reichsfürsten, unbekümmert um das Loos der Unterthanen und gleichgültig für das Bedürfniß des Ganzen, im habsüchtigen Ringen nach eigner Landeshoheit. Adel und Ritterschaft, Stadt und Städtchen erstrebten die Reichsunmittelbarkeit, welche in kleinstaatlicher Tyrannei und kleinstädtischem Pfahlbürgerthum jegliche Theilnahme für das gemeinsame Vaterland erstickte.

So wucherte im ganzen Reiche die engherzigste Selbstsucht, dort als kaiserliche Familienpolitik, hier als Fürstenehrgeiz und Ländergier, in der Kirche als Intoleranz und Verfolgungssucht, auf den Schulen als aufgeblasene Pedanterei, bei'm Adel als stolz abgeschlossener Hochmuth, im Bürgerthum als Krämergeist, in jeglicher Gilde als Neid und Eifersucht, selbst bei'm Bauer und Taglöhner als trotziger Eigensinn oder gleichgültige Verstocktheit. Das große Reich löste sich in kleine und kleinste Theile

und jeder Deutsche strebte wieder, suam quemque domum spatio circumdare, nur sich und seinem Hause zu leben, den eignen Rauchfang, den Kirchthurm der Gemarkung, höchstens die Warte des Herrenschlosses als Mittelpunct gemeinsamen Wirkens gelten zu lassen.

Aber, ob's noch so enge ward im deutschen Herzen, zwei Schätze wahrte es dennoch mit der Treue, die seine älteste Nationaltugend ist: warme Anhänglichkeit an Weib und Kind und — secretum illud, quod sola reverentia vident — ahndungsvolle Ehrfurcht vor einer über Zeit und Raum erhabenen Macht. Mochte auch die Ausschweifung der Familienliebe zu den unseligen Spaltungen führen, die das öffentliche Leben und die Kraft des Vaterlandes zerbrachen, mochte das fromme unbefriedigte Sehnen sich in Aberglauben und träumerische Schwärmerei verirren, die Liebe blieb dem deutschen Gemüthe, das Ideal dem Geiste Bedürfniß.

Doch mußten Geist und Gemüth noch lange der vermittelnden Hand entbehren, welche sie zur innigen Verschmelzung und zu gegenseitiger Durchdringung leitete. Die römische Kirche vermochte diese nicht zu bieten; denn erstarrt im äußerlichen Dienste der Form und zum Volke redend in dem unverständlichen Laut einer todten Sprache ließ sie das liebeverlangende Herz kalt. Durch strenge willkürliche Begrenzung des Dogmas entfremdete sie sich die nach Wahrheit ringenden, nach Freiheit dürstenden Geister. Die Reformation zerschlug zwar jene Formen und Fesseln, aber bei'm gleichzeitig zunehmenden Zerfall des Reichs entschwand dem Volke in der dringenden Sorge für Nächstes und Kleinstes das Interesse für das Allgemeine und Große. Wem blieb in den Wirren dreißigjährigen Kampfes Neigung und Muth, ja nur die Möglichkeit, am eignen Hause zu bauen zum Wohle des Vaterlands, für dieses zu wirken zum Segen jeglichen Hauses, Haus und Vaterland zu schirmen und zu schmücken zu Gottes Ehre?

Noch oft, ja bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, durchtobten blutige und erbitterte Bürgerkriege das zerrissene Reich. Allgemeine Noth und Verarmung drängte selbst den Blick der Besten und Einsichtsvollsten auf das niedere Bedürfniß des alltäglichen Lebens. Glücklich pries sich Stadt und Gemeinde, die, wenn auch nicht von umsichtigen und kenntnißreichen, doch ehrlichen und gerechten Beamten in patriarchalisch despotischer Weise verwaltet wurde. Hier machte angeborne Gutmüthigkeit des Befehlenden, die innige Verschmelzung seiner eignen, in der Regel ererbten Rechte und Vortheile mit dem Interesse des Landes, und die unterwürfige Treue des Volkes Zustände möglich, die den nachfolgenden Geschlechtern geradezu unbegreiflich schienen.

So sah man vor hundert Jahren die deutschen Länder und Ländchen durch Schlagbäume und Zollsperren feindlich getrennt, die Dorfschaften durch Kriegsjammer verarmt, durch Frohnen und Plackerei am neuen Erblühen verhindert, den Bauern an vielen Orten noch mit Leib und Gut ein Herreneigenthum. In den kleinern Landstädten war Handel und Gewerbe auf Erzeugung und Herbeischaffung des einfach Nothwendigen beschränkt, die Kirche armselig besoldeten, größtentheils unwissenden, oft blind fanatischen Geistlichen, die Volksschule ausgedienten Kriegsknechten oder einem begünstigten Diener des adligen Beamten zur Leitung anvertraut.

Bewegter war das Treiben der größeren Reichsstädte, welche durch ihre Lage in der Nähe des Meeres oder an den Knotenpuncten der allgemeinen Verkehrstraßen begünstigt wurden. Hier erhielt sich die Bürgerschaft im Besitze und behaglichen Genusse von Reichthum und Recht, zugleich aber in eifersüchtiger Abgeschlossenheit von jeglichem Interesse, das die Markpfähle ihres Weichbildes überragte. Zunft und Gilde, die im dreizehnten Jahrhundert und zu Anfang des vierzehnten die Uebermacht der Geschlechterherrschaft siegreich gebrochen hatten, waren zwar auch jetzt noch beeifert, Versammlungsstube, Herberge und Luftanger in äußerem Schmuck und Ansehn zu erhalten, mit altväter-

lichem Ernste Morgensprache und Amtsberathung zu pflegen, auf den Stadtwällen, an Thor- und Scharwache überflüssigen Waffendienst zu verrichten und bei'm Königschuß wie bei'm Mummenschanz mit Weib, Kind und Knecht zu lärmen und zu schwärmen, aber das, was die Zünfte einst zu Pflanzstätten allgemeinen Bürger- und Gemeinsinns gemacht, die höhere Weihe eines sittlich religiösen Elements war entschwunden und die ehrbare Vorschrift, nach welcher das Handwerk so rein bleiben müsse, „als hätten es Tauben zusammengetragen", war längst zur Mythe geworden.

Der Verlust eines ideellen Bandes und der wachsende Einfluß besoldeter Staatsdiener raubte der Gemeinde das Unabhängigkeitsgefühl, sowie Geschick und Kraft zur Selbstregierung. Die Entwicklung der Kriegskunde und die Aufstellung stehender Söldnerheere vernichteten die ehemals erprobte Waffentüchtigkeit des Bürgers. In kriechender Demuth, feige und ohne Selbstvertrauen beugte er sich vor Beamten, Kriegsleuten und jeglichem Vornehmeren. Erloschen war das vaterländische Ehrgefühl so allgemein, daß noch Knebel an Herder schreiben konnte: „Von politischer Ehre ist auf die Deutschen nicht allzuviel gekommen und wird bei ihrem gemeinen Stumpfsinn auch nicht gar viel ferner auf sie gelangen. Sie behängen sich lieber mit Schellen der Eitelkeit, des Ranges und der Titel. Wir haben die Ehre nur im Pluralis."

Dem Adel allein gehörten am Hof und in der Regierung, bei'm Heere wie bei der Gesandtschaft die obersten und ehrenvollsten, ihm fast ausschließlich die einträglichen Aemter und Würden. Er verlieh in katholischen Ländern seinen jüngern Söhnen die vornehmsten Officien und Pfründen der Kirche, er war der Patronatsherr fast aller protestantischen Landkirchen, er der privilegirte Nutznießer säcularisirter Stifter. Mochte er in ritterlicher Vertheidigung der Standesehre immerhin ein höheres Bewußtsein wahren, so war doch auch ihm im Dienste des Particularismus unter den verführerischen Lauten der französischen

Sprache und in frivoler Nachahmung ausländischer Sitte und Tracht der vaterländische Sinn längst abgestumpft.

Die kleinen, zwischen dem niedern Adel und der Fürstenmacht stehenden Dynasten wurden bei dem augenfälligen Widerspruch zwischen hochfliegenden Ansprüchen und den beschränkten Mitteln zur Befriedigung derselben in der Heimath ein Gegenstand des Hasses, im Auslande die Zielscheibe des bittersten Spottes, so daß Lord Chesterfield einem deutschen Herrscher die Worte unterschieben durfte: „There is not a prince near me that has not made an augmentation in his forces, some of four, some of eight and some even of twelve men, so that you must be sensible it would have been consistent neither with my honour nor safety, not to have increased mine. J have therefore augmented my army up to forty effective men, from but eight and twenty, that they were before, but in order not to overburthen my subjects with taxes, nor oppress them by the quartering and insolence of my troops, as well as to remove the least suspicion of my designing any thing against their liberties; to tell you the plain truth, my men are of wax, and exercise by clockwork.“ Ein Deutscher aber, der nachmalige Oberpräsident von Vincke, berichtet noch vor sechzig Jahren über eine Gegend im Paderbornschen: „Hardehausen — fette Mönche und gutes Bier. Unglückliche Lage des Landes, unter einem reichen, geizigen Wahlfürsten. Die Bauern müssen das dritte Gebund geben, sie werden von den Juden geprellt und gequält. Unordentliche Justizpflege. Der Fürst ist gewöhnlich in Hildesheim. Man erwartet auch hier sehnlichst die Franzosen.“

Und die mächtigeren Fürsten? Auch sie waren Kinder des Jahrhunderts. Der Fluch langer innerer Kriege ließ in ihren Augen das Reich nur noch einen leichenhaften Schatten, den Gedanken an ein allgemeines Vaterland als wesenlos, wenn nicht gar als strafwürdig erscheinen. Große Regenten, edelgesinnte Denker und mannhafte Helden wurden noch immer unter

ihnen gefunden, doch waren selbst die Größten und Besten unfähig, sich dauernd dem berauschenden Einfluß französischen Geistes oder dem Zauberbann zu entwinden, mit welchem das Römerthum die Gewissen umstrickt hielt. Deutsches Volksgefühl galt auch ihnen höchstens als historische Erinnerung, deutsche Vaterlandsliebe als ein Dichtertraum.

Wissenschaft und Sprache.

Klein und unscheinbar war der Acker, der die Keime neuen Lichtes barg, wenig beachtet, kaum Einzelnen bekannt der Arbeiter, der seiner wartete. In der Dunstluft verwitternder Zellen und in niedern Erkerkammern, unter dem erstickenden Staube der Schule und der Bücherhalle trug Sammlerfleiß und Lernbegierde die Scheite zusammen, welche zur weitleuchtenden Fackel emporflammen, aus den Irrpfaden einer in hohlen Formen erstarrten Scholastik und der jede Geistesfreiheit lähmenden Mystik endlich den Weg zeigen sollte, auf dem lebendiges Wirken und Werden durch Beobachtung und Erfahrung gesucht und gefunden werden könne.

Daß unsere Hochschulen unter dem Toben barbarischer Rohheit, die in ihren Mauern heimisch geworden, trotz der pedantischen Einseitigkeit ihrer Stubengelehrten und ungeachtet der abenteuerlichen Phantasmen, die dort ausgebrütet wurden, sich dennoch zum alten Quell einfach natürlicher Erkenntniß und zur Wiederanknüpfung langzerrissener Bildungsketten durchzuringen vermocht: das verdankten sie vor Allem der Freiheit, die ihnen unter allgemeinem Drangsal unangetastet geblieben war.

Denn, wie auch Zwang und Noth die Kräfte steigern für Erwerb und Gewinn; wie sie den Menschen erfinderisch machen zur Erlangung neuer Mittel, das Errungene zu schützen, zu erhalten und zu mehren: so vermag doch nur die freie Menschenseele und, je mehr sie sich dem Erdendruck entwand, um so

unbefangener nach den letzten und höchsten Bedingungen zu forschen, denen die Erscheinung der natürlichen Nothwendigkeit, wie jedes willkürliche Thun unterworfen ist. Nur sie vermag das Ziel zu ahnden, dem Gedanke und That entgegenstrebt, weil Freiheit die Grundbedingung menschlich selbstständigen Daseins ist. Sie allein gewährt die Möglichkeit der Wahl zwischen Gut und Schlecht; aber als Geschenk der göttlichen Liebe und als Ausfluß der ewigen Allmacht führt sie auch den Irrenden und Strauchelnden durch Leid und Prüfung immer wieder zu dem Quell, dem sie entsprossen, zurück.

Und Freiheit mit all ihren Ausartungen, aber auch mit den Segnungen eines immer frisch und fröhlich fortkeimenden Lebens blieb den Hochschulen erhalten. In das Treiben und die Verfassung derselben ändernd einzugreifen, versagte sich die Regierung in friedlichen Tagen aus altvererbter Ehrfurcht vor der unbegriffenen Geistesmacht, und während des Kriegsgetümmels zog Gleichgültigkeit gegen Alles, was den nächsten Zwecken des Staates fremd zu sein schien, das Auge der Fürsten von jenen Anstalten ab. Von Manchem wurde kaum die Möglichkeit neuer Lebensregung geahndet, als bereits auf allen Gebieten des Wissens das scheinbar Stagnirende sich zu kräftig aufwallender Gährung erhob.

Die massenhafte Anhäufung todter Kenntnisse hatte zur Uebung im Sichten und Ordnen, das spitzfindige Wort- und Witzspiel der Dialektik zu einer Geistesgymnastik genöthigt, welche Fertigkeit in Formulirung des Gedankens und die Fähigkeit erzeugte, den stofflichen Inhalt, welchen eine nahe Zukunft in Fülle heranbringen sollte, zu bewältigen, ihn Andern zugänglich und der Menschheit nutzbar zu machen. Nur so vorbereitet und vorgebildet konnte der Geist die tiefen Gedanken erfassen, welche die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts ausstreute, nur so die neu eröffneten Schätze classischer Weisheit und Lebenserfahrung, das wiedererrungene Ideal antiker Schönheit mit eingehendem Verständniß aufnehmen. So erst wurden die Sinne unbe-

fangen genug, die Entdeckungen und Beobachtungen des mit neuem Rüstzeug für das Kleinste, wie für das Fernste bewaffneten Auges zu begreifen und an sie erfolgreiche Weiterforschung anzuknüpfen.

So lange aber die Hochschule nicht blos die vornehmste Pflanz- und Werkstätte der Wissenschaft, so lange sie auch alleinige Besitzerin und Nutznießerin derselben sein wollte, mußte der durch sie gewonnene Reichthum an Anschauung und Erkenntniß der Mehrheit im Volke verschlossen bleiben. Denn von den Klöstern, welche in dunkler Zeit des Mittelalters dem beschaulichen Sinne friedliche Zuflucht, den überkommenen Geistesgütern Hut und Pflege gewährt, war die Sprache der römischen Kirche als ausschließlicher Ausdruck des Wissens und als fertiges Mittel für den Gedankenverkehr auf die Hochschule vererbt.

Der deutsche Laut, welcher einst im volksthümlichen Epos, im Kriegs- und Minnelied die reichste Bildungsfähigkeit verrathen und dem Vaterlande einen gemeinsamen Sprachschatz geboten hatte, war den Schriftgelehrten abhanden gekommen. Im Munde des gemeinen Mannes, nur alltäglicher und allkläglicher Noth zum Ausdruck dienend, vom Bauern- und Soldatenwitze zu Schelmenliedern und niedern Possen, von handwerksmäßigen Poetastern zu Reimspielen verwendet, entwickelte sich die Volkssprache nach provinziellen Sonderinteressen, unter dem Einfluß der Grenznachbarn und fremder Eindringlinge, in roher, weit auseinandergehender Weise.

Erst seit Luther, dessen Donnerwort den kirchlichen Verband des Vaterlandes zersprengt hatte, dem Volke zu gleicher Zeit in der Bibelübersetzung ein neues unzerreißbares Band der Wiedervereinigung gab; als seine, dem Mittelpuncte Deutschlands entstammende Mundart den Lauten von Süd und Nord eine gemeinsam anklingende und überall verständliche Form verlieh: da erst konnte die Kunst des Bücherdrucks das, was die Weisesten erkannt und erdacht, was das Volk gemeinschaftlich erlebt und

empfunden, in einer Allen zugänglichen Schriftsprache sammeln und verbreiten.

Aber in den Zeiten allgemeiner Selbstsucht hielt die Gelehrtenzunft unter dem Geheimsiegel der lateinischen Sprache ihren Besitz noch lange mit dünkelhaftem Kastenstolze vor dem profanen Blicke der Menge verschlossen. Täglich erprobten stille Beobachter und einsam forschende Denker die Fähigkeit des menschlichen Auges, zum Höchsten emporzuschaun und selbst in das fernste Dunkel einen ahndungsvoll fragenden Blick zu richten; aber hochmüthig verschmähten sie das Gottesgeschenk der Muttersprache, welche Erfahrung und Erkenntniß, Gedanken und Entschluß, Rath und That dem Verständniß eines ganzen Volkes eröffnen könnte. Galt doch Latinität und Gelehrsamkeit für so synonym, daß Jan van Gorz es für ganz selbstverständlich hielt, sogar den Beweis, daß Adam und Eva im Paradiese holländisch gesprochen, in lateinischen Worten führen zu müssen.

Selbst diejenigen, die mit frisch lebendiger Werdelust in das Ringen und Streben der Mitwelt selbstthätig eingreifen und auf weitere Kreise fördernd wirken wollten, glaubten, wenn sie dem Lateinischen entsagten, nur in der französischen Hof- und Modesprache das Mittel zu besitzen, um den nach Bildung lechzenden Deutschen verständlich zu werden. Gab doch sogar der große Leibnitz die zunächst für das gebildete deutsche Publicum bestimmten Schriften Essai de Théodicée und Essai sur l'entendement humain französisch heraus. Denn wenig kannten auch die Gelehrten seiner Zeit den Reichthum, den unsre Sprache seit Jahrhunderten besaß; wenig ahndeten sie, welche Fülle von Schönheit der Laut berge, den Karl V. nur zum Umgange mit seinem Pferde würdig achtete. Galt doch bis in's neunzehnte Jahrhundert hinein, ja, trotz Arndt und Jahn, noch nach dem großen Freiheitskriege französisch Parliren in vielen deutschen Kreisen als erstes, wenn nicht einziges Zeichen der Bildung. Dauert doch, nachdem Fürst und Adel allmählich der Unsitte französischer Gouvernanten- und Bonnenerziehung entsagt, diese

bei dem nach vornehmem Scheine geizenden Bürger- und Bauernstande noch heute fort, auf daß die wohlerzogenen Kindlein nicht zurückstehen hinter der Dienstmagd des berner Oberlandes, welche im Alltagskleide mit „unfeinem" Deutsch danket, es dagegen im Sonntagsstaate schicklich findet, auf freundlichen Gruß „Obligé!" zu erwiedern. Ja, hat sich der Begriff des Ausländischen doch bei manchem Deutschen mit demjenigen der höheren Menschennatur so identificirt, daß eine Dame, um bei Ueberschreitung der Weidetrift vom Vieh nicht verstanden zu werden, der mit einem rothen Tuche bekleideten Begleiterin die französischen Worte zuruft: „Cachez votre shawl, les vaches n'aiment pas le rouge!"

Vergebens bekämpften einzelne Deutschgesinnte ein solches Unwesen, vergebens erschienen schon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges „Deutsche Satyra wider alle Verterber der deutschen Sprache," vergebens spottete schon damals der Dichter:

„Besuchen wir die Stadt, da treten hin und wieder
Gar trötzerlich daher die Alamode-Brüder
Auf Alamodisch Art, wie man es itzund nennt,
Da mancher so stolzirt, daß er sich selbst nicht kennt;
Und, ob dieselben gleich von Frankreich unterscheiden
Die Sprache, Sitten, Rhein, doch können sie nicht meiden
Derselben Völker Art, das deutsche wird veracht
Und, was französisch ist, das nehmen sie in Acht.
Französisch ist das Kleid, französisch sind die Tänze,
Französisch müssen sein die tiefen Reverenze,
Ja auch der Reden Klang, weiß mancher gleich nicht wohl,
Wie er das Wort Monsieur verdeutschet geben soll."

Denn schon damals drängte sich neben der Sprache französische Hoffitte und Tracht immer tiefer in das Leben unsers gedemüthigten Vaterlandes hinein. So lehrte ein bald nach dem osnabrücker Frieden in Hamburg erschienenes Complementierbüchlein „höfliche zierliche Geberde, Rede und Thaten bei Leuten zu führen, mit geschickten Sachen angefüllet, sich und andern damit zu nützen und zu belustigen" nebst einem Anhange „etli-

cher alamodischer Damen Sprüchwörter" enthaltend. So wurde bald allgemein der Weg gebahnt „zu jenem höflichen Schlendrian, durch dessen Blüthe wir armen Deutschen zu Narren und uns selbst entfremdet wurden." Als Extreme der Höflichkeit werden dort scurrilitas und insulsitas genannt, welche Christian Weise in seiner „verkehrten Welt" durch den Landrichter Alamode verspottet, und die Michael Freudius 1681 mit dem Distichon geißelt:

Posticam juvenes Alamodistae ense tuentur,
Fors quoniam virgam se meruisse sciunt.

Dennoch blieb die Mode, die statt des Schönen das Neue, statt des dem Einzelnen Angemessenen etwas Allgemeines, dem Sonderbedürfnisse und dem individuellen Geschmacke Widersprechendes als herrschende Wechselform aufdrängt, bis zum heutigen Tage die Tyrannin, welche deutsche Fürstinnen von der Laune einer pariser Lorette, den vornehmsten deutschen Geck von der genialen Idee eines überrheinischen Künstlers abhängig und sie taub macht nicht nur für ein treugemeintes deutsches Wort, sondern selbst für die Warnung des vorzugsweise beachteten Auslandes, das ihnen schon vor einem halben Jahrhundert zurief: „Fashion is so completely distinguished from good breeding, that it is even opposed to it. It is in fact a system of refined vulgarity."

Literatur.

Unter den deutschen Gelehrten war Christian Thomasius, der unermüdliche Vorkämpfer für Denk- und Glaubensfreiheit der erste, der sich sowohl bei'm Lehrvortrage, wie in wissenschaftlichen Schriften deutscher Sprache bediente. Bald nach dem Tode desselben that ein Mann, dessen eigne schöpferischen Leistungen längst vergessen sind, und dessen critische Aufgeblasenheit dem Spott von Mit- und Nachwelt anheimfiel, Johann Christian Gottsched, den ersten bewußten Schritt, den überlie-

ferten Werken der deutschen Muttersprache Schutz und Recht zuzuwenden und so den Grundstein zur Sicherung des Sprachschatzes zu legen, den wir mit erborgtem Wort unsere Nationalliteratur nennen.

Wie berechtigt immerhin die Gegnerschaft war, die sein prahlerischer Eigendünkel und das anmaßliche Streben nach Alleingeltung hervorrief; wie verdient der Spottname des „starken Mannes" sein mochte, der ihn mit dem Gaukler Eckerberg auf gleiche Linie stellte: dennoch wird die unbefangene Nachwelt Gottscheds treu vaterländischem Sinn und seinem regen Sammlerfleiße die Anerkennung nicht versagen. Lächelt man auch über den feierlichen Ernst, mit welchem er und seine Freundin Neuber den Hanswurst zu Leipzig auf öffentlichem Markte verbrannten und die Gemeinheit auf immer von der Bühne verdrängt zu haben glaubten, während sie in der That den letzten Rest eines volksthümlichen Dramas zerstörten: so beweist doch das Urtheil, welches Gottsched über den dänischen Lustspieldichter Holberg aussprach, daß er weder für den Reiz und die Bedeutung des Komischen unempfindlich, noch bei gewissenhaft deutscher Gesinnung ungerecht war gegen tüchtige Leistungen des Auslandes.

„Ungeachtet wir in Deutschland," schreibt er über Holbergs Jean de France, „einen so fruchtbaren und regelmäßigen Dichter noch nicht aufzuweisen haben, so machen wir uns doch eine Ehre daraus, auch diesen unsern Nachbarn, aus einem uns verschwisterten Volke, den südlichen und westlichen Völkern zum Beweise aufzustellen, daß die nordischen Geister der Gelehrten eben so träge nicht sind, als sie zu glauben pflegen. Die Thorheit der französischen Affen ist wenigstens so scharfsinnig und so glücklich von ihm ausgelacht worden, daß man hoffen kann, es werden künftig alle solche deutsche Franzosen, davon es eine Zeit lang in Deutschland gewimmelt hat, bei allen, die dieses Stück lesen, halb unehrlich gemacht werden." Ja, wie wohl Gottsched trotz aller Pedanterie selbst zu scherzen wußte, zeigt einer seiner Briefe an den Minister Friedrich Wilhelms I., den Grafen Ernst

Christian Manteufel, welcher der leipziger medicinischen Facultät einen Maulesel mit der Anfrage gesendet: pourquoy cet animal nait tel qu'il est sans être en état de procréer son semblable? „Die Antwort," schrieb Gottsched, „wird wohl ähnlich lauten, wie die Consultationen der Aerzte im Moliere. Denn Hofrath Walther glaubt Samenthierchen, Dr. Hebenstreit glaubt sie nicht, sondern hält es mit den staminibus et praefigurationibus in ovulis femellarum, Dr. Quellmatz meint, daß Alles per calorem wie in chemischen Operationen gebildet werde und zwar durch einen Naturgeist, Dr. Plattner aber ist ein Scepticus und sagt gar nichts."

Gottscheds laut verkündetem Streben, den classischen Geist des Alterthums auf vaterländischen Boden zu verpflanzen und durch ihn das verhaßte Franzosenthum zu verdrängen, entsprachen zwar seine eignen Dichtungen wenig, da er stets ein, wenn auch unbewußter Nachahmer gallischer Formen blieb; aber trotz seiner Verirrungen und Schwächen erweckte dennoch das Beispiel seines mannhaften Auftretens einen Kreis strebsamer jüngerer Dichter, sich in Leipzig für die Veredlung deutscher Sprache und Dichtkunst zu vereinen. Der Satiriker Gottlieb Wilhelm Rabener, Johann Andreas Cramer, der Odendichter, und Karl Christian Gärtner, Verfasser mehrerer dramatischer Werke, standen an der Spitze einer Verbindung, der auch Adolf Schlegel, Ebert und Zachariae beitraten, und die sich durch Herausgabe der „bremischen Beiträge" ein wesentliches Verdienst um die Verbreitung gelungener Dichtungen und um die Läuterung des Geschmackes erwarb. Zu ihren Mitarbeitern gehörten Kleist, Gleim, Elias Schlegel, Ramler und Klopstock, der den zweiten und dritten Gesang seines Messias zuerst durch die bremischen Beiträge bekannt machte.

Mehrere jener Jünglinge, so Zachariae und Ebert, gehörten später dem bedeutenden Männerkreise an, den der braunschweigsche Hof um sich zu vereinen gewußt. In Berlin, wo Ramler, „der Führer der Spreebarden", als Orakel verehrt wurde,

verband sich Lessing mit Mendelssohn, Sulzer und Nikolai zur Herausgabe der allgemeinen Bibliothek, welche die gesammte deutsche Literatur critisch umfassen sollte. In Halberstadt bildete der weichlich gutmüthige Gleim den Mittelpunct einer Dichterschule, welcher Kleist, Georg Jacobi, Uz, Götz, Pyra und der critisirende Klotz in Halle zugerechnet wurden. Bedeutender war die Stellung Hamburgs, wo Lessing eine Zeit lang dramaturgische Blätter und seine antiquarischen Briefe schrieb, in dessen Nähe später Klopstock, Gerstenberg, Claudius und Voß gemeinsam für die Kunst wirkten. Auch die schweizer Dichter Bodmer, Breitinger, Haller, Geßner und Lavater nahmen an dem allseitig erwachten Streben zur Hebung deutscher Poesie lebendigsten Antheil.

Vor Allen aber trat Gotthold Ephraim Lessings scharfe Feder der übermüthigen Alleinherrschaft Gottscheds mit dem strengen Ernste der Critik siegreich entgegen. Unterstützt von gründlicher Kenntniß des Alterthums und von einer geläuterten Kunstanschauung bekämpfte er die hohle Aufgeblasenheit der deutschen Gelehrten, die Unduldsamkeit eines starren Buchstabenglaubens und die Anmaßung, mit welcher französische Gesetzgeber ihre Schönheitsregeln als unumstößliche Vorschriften einer neuerfundenen Classicität aufzustellen gewagt. Aber nicht nur in der Regirung weit verbreiteter Irrthümer, nicht nur in der Anrege zur Beschreitung noch unbetretener Bahnen, auch in eignen Meisterwerken, in seinem Laokoon, in der Emilia Galotti, im Nathan und in der vaterländischen Minna von Barnhelm, erwies er sich begabt mit jener genialen Geisteskraft, die sowohl Neues, als auch Fortlebendes und Fortgebärendes hervorzurufen im Stande ist.

Gleichzeitig wirkte Christoph Martin Wieland als schöpferischer Dichter, als anregender Beobachter und Beurtheiler jedes neu emporkeimenden Talentes, vor Allem als einer derjenigen, welche der deutschen Sprache eine bis dahin ungeahndete Darstellungsfähigkeit und eine Mannigfaltigkeit neuer Formen zu-

führten. Durch eigne Werke, durch Uebersetzungen sowohl römischer Classiker, wie des noch wenig bekannten Shakespeare, durch die Recensionen seines deutschen Merkur und auf andern Wegen schenkte er unserer Literatur neben sprachlichem Gewinne einen so großen Schatz von Erkenntniß und Anschauung, von Geist und Witz, von Geschmack und vielseitiger Bildung, daß ihm, trotz aller Hinneigung zu französischen Vorbildern, sein ruhmvoller Name bleibt, auch, wenn er nicht Karl Augusts Lehrer und durch ihn einer der hervorragenden Förderer einer neubeginnenden Glanzzeit gewesen wäre.

Mit tieferem Ernste richtete Johann Gottfried Herder von der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechts" bis zum Volksliede der Gegenwart, bald auf die räthselhafte Keilschrift von Persepolis, bald auf die Lotusblätter der Sakontala, in der Kalligone auf das Angenehme und Schöne, im Cid auf ritterliche Tapferkeit, hier auf die Geschichte der Menschheit, dort auf eine Erscheinung der Natur, vor Allem aber in das Geheimniß göttlicher Offenbarung den allzeit klaren Forscherblick. Unermüdlich thätig bis zum Tode schuf er einen Schatz von Werken, die sämmtlich dem „deutschen Nationalruhm" dienten, obgleich nur die 1812 zur Zeit der Unterdrückung erschienene Epistel ausdrücklich diesen Titel führt.

Friedrich Gottlieb Klopstock endlich, der körperlich und geistig früh Erstarkte, im Wollen und Wirken allzeit Reine, hob durch den Schwung seiner Oden, durch den feierlichen Ernst der Messiade die Menschheit über das Leid der Gegenwart zum Himmel empor, malte aber zugleich in Liedern und Bardieten das Bild der Helden, die einst in Deutschland erstanden waren, und verkündete mit begeisterndem Seherblick die Auferstehung eines neuen Volksbewußtseins und die Hoffnung auf eine Wiedergeburt des Vaterlandes.

Selbst Goethe stand, bevor sein universeller Geist die Schranken der heimathlichen Grenzen durchbrach und jenseits derselben das Gebiet der Weltliteratur betrat, noch vorzugs-

weise auf vaterländischem Boden. In seiner deutschen Baukunst lenkte er schon als Jüngling die Blicke auf jene lang als gothisch und altfränkisch verachteten Meisterwerke, deren genauerer Beachtung die Neuzeit ein volksthümliches Wiedererblühen der Architectur verdankt. Sein Götz und der vielfach verkannte Werther liefern bis zur Stunde unerreichte Musterbilder deutsch derber Mannhaftigkeit und eines ehrlich deutschen Gemüthes, das im unvermittelten Conflict zwischen Wirklichkeit und Ideal untergehen mußte.

Keiner aber von jenen Heroen ist in das Herz seines ganzen Volkes, in Saft und Blut jedes Alters und Geschlechts so tief und nachhaltig eingedrungen, wie der jüngste unter ihnen, Friedrich Schiller, der es verstand, dem in jeder deutschen Brust schlummernden Ideal einen, überall befreundet anklingenden, Geist und Gemüth erhebenden, das Gefühl für das Schöne und Wahre, wie den Sinn für das Sittlich-Reine gleich befriedigenden Ausdruck zu verleihen.

So drängte alles Ringen und Streben, alles Gähren und Stürmen in Kunst und Wissenschaft auf Neubelebung des vaterländischen Sinnes, auf Bereicherung des Volksgeistes, auf daß er sich bewußt werde sowohl der altererbten, wie der jüngst errungenen Schätze, auf daß er einig werde im Denken und Fühlen und, erfüllt mit großen einigen Gedanken und Empfindungen, erstarke zur gemeinsamen That. Zwar verfloß noch ein Menschenalter, bevor der Deutsche auf den Gefilden von Leipzig und Belle Alliance die todesmuthige Vaterlandsliebe bewährte; aber, wenn später mancher Kriegsheld gerechten Grund hatte, die Männer der Feder als Verkümmerer seiner Siege anzuklagen, so möge er doch auch unparteiisch genug sein, anzuerkennen, daß sich die Flamme, welche damals im Volksgeiste als gemeinsamer Muth aufloderte, an jenen Fünkchen entzündet hatte, die lange vorher in der niedern Zelle des einsamen Denkers und Dichters genährt und geschürt worden.

Begeisterung und Empfindsamkeit.

Die ruhigen Tage, deren sich Deutschland vom Abschluß des hubertsburger Friedens bis gegen das Ende des Jahrhunderts erfreute, wurden nur während des baierischen Erbstreites auf kurze Dauer unterbrochen. Vom Kriegsanblick befreit wandte sich das Auge freudiger den Geistesschöpfungen zu, welche der idealen Sehnsucht willkommene Nahrung, der Gemüthsschwärmerei liebenswerthen Inhalt, dem allgemeinen Regen einen löblichen Zweck und würdige Aufgaben boten.

Veredlung jeder Menschenseele, Lösung der Fesseln, in denen das niedre Volk schmachtete, Vereinigung der Guten zur Förderung gemeinsamer Lebenspflichten, Belebung des Sinnes für Schönheit und Wahrheit, gegenseitige Anrege zum Verständniß und zur Hervorbringung neuer Geisteswerke, Verfeinerung des geselligen Tones und eine an die Rückkehr alter Ritterlichkeit mahnende Anerkennung weiblicher Würde und Geltung: diese Bestrebungen, verklärt durch das begeisternd aufflackernde Gefühl, einem großen, ureignen, im Besten einigen Volke zu gehören, waren die ersten, wenn auch frühreifen Früchte der neubeginnenden Zeit. Denn leicht entflammten sich die Gemüther in lebhaft erwachter Einbildungskraft zu dem Wahne, das Gute, das ihnen wünschenswerth erschien, und die Tugenden, nach deren Erreichung sie strebten, bereits im vollen Maße zu besitzen, mit dem wiedergefundenen und ringsum erklingenden Namen auch das Vaterland, im tosenden Schlachtenliede den Heldenmuth, im feierlichen Rundgesange ewige Freundschaft und Einigkeit, im Siegwartstraume edelste Liebe errungen zu haben.

Insbesondere führte nähere Bekanntschaft mit der englischen Literatur, namentlich mit Shakespeare und Lorenz Sterne einerseits zu den ausschweifenden Ungeheuerlichkeiten des Geniewesens, andrerseits zur weichlichen Mondsüchtelei, zum leeren Wortschwall von Menschenfreundlichkeit und zu einer, jede geschichtliche Grenze verrückenden Volksthümelei. Aber trotz dieser

Abirrungen, trotz aller selbstgefälligen Eitelkeit, und ungeachtet der blinden Nachahmungssucht, die in ausgedehnter Weise wucherte, verdient jene Zeit, wenn auch nicht eine große und schöne, doch immerhin eine gute genannt zu werden. Denn nie vielleicht war der Wunsch, den Guten zugezählt zu werden, so allgemein und so aufrichtig, wie damals.

Vor Allem ergriff ein Strudel der Begeisterung die Jugend, vor deren rasch vorwärts dringendem Blicke Bahn und Ziel, Kampf und Sieg, die Kraft und die zu lösende Aufgabe in täuschender Perspective zusammenfloß. Aber, wie groß auch die Zahl Derer war, die im Taumel gegenseitig überschätzender Schmeichelei zu Grunde gegangen: die Tüchtigeren stählten Kraft und Willen selbst in den Ausschreitungen aus dem Gleise hergebrachter Form. So mochte Klopstock immerhin als übermüthiger Jüngling mit Gleim, Schmidt und andern Freunden Zimmer, Glas und Schläfe mit Rosen bekränzen und in enthusiastischer Berauschung so umherlärmen, daß man sie für trunken hielt, noch, ehe sie den Wein berührt; so mochten Klopstock und Wieland zu Zürich das Haus ihres Gastfreundes Bodmer mit wildesten Dithyramben durchtoben: sie rangen sich dennoch zum Lichte durch. Und, wenn Lessing zu Leipzig noch nach derber Burschenweise mit den Schlegeln, mit Kästner, Zachariae, Brückner und Weiße die Nächte durchschwärmte: so war doch weder dort noch in dem leichtsinnigen Verkehr mit berliner Freunden sein Auge je den höheren Menschheitszwecken entrückt. Ein ähnlicher Schwarm muthstrotzender Jünglinge, leicht entzündet zum edelsten Enthusiasmus, aber auch jeder Thorheit und Ausgelassenheit fähig, war derjenige, den Herder einst zu Strasburg antraf. Seine Gegenwart und sein sittlicher Einfluß weckte dort den Geist, dessen ungestüme Ausbeute Lenz in das Labyrinth des Wahnwitzes, dessen tiefe Erfassung und glückliche Entwicklung Goethe zum Ehrenstuhle besonnener Meisterschaft führte. Noch ausgedehnter und in empfindsamer Freundschaft, in abstracter Freiheitsliebe, im Bardenschwindel und in Naturschwär-

merei alle übrigen überbietend war der göttinger Dichterkreis, der später mit dem Namen des Hainbundes getauft wurde und dem unsre Literatur neben vielem Verfehlten dennoch manches für die Zeitgenossen höchst Wirksame und einzelnes selbst von der Nachwelt anerkannte Gute verdankt.

Mit den Jünglingen wetteiferte zunächst das weibliche Geschlecht im Priester- und Apostelndienste des neuerwachten Geistes. Die Frauen trugen die sentimentale Schwärmerei, zugleich aber auch die volksthümliche Gesinnung in's Haus und in die gemischten Kreise der Gesellschaft; sie suchten mit der ihnen naturgemäßen Bildsamkeit das Erlernte und Nachempfundene zu lebendiger Wirklichkeit zu gestalten, dem Vaterlande neue Hermannssöhne, jedem werbenden Jünglinge eine Thusnelde zu erziehen.

Die erhabene Amalie von Weimar, „die große Landgräfin" Karoline von Hessen-Darmstadt, welche Wieland gerne zur „Königin von Europa" gemacht hätte und der Friedrich der Große die Grabschrift widmete „Femina sexu, ingenio vir," ferner Goethes Mutter, die klar verständige Frau Aja, die edle Seele des Fräulein von der Klettenburg, die Sterne des weimarischen Hofkreises, Charlotte von Stein, Karoline von Wolzogen und Charlotte von Kalb, die geistreiche Sophie Laroche, die romantische Sophie Mereau, und jene einfach natürlich gebliebenen Hausmütter Karoline Herder, Erneſtine Voß und Rebekka Claudius: sie Alle, so ungleich an äußerer Stellung, an Besitz und Gewohnheit, an empfangenen Jugendeindrücken und selbstständiger Weiterbildung, lebten und wirkten begeisternd für das im Vaterlande und für dasselbe emportauchende Gute und Schöne. Und, wenn wir noch heute dankbar der kampfbereiten Jugend gedenken, die zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts den Feind von Deutschlands Boden verjagte, dann geziemt es Achtung und Erkenntlichkeit auch den Frauen zu bewahren, welche jene geboren, den Sinn für's Edle in die Jünglings-

herzen gepflanzt und sie zu streitbaren Männern herangezogen hatten.

Die Anschauung von den Schranken weiblichen Seins und Sinnes unterlag aber im Verlaufe weniger Jahre so jähem Wechsel, daß Ausschreitungen des Gefühllebens nach den widersprechendsten Richtungen hin nicht überraschten. So konnte die Fürstin Gallizin mit einer Gemüthsinnerlichkeit, welche Zeitgenossen als eine liebevolle bezeichnen und die gewiß liebenswürdig erschien, ihrem skeptischen Freunde Hemsterhuis in die tiefste Tiefe des menschlichen Gedankens folgen, und bald darnach im Kreise von Fürstenberg und den Gebrüdern Droste geheime Pläne zum Besten der römischen Kirche berathen, der gottfühlenden Philosophie Jacobis, den mystisch-symbolischen Enthüllungen des nordischen Magus, Hamann, und den realistischen Kunst- und Naturbetrachtungen Goethes ein gleich aufmerksames Ohr schenken, bei dem streng protestantischen Claudius in der Enge seiner wandsbecker Hütte kindlich munter singen und tanzen und in den halb klösterlichen Räumen ihres münsterschen Hauses die strengste Askesis walten lassen.

So konnte am entgegengesetzten Pole der empfindsamen Kette, deren Schläge damals jeden weiblichen Nerv durchzuckten, das Schwabenmädel, Bürgers Elise, sich mit naiver Unverschämtheit dem zweimal verwittweten, vielfach schmerzlich durchschütterten, leidenschaftlichen aber grundehrlichen Dichter als Gattin aufdrängen, die Pflichten der Hausfrau und die weibliche Tugend schnöder Lust opfern, ja, nach dem qualvollen Tode ihres Ehemanns dessen, einst an sie gerichteten Lieder öffentlich für Geld deklamiren, dann in Altona als Lady Milford, zu Hannover und Dresden in ähnlichen Bühnenrollen, in Wien als politische Agitatorin und endlich zu Regensburg als Lehrerin der weiblichen Jugend Geltung finden.

Der Antheil, den das weibliche Geschlecht jetzt mit einem fast zur Krankheit ausartenden Eifer an den lyrischen Ergüssen der Musenalmanache, an Roman und Drama nahm, konnte

auf Kreise, welche bisher der Bildung ganz entfremdet gewesen, zunächst nur äußerlich verfeinernd wirken. Aber mit der allgemeinen Sucht nach Wohlredenheit und Schönthun bildete sich zugleich eine Höflichkeit der Sitte, „l'oubli constant de soi pour ne s'occuper que des autres," die in vielen Fällen angelernte Form bleiben mochte, oft aber auch aus schönem Schein zur Wirklichkeit, zu dem wurde, was ein neuerer Schriftsteller als „Herzenshöflichkeit" bezeichnet.

In die höheren Schichten der Gesellschaft, in welchen nach dem Beispiele lasciver Höfe zügellose Frivolität heimisch geworden, drängte sich die bisher als bäuerlich verschrieene Ehrbarkeit, anfangs vielleicht nur als eine durch die Mode gebotene Affectation, bald aber unter dem Einfluß tugendhafter Fürstinnen als jene Mauer, die „das zarte, leicht verletzliche Geschlecht" umgiebt und unter deren Schutz das Wohlanständige, Geziemende und Sittlichreine mit dem Begriffe der Weiblichkeit identisch wird.

Leider entwickelte sich mit der Verfeinerung der Lebensformen auch eine Verweichlichung der Lebensgewohnheiten. Seitdem der Schlachtenruf verstummt war, ging Bursche und Gesell in behaglicher Ruhe dem erleichterten Alltagsgewerbe nach. Der adlige Junker vertauschte nur selten den Galladegen oder den Seidenstrumpf mit Büchse und Jagdstiefel; und, wer nicht wie Siegfried von Lindenberg unter dem Vieh verbauerte, der schrumpfte in den Ambradüften des Salons zur schmächtigen Höflingsgestalt zusammen.

Auch auf den Hochschulen hielt die Empfindsamkeit trotz Hieber und Hetschpeitsche, unter Bierdunst und Tabacksqualm ihren triumphirenden Einzug in die Herzen der Musensöhne. Dämmerungswonne, Ahndungsschauer und Gefühlsbeben wurden zu alltäglichen Empfindungen; gegenseitig vergötternde Bewunderung zur gemeinen Pflicht der Höflichkeit; „Alas, poor Yorick!" der banale Ausruf bei'm unbedeutendsten Begegniß. Selbst in des verständigen Mendelssohns Briefen dürfen sich Euphranor und

Theokles nur als „edle Jünglinge" begrüßen; im Siegwart hört Kronhelm mit seinen leiblichen Ohren Theresens Thränentropfen auf das Buch, den Messias, fallen. Der unglückliche Liebhaber, den Goethe noch durch einen männlichen Pistolenschuß von seinen Qualen befreiet, muß sich in Millers Romanen zu Tode weinen, wenn ihm nicht die vis medicatrix naturae durch das Medium eines tüchtigen Fiebers zur Wiedergeburt als ehrbar nüchterner Philister verhilft.

„O!" schreibt Hahn an Klopstock, „nicht umsonst rauschte die Eiche stolz, als wir neulich in der Mitternacht ausgingen, zum Feste des zweiten Julius Zweige zu brechen. Es war in diesem Jahre das erste Mal, daß wir sie besuchten. Gerade über ihr stand ein funkelnder Stern. Wir kündigten ihn uns von ferne als den Bund für's Vaterland an, liefen und ruften ihr Wodans Gesang entgegen, traten hierauf still und langsam näher hinzu, faßten Zweige und ruften laut: Unserm Vater Klopstock!"

„O!" schreibt Voß an seine Braut, „Klopstock, edler, großer, urdeutscher Mann! In sechs Wochen hab' ich Dein Antlitz gesehn und, Heil mir! Dich umarmen dürfen! Dann ruht Dein Segen auf mir, daß, wenn Deinen Staub der weinende Enkel mit seiner durch Dich tugendhafteren Braut besucht, mein Gesang die heiligen Thränen auffammle, und zum ewigen Zeugnisse auf den Altar Gottes hinstelle. Dann wird das Gebein der Satansopfer erbeben, und Deutschland von neuem Deutschland, eine Wohnung der Redlichen sein!"

Gleim kennt die Wohnung des gastfreien Amtsraths Ursinus zu Ummendorf bei Magdeburg nur als den „Tempel der Freundschaft" par excellence, und selbst Karoline Herder schreibt bei einem geringfügigen Anlaß an Knebel: „Auch unsern Herzen werden wieder laue Winde wehen. Machen wir uns ununterbrochen diesen Frühling, Yoricks heiliges Sensorium."

Wahrhaft komisch ist der Abklatsch dieser sentimentalen Ueberschwenglichkeit in einer „Gallerie edler deutscher Frauen-

zimmer," in welcher Geisler der Jüngere unmittelbar nach der Königin Maria Antoinette die Frau Trankſteuereinnehmerin Eſchke, geborne Kändler, mit folgenden Worten ſchildert: „Madame Eſchke iſt die treue Gehülfin ihres Mannes; ihre Wiſſenſchaft, ihre Fertigkeit im Rechnen und Schreiben, macht, daß ſie ſogar mit auf das Rathhaus geht und expediren hilft. Auffallen wird es freilich jedem Fremden, der hineintritt und ein Frauenzimmer Steuern einnehmen ſieht. Aber wie heilſam, wie nützlich es ihrem Gatten iſt, wird er ſelbſt nur am beſten wiſſen; denn er muß ehrliche, treue Leute haben, weil es nicht Eines Mannes Sache iſt, dies ganze Werk zu überſehn. Wie groß dieſer würdigen, braven Frau Fleiß iſt, kann man aus dem einzigen Umſtande ſchon hinlänglich abnehmen, wenn man weiß, daß ihr Ehegemal ſonſt einen Schreiber und einen Purſchen halten mußte, welche ihm halfen. Beide Stellen erſetzt ihm ſeine izige Gattin, unſre hier aufgeführte Edle, gänzlich, da doch des Mannes Arbeit immer mehr zu- als abnimmt. Aber darüber vergißt ſie auch ihre Haushaltung nicht und — ſtaunen wird jeder, der nicht in Meiſſen geweſen, der ſie nicht kennt, wenn er hört, daß, ſobald ſie aus der Expedition vom Rathhauſe kömmt, in ihrer Wohnung ſie ſchon wieder mit neuer Arbeit überhäuft wird. Denn da ſitzen Wein- und andere Gäſte, die Bewirthung heiſchen. Auch verlangen ihre noch kleinen Kinder — Erziehung, und ſie vernachläſſiget dieſe ihnen zu geben wahrlich nicht. Hieraus folgere man ſelbſt, wie betriebſam der Edlen Fleiß und unermüdet anhaltend ihre Arbeitſamkeit ſein müſſe, zumal, da ſie nur eine Magd hat."

Mag man jenen Schreiber immerhin für halbverwirrt halten, ſo ähnelt doch ſeine Sprache derjenigen, mit welcher der Denker und Dichter Johann Georg Jacobi ſeinem Gleim eine hörnerne Tabacksdoſe überſendet, die auf dem Deckel die Worte: Pater Lorenzo, im Innern den Namen: Yorick trägt. „Wir ſahen einander an," ſchreibt Jacobi, „ein jeder freute ſich, in den Augen des andern Thränen zu finden, wir feierten den

Tod des ehrwürdigen Greises Lorenzo und des gutherzigen Engländers. Unser Herz sagte uns: Yorick hätte, wären wir ihm bekannt gewesen, uns geliebt und der Franziskaner, glaubten wir, verdiene mehr, als alle Heiligen der Legende canonisirt zu werden. Sanftmuth, Zufriedenheit mit der Welt, unüberwindliche Geduld, Verzeihung für die Fehler des Menschen — diese ersten Tugenden lehrt er seine Schüler: wie viel besser sind sie, als der fromme Stolz der mehrsten gestifteten Orden. Wie süß war uns das Andenken an den erhabenen Mönch und an den, der so willig von ihm lernte! Viel zu süß, um nicht durch etwas Sinnliches unterhalten zu werden. Wir alle kauften uns eine Schnupftabacksdose von Horn, worauf wir mit goldnen Buchstaben die Schrift setzen ließen, die auf der Ihrigen steht. Wir alle thaten das Gelübde, des heiligen Lorenzo wegen jedem Franziskaner etwas zu geben, der um eine Gabe uns ansprechen würde. Sollte in unserer Gesellschaft durch Hitze sich einer überwältigen lassen, so hält ihm sein Freund die Dose vor, und wir haben zu viel Gefühl, um dieser Erinnerung auch in der größten Heftigkeit zu widerstehen. Wäre einer so unglücklich, daß dieses nicht gleich den verlangten Eindruck auf ihn machte, so muß er zur Strafe die hörnerne Dose mit einer andern verwechseln, bis er sie durch eine besonders gutherzige und sanftmüthige That sich wieder erwerben kann. Unsre Damen, die keinen Taback rauchen, müssen wenigstens auf ihrem Nachttische eine solche Dose stehen haben; denn ihnen gehören in einem höheren Grade die sanften Empfindungen, die wir aus ihren Blicken, aus ihrem Tone, aus ihren Urtheilen schöpfen sollen."

Die „dreieckige" Lorenzodose war schon 1769 zu Coburg das Symbol eines Ordens „der Sanftmuth und Versöhnung" geworden, der sich bis nach Italien, und namentlich in Sicilien, ausbreitete. Später soll er sogar zur Bildung einer theosophischen Schwärmersecte geführt haben, welche in abgelegenen dunkeln Höhlen ihre Versammlungen hielt. In Hamburg und in Frankfurt bemächtigte sich die Industrie der Vervielfältigung je-

ner Dosen, die auswärts, besonders in Schweden und in Livland, starken Absatz fanden.

Goethe, welcher die Sentimentalität durch Gestaltung Werthers von seinem Herzen abgelöst, zugleich aber wider Willen in Tausende von Gemüthern eingeimpft hatte, bespöttelt in dem handgreiflichen Scherz, den er als „Triumph der Empfindsamkeit" auf die Bühne brachte, „die vortreffliche neuere Erfindung, daß jeder Stunde, jeder Tageszeit ihre eignen Gefühle gewidmet sind. Darin waren die Alten rechte Tröpfe. In ihren Schauspielen konnte das Feierlichste, Schrecklichste bei hellem Tage und unter freiem Himmel vorgehn. Unter eilfe und zwölf thun wir's aber gar nicht, und ohne Särge, Kirchhöfe und schwarze Tücher läßt sich nichts Rechtes ausrichten."

Noch derber erklärte Lichtenberg in seiner Reise nach Laputa die Bedeutung des Wortes „empfindsam" als ein „sich mit Gewalt zum Brechen zwingen oder mit Gewalt und auf unnatürliche Weise etwas von sich geben," und Bernritter sang in einem Spottgedichte auf Millers Siegwart:

„Das Mädchen hieß Thereſe
Und ware ganz Natur,
Aß kalte Milch und Käſe
Auf ſeiner Gartenflur,
Las gern die Meſſiade
Und andre Dichter mehr,
Und meint: es wäre Schade,
Daß Kleiſt geſtorben wär'."

In spätern Jahren urtheilte Goethe über den Werther, den er seine jugendliche Generalbeichte nennt, und über den Einfluß desselben mit objectivem Ernste: „Es entstand eine Art zärtlich leidenschaftlicher Ascetik, welche, da uns die humoristische Ironie des Briten nicht gegeben war, in eine leidige Selbstquälerei gewöhnlich ausarten mußte. Ich hatte mich persönlich von diesem Uebel zu befreien gesucht und trachtete, nach meiner Ueberzeugung andern hülfreich zu sein. Das aber war schwerer als man

denken konnte, denn eigentlich kam es darauf an, einem jeden gegen sich selbst beizustehen; wo denn von aller Hülfe, wie sie uns die äußere Welt anbietet, es sei Erkenntniß, Belehrung, Beschäftigung, Begünstigung, die Rede gar nicht sein konnte."

Oeffentliche Meinung. Höfe. Nationalgeist.

In der Männerwelt, deren Geist durch Pflichten von Amt und Beruf, durch das Interesse für Angelegenheiten der Gemeinde und des Staats und durch die Sorge für Haus und Familie vielseitig beansprucht und zerstreut war, konnte weder jene Empfindsamkeit, noch selbst die edlere Gefühlsschwärmerei tieferen Eingang finden. Doch eigneten sich nicht blos in den Städten, sondern auch auf dem Lande sowohl Einzelne als verbundene Männerkreise die neuen Gaben der schönen Literatur mit eingehender Theilnahme an.

Auf den Gütern Holsteins, in der Gegend von Halberstadt, in manchen Theilen von Thüringen, Westfalen und Rheinland, in Hamburg, in Frankfurt und fast in jeder größeren Stadt entstanden Vereine für ästhetische Zwecke, Lesecirkel und literarische Gesellschaften, die, zusammengesetzt aus Gliedern der verschiedensten Berufskreise, bei gemeinsamer Lectüre Gelegenheit boten, über das Gelesene und die daran geknüpften Fragen abweichende Meinungen vergleichend zu berichtigen, und, da sich die Menge immer mehr receptiv als productiv verhält, das gemeinschaftlich Aufgenommene in gleicher oder nah verwandter Weise zu assimiliren.

So wurde unter verschiedenen Gesellschaftsclassen eine Gleichheit des Bildungsgrades und allmählich eine Nivellirung der schroffen Standes- und Rangunterschiede angebahnt. Je mehr aber die Literatur eine gemeinsam vaterländische zu werden strebte; je eifriger Dichtung und Prosa den Geist von der ausschließlichen Beachtung des Nächstliegenden auf Fragen des gan-

zen Volkes lenkte: um so mehr fühlte sich jeder Gebildete aufgefordert, auch den Staatsbegebenheiten nicht blos ein hinnehmendes Interesse, vielmehr ein eignes Urtheil und jenes combinirende Vermögen zuzuwenden, das aus Gegebenem die mögliche und wahrscheinliche Zukunft im Voraus construirt.

Diese politische Zeitrichtung wurde äußerlich durch den, Deutschland auf's Nächste berührenden Untergang des polnischen Reiches, sowie durch den gleichzeitigen Aufgang der amerikanischen Republik befördert. Wie letztere alle idealen Interessen der Menschheit zu verwirklichen versprach, so verkündeten bald die stürmischen Vorboten der französischen Revolution auch unserm Welttheil die Erfüllung der utopischsten Hoffnungen.

Ueberall tauchten jetzt Zeitungen und Flugblätter auf, deren Lesung fast jedem deutschen Bürger und Hausvater zum Bedürfniß wurde. Denn selbst die größere Menge gewann durch reichlich gebotene Lectüre eine allmählich wachsende Kenntniß und mit dieser ein wärmeres Interesse, ja eine begrenzte Urtheilsfähigkeit in Angelegenheiten, welche dem zunächst erlernten Berufe fern lagen. Durch solche Vorbereitung des Publicums wurde es hervorragenden Köpfen möglich, ihre Anschauungen und Absichten einem weiteren Kreise zugänglich zu machen, und, wo der Boden nur irgend empfänglich war, da eignete sich der Geist der Hörer und Leser das Dargebotene bald so vollständig an, daß, was die Besten und Klügsten erdacht, als öffentliche Meinung zum Gesammtgut Aller wurde.

Besonderes Verdienst um diese Verallgemeinerung des öffentlichen Sinnes erwarb sich der, durch klar verständigen Geist, wie durch eingebornen Freimuth ausgezeichnete, durch längeren Aufenthalt in England mit der genialen Kraft einer großen einigen Nation und mit dem heilsamen Einfluß freiester Besprechung von Staatsangelegenheiten vertraute Justus Möser, der von 1766 bis 1782 in den osnabrückischen Intelligenzblättern seine noch immer lesenswerthen patriotischen Phantasieen mittheilte. Ihm zur Seite stand August Ludwig von Schlözer,

dessen Staatsanzeiger von 1782 bis 1793 alle öffentlichen Maßregeln und alle Verwaltungsmängel mit solcher Offenheit und mit so weit reichendem Nachdrucke bekannt machte, daß die heilsame Wirkung — tantus audiendi, quae fecerint, pudor, quibus nullus faciendi, quae audire erubescunt — nicht ausblieb und selbst Maria Theresia ihren Minister bei Prüfung eines bedenklichen Staatsbeschlusses mit besorgter Miene fragte: Was wird Schlözer dazu sagen?

Auch ihr kaiserlicher Sohn erkannte mit scharfem Blick und wohlwollendem Herzen die Berechtigung der immer lauter ertönenden öffentlichen Stimme. Aber, wie seine umfänglichen Reformen in Staat und Kirche vor dem übermächtigen Einfluß des Clerus zerfielen, so lähmte das Römerthum auch jedes Streben, durch welches Joseph sein Volk mit den Literaturgrößen des Gesammtvaterlandes bekannt zu machen gewünscht und Klopstock, Wieland und Lessing nach Wien zu ziehen versucht hatte.

In Berlin unterhielt die Vorliebe für französische Literatur sowohl des alternden Friedrichs, wie seines Hofes Unempfindlichkeit für alles Deutsche, mochte es als politische Meinung, mochte es als dichterischer Erguß hervortreten. Vergebens widmete der Professor Christoph Heinrich Müller dem Könige eine Sammlung altdeutscher Gedichte, darunter das Nibelungenlied, den Tristan, Flor und Blankflor. Die Antwort des Monarchen lautete:

Hochgelahrter, Lieber, Getreuer.

Ihr urtheilt viel zu vortheilhaft von denen Gedichten aus dem 12. 13. und 14. Seculo, deren Druck Ihr befördert habet und zur Bereicherung der deutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver werth, und verdienen nicht aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Bücherſammlung wenigstens würde ich dergleichen elendes Zeug nicht dulten, sondern herausschmeißen. Das mir davon eingesandte Exemplar

mag dahero sein Schicksal in der dortigen großen Bibliothek abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber demselben nicht Euer sonst gnädiger König

Potsdam d. 22. Februar 1784. Friedrich.

So blieben denn, obwohl nach Goethes Ansicht der siebenjährige Krieg und des großen Königs Thaten den ersten wahren und höheren eigentlichen Lebensgehalt in die deutsche Poesie einführten, Ramlers und Kleists schwungvolle patriotische Oden, Gleims Grenadierlieder „mehr Psalm als Siegeslied", am Throne eben so unbeachtet, wie Sulzers critische und Nicolai's Nützlichkeitsbemühungen, oder Mendelsohns und Lessings kühnerer Geistesflug.

Zur Zeit Friedrich Wilhelms II. trat die scheinbar gegensätzliche und dennoch nicht selten gleichzeitige Erscheinung lockerster heimlicher Frivolität und einer öffentlichen starr kirchlichen Strenge jeder Aufwallung freien Geisteslebens entgegen. Mochten auch die Künstler nicht mehr nach dem Edict von 1765 mit Wein-, Bier-, Kaffeschenkern, Gastwirthen, Bierbrauern und Comödianten zu den Leuten niedern Standes gerechnet werden, so blieb doch die deutsche Kunst jeder Achtung baar.

Theilnehmender und fördernder bewiesen sich die kleineren deutschen Höfe. Schon der Held des siebenjährigen Krieges Karl Wilhelm Ferdinand, Erbprinz von Braunschweig, hatte Abt, Ebert, Zachariae, Leisewitz, C. A. Schmid und andere geistvolle Männer um sich versammelt und durch humanes Jutereſſe an ihrem Wirken befördert, daß diese „nicht blos zusammen, sondern mit und für einander lebten, Gedanken und Empfindung mit offenem Vertrauen austauschten, gemeinsam arbeiteten oder die Arbeit des Einzelnen durch Freunde prüfen, feilen und verbessern ließen." Zu diesen trat Lessing, der seinen antiquarischen Briefen den Ruf nach Wolfenbüttel verdankte und mit stolzem Selbstbewußtsein schreiben durfte: „ich darf mich rühmen, daß

der Prinz mehr darauf gesehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nützen soll."

Der Herzog Karl von Würtemberg gründete die seinen Namen tragende Schule, die zwar zunächst der Dressur für die Anforderungen unterer Amtskreise dienen sollte, die aber nicht nur Staatsmänner wie Marschall von Biberstein und Leupold, ausgezeichnete Gelehrte, wie Cüvier, Pfaff, Autenrieth, Kielmeyer, Jäger, Parrot, sondern auch Künstler, wie Scheffauer, den genialen Dannecker, vor Allen Friedrich Schiller zu ihren Schülern zählte und durch diese in das Triebrad deutschen Volkslebens so nachhaltig eingriff, daß noch am 11. Februar 1828, vier und dreißig Jahre nach Aufhebung der Anstalt, das Säcularfest der Geburt Herzog Karls von zweihundert und neun ehemaligen Zöglingen derselben mit dankbarem Enthusiasmus begangen werden konnte.

In Mainz herrschte unter Kurfürst Emmerich Joseph eine vom Kanzler Benzel, von Dalberg, Hoheneck und dem Grafen Stadion begünstigte, von Forster, Huber und den besuchenden Freunden Klinger und Goethe nach verschiedenen Richtungen entfaltete Geistesregsamkeit. Am Hofe des Markgrafen Karl Friedrich von Baden wurde durch den wackern Freiherrn von Edelsheim und eine Zeitlang unter Klopstocks Einfluß ein edler Sinn für das Schöne und Große gepflegt. Hier wurde der Plan zur Bildung eines deutschen Fürstenbundes entworfen, bestimmt zur Schranke gegen Oesterreichs Uebergriffe, die sich durch Einziehung geistlicher Güter, durch Beherrschung des Reichsgerichtes und des Reichstags, durch zwangsweise Gebieterweiterung und durch allgemeine Einführung kaiserlicher Prinzen in die Reichswürden in immer unerträglicherer Weise kundgaben.

Auch im landgräflichen Schlosse zu Darmstadt wurde unter Mitwirkung des „höchst bedeutenden" Präsidenten Karl von Moser, sowie des scharfsinnigen Johann Heinrich Merk deutscher Kunst und deutschem öffentlichen Leben die aufmerksamste Theilnahme zugewandt. Der Herzog von Coburg, der Fürstbischof

von Würzburg, der Fürst von Waldeck und seine hochgebildete Gattin, der Fürst von Dessau und sein treuer Diener von Erdmannsdorf betheiligten sich auf's Eingehendste an den Interessen der ganzen Nation. Vor Allen aber ward der Musenhof in Weimar bald der glänzende Mittelpunct, von dem jedes für das politische und geistige Wohl des Vaterlandes empfängliche Herz höhere Wärme und neue Bewegung gewann und dessen Zauber sogar dem gerne skeptisch negirenden Fürsten von Ligne den Ausruf entlockte: J'estime Goethe, j'aime Wieland et j'adore le Duc!

Zwar scheiterten des Herzogs patriotische Bemühungen, den um 1786 unter Preußens Führung beabsichtigten Fürstenbund zu Stande zu bringen, an dem Widerstande der größeren Kurhöfe. „Ich hoffte", schrieb Karl August, „daß alter deutscher Sinn und deutsche Denkungsart noch zu erwecken seien, unerachtet der Hindernisse, die diesem Versuche die Trägheit der Sitten und des Jahrhunderts in den Weg legen. Vorzüglich hoffte ich, es würde ein engeres Band der Freundschaft unter den ersten Fürsten Deutschlands die mancherlei getheilten Absichten, Interessen und Kräfte in unserm Reichssystem mehr vereinigen und solche auf einen Punkt regerer und zugleich zuverlässigerer Wirksamkeit bringen. Das System der Union schien mir hierzu nach Maßgabe der zu Mainz angegebenen Entwürfe vorzüglich geschickt; alle Entwürfe hatten nur einen Endzweck, nämlich die Vereinigung der verschiedenen wirkenden Kräfte auf Einen Punkt."

Kurzsichtigkeit und engherzige Eifersucht der Fürstenhäuser und das pfäffische Intriguenspiel der Nimmerruhenden hatten jene Plane vereitelt. Auch die unter des Herzogs lebhaftester Zustimmung von Herder verbreitete „Idee zum ersten patriotischen Institut für den Allgemeingeist Deutschlands" fand weder bei der weltlichen, noch bei der geistlichen Macht den erhofften Anklang. Aber, was Karl August in hoher Begeisterung gewünscht und vorahnend als möglich erkannt hatte, das erreichte er auch ohne den förmlichen Aufbau einer Akademie durch das

Zusammenwirken der Männer, die ihm mehr als treu dienende Mitarbeiter, die ihm Freunde und selbstständige Genossen seines Wollens und Wirkens waren. Weimar wurde die Hauptstadt des Allgemeingeistes, der sich sieg- und segensreich über das ganze Vaterland verbreitete.

Auf solchem Umwege hatte die still und einsam verkehrende, jahrhundertlang dem Volk selbst sprachlich entfremdete Wissenschaft endlich doch die edle Blüthe einer Nationalliteratur getrieben; so weckte diese wieder den lange schlummernden Vaterlandssinn, der sich immer lauter und immer verbreiteter als Volksstimme geltend macht, und dessen Walten unter dem stetigen Gegendruck des Auslandes, unter den innern Widersprüchen confessioneller Spaltung und staatlicher Zerrissenheit, dennoch immer bewußter und immer mannhafter erstarkt. Was aber dem Geiste entstammt, ist unabhängig von den Wechselfällen des äußeren Zwanges und wird, von wahrhaft hingebender Liebe getragen und gepflegt, trotz Hinderniß und Widerstand zu selbstständig freiem und fröhlichem Leben auferstehen.

Stolberg.

Das Elternhaus.

Auch am fürstbischöflichen Hofe zu Eutin wohnte eine warme deutsche Gesinnung, die sowohl an dem begeisterten Aufschwung der Nationalliteratur, als an den Bestrebungen zur Kräftigung des Vaterlandes herzlich eingehenden Antheil nahm. Wesentlich wirkte dafür Friedrich Leopold von Stolberg, der dem dortigen Staatsdienste schon zur Zeit Herzog Friedrich Augusts gewonnen war, und ihm auch in den ersten Regierungsjahren des Herzogs Peter Friedrich Ludwig verblieb.

Das, in den Linien Stolberg-Wernigerode und Stolberg-Stolberg fortblühende Grafenhaus entstammte einem uralten sächsischen Fürstengeschlechte. Ein Abkömmling des jüngeren Zweiges war der am 9. Juli 1714 geborne Graf Christian Günther, dessen fromme Mutter, eine Freiin von Bibra zu Modlau, ihren Sohn in dem christlich stillen Wernigerode erziehen ließ, um ihn vor dem rohen weltlichen Ton seiner Heimath Stolberg zu wahren. Später sollte Christian Günther die Grafschaft gemeinschaftlich mit einem jüngern Bruder regieren. Doch des letztern streitsüchtiger Uebermuth verhinderten dies, und Jener überließ freiwillig Schloß und Herrschaft dem Bruder, anstatt sein Recht auf dem von allen Seiten empfohlenen gerichtlichen Wege zu verfolgen. Für diesen Verzicht wurde den

Kindern des ältern Bruders erst lange nach dessen Tode eine spärliche Entschädigungssumme ausgezahlt.

Christian Günther fand, begünstigt durch die Königin Sophia Magdalena, Gemahlin Christians VI., die als Tochter des Markgrafen von Brandenburg-Culmbach dem stolbergschen Hause verwandt war, im dänischen Dienste eine seinen Fähigkeiten und Neigungen entsprechende Anstellung als Amtmann von Segeberg in Holstein. In der Nähe jenes Städtchens und unweit des Marktfleckens Bramstedt hatte er ein Rittergut erworben, auf welchem er, der Erste unter allen Adligen des nördlichen Deutschlands, die Leibeigenschaft aufhob und die Verhältnisse der freigewordenen Bauern in edelster und uneigennützigster Weise feststellte. Von ihnen wie ein Vater, von allen Amtsangehörigen als unparteiisch gerechter Herr verehrt, lebte er vorzugsweise gern auf seinem Gute mit der ihm am 24. August 1744 verbundenen tugendhaften und geistvollen Gattin, Christiane Gräfin zu Castell-Remlingen, geboren am 5. September 1722, aus einem fränkischen Hause, das seine Abkunft vom Grafen Rudolf, dem Vater der Gemahlin Karls des Großen, Fastrade, ableitet.

Die Gräfin Stolberg gebar am 5. October 1748 in Hamburg ihren ersten Sohn, Christian, und am 7. November 1750 den zweiten, Friedrich Leopold. Sechs Jahre später wurde ihr Gatte als Oberhofmeister der verwittweten Königin Sophia Magdalena nach Copenhagen berufen. Hier, wo bereits seit 1660 fast alle höheren Hof- und Staatsämter von Deutschen verwaltet wurden, stand Stolbergs Freund, Graf Johann Hartwig Ernst von Bernstorf, ein geborner Hannoveraner, an der Spitze der Regierung. Dieser würdige Staatsmann, von Friedrich dem Großen „das Orakel Dänemarks" genannt, regierte wie später sein noch größerer Neffe, der Minister Andreas Peter Graf von Bernstorf, das absolute Königreich in so freisinnigem und hochherzigem Geiste, daß sogar in der Opposition des englischen Parlaments der Wunsch laut wurde: Gebt uns Eure Bernstorf, und wir schenken Euch unsern Pitt und noch Viele dazu.

Stolbergs Anrege veranlaßte die königliche Wittwe, auf ihrem Gute Hirschholm die Bande der Bauern zu lösen. Diesem edlen Beispiele folgend entschloß sich der ältere Bernstorf gleichfalls zur Aufhebung der Leibeigenschaft auf seinen Gütern, und bald darauf dessen Neffe zur allgemeinen Befreiung des Bauernstandes im ganzen dänischen Staate.

Getrennt von den Zerstreuungen des Hofes und der Hauptstadt lebte Graf Christian, so weit seine Dienstpflicht zuließ, nur dem stillen Kreise seines Hauses, dem als nahverbundene Freunde, außer dem ältern Bernstorf, der, durch Friedrichs V. Munificenz in sorgenfreier Muße zu Copenhagen weilende Klopstock angehörte, sowie der Hofprediger Johann Andreas Cramer, der geistliche Odendichter. Letzterer bewohnte im Sommer das Vorwerk Sandholm, eine Meile von Hirschholm, und war nebst seinem Hauslehrer Funk, „einem zweiten Sokrates", später Consistorialrath in Magdeburg, dem stolbergschen Elternpaare bei der Erziehung der Söhne auf's Einsichtsvollste beirathig. Auch Klopstock widmete sich theilnehmend der Ausbildung der Knaben, von welchen Christian frühe durch zartes Mitgefühl und wohlwollende elegische Sanftmuth, Friedrich Leopold durch Reichthum der Phantasie und feurige Begeisterung jedes Herz gewann. Beide, mit rege lebendigem Geiste und hellem Verstande ausgerüstet, wurden zu frommer Gottesfurcht und zu ernstlicher Beschäftigung mit den classischen Sprachen, wie mit der Geschichte, aber auch zur Uebung körperlicher Gewandtheit strenge angehalten. Mit Cramers Söhnen, mit Gerstenberg, Schönborn, Münter, Resewitz und andern Altersgenossen lernten sie Rosse tummeln, fechten, schwimmen und besonders auf Klopstocks Antrieb das Schlittschuhlaufen, das bald zu einer, von dem ältern Dichter, wie von den Jünglingen vielfach besungenen Leidenschaft wurde.

Später wurden die stolbergschen Söhne dem, im Kloster Bergen und im hallischen Pädagogium gebildeten Hofmeister Clauswitz, einem Manne von biederm Character, feinstem Gefühle und vielseitiger Kenntniß, zur Leitung anvertraut. Durch ihn

lernten sie nicht nur die griechischen und römischen Dichter, sondern auch Ramler, Gleim und Lichtwer kennen. Vor Allem aber wurden sie durch Klopstocks Oden gefesselt und durch die Sänge auf Friedrichs des Großen Heldenthaten früh begeistert. Diese entzündeten die jugendlichen Seelen selbst bei ihren Knabenspielen zu nachahmendem Antheil. „Indessen meine ältere Schwester", so erzählt später Friedrich Leopold, „die edle Kaiserin Maria Theresia vorstellte, mußte ein ernsthaftes vorläufiges Gefecht entscheiden, ob mein Bruder oder ich im Spiele König Friedrich sein sollte. Der Ueberwundene mußte den Feldmarschall Daun vorstellen. So sehr galt das Recht des Stärkeren, daß die jüngern Schwestern nicht einmal die Wahl hatten, ob sie die Kaiserin von Rußland, die Reichsarmee, die Schweden oder gar die Franzosen vorstellen sollten."

Schon sehr früh war der jugendliche Trieb zur Hervorbringung eigner dichterischer Ergüsse erwacht, von welchen eine Freiheitsode des zehnjährigen Friedrich Leopold 1828 von Niebuhr aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben und von Dahlmann in seiner Politik aufbewahrt ist. Auch im sapphischen und alcäischen Versmaße übte sich der Knabe, nachdem er, ohne schulmäßig über die ersten Anfänge der Metrik unterrichtet zu sein, den Rhythmus aus der Recitation klopstockscher Oden erhorcht hatte. So lebte das Brüderpaar in körperlicher Kraft und Fülle, mit Herzen voll frommer Innigkeit, geistig nach allen Seiten angeregt, unter der Obhut edler Eltern und treuester Lehrer,

„vereint der Kindheit und Jugend
Tage; jegliche Lust theilten sie, jeglichen Schmerz!
Jeden werdenden Wunsch, und jede heimliche Sorge,
Jedes Sehnen, das kein Flügel der Hoffnung noch hub,
Jeden ahnenden Trieb, eh' Selbstbewußtsein ihn wiegte,
Fühlten Beide zugleich leis' in der innersten Brust."

Im Jahre 1765 erfuhr die stolbergsche Familie den tiefen Schmerz, den heißgeliebten und allgemein verehrten Vater zu Aachen, wohin er sich zum Gebrauche der dortigen Quellen bege-

ben hatte, durch einen plötzlichen Schlaganfall zu verlieren. Am 22. Juni endete er mit den Worten: Herr Jesus, in deine Hände befehle ich meinen Geist, in den Armen des treuen Clauswitz ein segensreiches Leben, dem die durch ihn befreiten Bauern auf dem königlichen Gute Hirschholm eine Ehrensäule zum dankbaren Andenken errichteten und dem ein Freund die Anerkennung nachrief:

„Er wog auf gleicher Wage
Des Großen dauernd Recht
Und eines Bauern Klage."

Die Gräfin Stolberg hatte ihrem Gatten in glücklicher Ehe elf Kinder geschenkt, von denen das älteste, eine Tochter Henriette Friederike, 1763 mit Andreas Peter Bernstorf vermählt war. Auf diese folgten Christian und Friedrich Leopold, sodann Katharina, später Stiftsdame zu Walloe. Eine jüngere Schwester, Auguste, gleichfalls zur Stiftsdame in Uetersen bestimmt, ward nach Henriettens Tode Bernstorfs zweite Gattin. Die „bildschöne, an Geist und Herz ausgezeichnete" Sophie Magdalene starb, erst funfzehn Jahre alt, in Folge eines unglücklichen Falles. Die jüngste, 1760 geborne Tochter, Juliane, vermählte sich später mit dem dänischen Officier von Witzleben. Von den Brüdern starben zwei gleichnamige Christian Friedrich Gottlieb im zartesten Alter, eben so das kleinste Kind, Andreas, im Juni 1765 fast gleichzeitig mit dem Vater. Der vorletzte unter den Söhnen, Magnus Ernst Christian, fiel als Jüngling im Zweikampfe.

Nach des Grafen Tode bezog die schwergebeugte Wittwe mit ihren Kindern das kleine, am Sunde höchst lieblich gelegene Gut Rongsted, wo Clauswitz und der, bereits auf dem Gipfel seines Ruhmes stehende Klopstock der Mutter fortgesetzt bei der Erziehung der heranblühenden Jünglinge zur Seite standen.

Zu Anfang des Sommers 1770 vertauschten Christian und Friedrich Leopold, begleitet von dem Hofmeister, den stillen ländlichen Aufenthalt am Sunde mit der Universität Halle. Hier widmeten sie dem Studium der Rechtswissenschaft und der Phi-

losophie, so wie der weitern Ausbildung in Erkenntniß des classischen Alterthums und in Erlernung neuerer Sprachen treu regen Fleiß. Mit Vorliebe wendeten sie sich aber auch hier der schönen Literatur zu, welche einst durch eigne Leistungen bereichern zu können, sie mit jugendlicher Begeisterung hofften. In jene Zeit fiel die Entstehung des, im deutschen Museum 1776 zuerst veröffentlichten und bald zum Gemeingut der Nation gewordenen Liedes von Friedrich Leopold „Süße heilige Natur."

Zwar spricht der anerkannteste Literarhistoriker der Neuzeit den stolbergschen Brüdern poetische Begabung ab. „Die Naturtheorieen jener Jahre," so schreibt Gervinus, „verlangten, daß der Dichter nur aus vollem Herzen schreibe, daß Bedürfniß und Drang der Liebe und Kraft ihn nöthige. Das heimliche Gefühl des Mangels dieses Drangs trieb nun die ehrgeizigen jungen Männer, sich diese poetische Exaltation selbst durch einen Zwang der Einbildungskraft einzutäuschen. Sie fanden daher ihre Einbildung schöner, als die Werke ihrer Einbildungskraft. Der Zustand des Empfangens ist diesen passiven weiblichen Seelen süßer als der des Gebärens. Jenes nennen sie dichten, dies darstellen, und im befriedigten Selbstgefühl singen sie von dem Feuer, dem Toben in der Brust, dem Staunen, das jede Nerve durchzittert, „„wenn schon die Seele werdender Lieder das Haupt umschwebt, ehe noch das nachahmende Gewand der Sprache sie umfließt."" Ihre phantastischen Jugendträume umfaßten sie daher mit größerer Liebe, als irgend ein geschriebenes Werk; sie sprachen von dem Zustande der poetischen Begeisterung, die unabhängig sei von dem, der sie besitze, wie aus der genauesten Kenntniß. Sie gebe dem Dichter das Original, seine Schöpfung sei immer nur Uebersetzung."

Dabei darf vielleicht erinnert werden, daß, wie im Sinnlichen die Begierde größer ist als der Genuß, wie jede concrete Wirklichkeit der Vorstellung des Erhofften und Erwarteten nur selten entspricht, so auch bei Geisteswerken die Idee nicht blos zeitlich der Gestaltung vorhergeht, sondern auch ihrem Wesen

nach das Vollkommnere, Höhere, Unerreichbare bleibt. Nur wenigen Hochbegabten mochte es gelingen, das was als Ideal in ihnen lebte, vollständig, mindestens in einer bis dahin unübertroffenen Meisterschaft darzustellen, oder, wie Schiller es bezeichnet, „das Bewußtlose mit dem Besonnenen zu vereinigen.“ Aber dies Bewußtlose, Instinctive, Ursprüngliche war auch bei solchen das göttliche Werde, das, je nach Befähigung des Zeugenden oder nach der Empfänglichkeit des Aufnehmenden bald ein neues concretes Leben in's Dasein rief, bald ein wirkungsloser Conat blieb. „Den Dichtern nimmt der Gott den Verstand und gebraucht sie zu Dienern, wie Wahrsager und heilige Propheten, damit wir sie hörend erkennen, daß nicht sie es seien, die reden so Köstliches, sondern daß der Gott selbst der Redende sei, und durch sie töne zu uns.“

So wenig aber, wie im Reiche der Leiblichkeit, darf in der Sphäre des Genies, das nach Carus das männliche Princip geistiger Schöpfung ist, der Erfolg allein als Criterium einer vorhandenen Kraft angesehen werden. Jeder, der unter unnennbarer Gesammtregung der ganzen Seele in einer Erscheinung den Keim des Göttlichen erkennt, sieht, fühlt, denkt und will, empfindet dichterisch, wenn ihm auch das Talent versagt ist, das innere Bild zum äußerlich wahrnehmbaren zu gestalten. Wem es dagegen mit glücklicher Befähigung gelang, das Ideal seines Innern in einer dem Verständniß der Zeitgenossen zugänglichen, und lebendiger Weiterentwickelung fähigen Form schön darzustellen, der gilt als schöpferischer Dichter.

Solche Dichter waren die stolbergschen Jünglinge nicht; solche zu werden, blieb ihnen verwehrt; aber sie empfanden, wie George Sand es bezeichnet, „en poète, c'est à dire en homme, qui sent les beautés de la nature dans son devin ensemble.“ Sie kannten schon jung die Wollust, daß eine große Ahndung die Seele durchblitzt, wenn gleich die knabenhafte Unreife nicht im Stande ist, das Geschaute in faßbaren Gedanken und in darstellenden Worten auf das Verständniß Anderer zu übertragen.

Während die Brüder in Halle der Wissenschaft und der Kunst mit jugendlicher Fröhlichkeit lebten, war in Dänemark der Einfluß des geistreichen Emporkömmlings Struensee zur unbeschränktesten Ministerwillkür gediehen. Hartwig Ernst von Bernstorf wurde am 6. September 1770 aus dem Staatsdienste entlassen und begab sich mit seinem Neffen, der bereits mit rühmlicher Auszeichnung unter jenem gewirkt hatte, nach Hamburg, um theils dort, theils auf den holsteinischen Gütern der Privatmuße zu leben. Ihnen folgte Klopstock nach Hamburg, und die verwittwete Gräfin Stolberg, die sich mit ihren Kindern in Altona niederließ.

Dahin eilten in den nächstfolgenden Osterferien Christian und Friedrich Leopold, um mit der geliebten Mutter, den Geschwistern, den seeländischen Freunden, denen sich auch Schönborn und Sturz zugesellt hatten, glücklich schöne Tage zu verleben. Dort schlossen sie neue, aber dauernde Freundschaft mit Claudius, Ahlmann, Hensler und Mumsen. Dann kehrten sie zur Fortsetzung ihrer Studien nach Halle zurück, von wo im Sommer der Harz und das Stammschloß Wernigerode besucht ward, das der jüngere Bruder voll anschaulicher Naturwahrheit und in begeistertem Andenken an die Vaterlandskämpfe der Cherusker mit einer schwungvollen Ode besang:

„Und Dein Hermann vernahm's. Sturm war sein Arm! Sein Schwert Wetterflamme! — Betäubt stürzten die trotzigen
Römeradler, und Freiheit
Strahlte wieder im Lande Teuts!

Göttingen.

Im Herbste 1772 wählten die stolbergschen Brüder Göttingen zur Fortsetzung ihrer Studien. Hieher zog sie vor Allen Heyne, der 1763 auf Ruhnkens Empfehlung — „tanta in hoc viro ingenii et doctrinae ubertas est, ut brevi omnis cultior

Europa ejus laudes celebratura sit“ — zum ersten Bibliothekar und zum Professor der Beredtsamkeit an jene Universität berufen und dort der unermüdliche Förderer gründlicher Alterthumskunde, aber auch eines feinern ästhetischen Sinnes geworden war. Die deutsche Literatur jedoch blieb dort seit Albrecht von Hallers Abgang ohne wesentliche Pflege. Nur Lichtenbergs secirender Witz und Käſtners beißende Epigramme berührten oberflächlich das Gebiet derselben. Beide waren durch die Ergüsse ihrer Laune mit der Mehrzahl ihrer Collegen verfeindet und letzterer wurde sogar von einem derselben zu Hannover verklagt und gerichtlich zur Abbitte verurtheilt. Dem Befehle folgend eilte Käſtner in frühester Morgenstunde zu dem Beleidigten, rief, als er diesen noch im Bette traf, „Vergebung, Vergebung“ und wandte sich sodann mit schalkhafter Miene nach Hause. Als ein Schüler und einstiger Anhänger Gottscheds hatte Käſtner sich aber eine warme Theilnahme für Dichtkunst bewahrt und mit bereitwilliger Freundlichkeit die Bemühungen des jungen Heinrich Christian Boie unterstützt, als dieser mit seinem Freunde Friedrich Wilhelm Gotter 1770 die Herausgabe eines göttinger Musenalmanachs unternahm.

Boie war durch dieses Unternehmen mit allen bedeutenden Schriftstellern jener Zeit in lebhaften brieflichen Verkehr gelangt und unter diesen mit Klopstock näher bekannt geworden. Zugleich vereinigte das Erstehn des Almanachs um ihn einen Kreis strebsamer Jünglinge, zu welchen sich im Frühjahr 1772 auch Johann Heinrich Voß gesellt hatte, und die mit diesem das in unserer Literatur vielfach genannte göttinger Dichterbündniß schlossen. Als geborner Dithmarse war Boie mit den in Göttingen studierenden Holsteinern landsmännisch befreundet, so auch mit den Söhnen des ehemaligen dänischen Staatsministers Grafen von Reventlow, Kai und Friedrich, die mit Boie kurz vor Ankunft der stolbergschen Brüder eine heitere Reise nach Braunschweig zurückgelegt hatten.

Als nun Christian und Friedrich Leopold in den Revent-

lows vieljährige Jugendfreunde begrüßten, wurden sie durch letztere auch mit Boie bekannt, der als ein Günstling Klopstocks, als Gönner jüngerer Dichter und als Landsmann ihre wärmste Theilnahme erweckte. Bald stellte Boie sie den dichterischen Bundesbrüdern vor, unter denen Voß nach kaum gemachter Bekanntschaft mit Entzücken meldet: „Die Grafen Stolberg sind Leute von der feinsten Empfindung, dem edelsten Herzen, voll Vaterland und Gott, den vortrefflichsten Talenten zur Dichtkunst und ohne den kleinen Stolz, kurz Leute, die Klopstock schätzt und liebt.“ Friedrich Stolberg hatte seine Ode: die Freiheit, mitgetheilt, die mit den Worten beginnt:

Freiheit! Der Höfling kennt den Gedanken nicht.
Sclave! Die Kette rasselt im Silberton!
Gebeugt das Knie, gebeugt die Seele,
Reicht er dem Joch den feigen Nacken.

Mir ein erhabner, schauergebärender
Wonnegedanke! Freiheit, ich fühle Dich!
Das ganze Herz, von Dir erfüllet,
Strömt in voller Empfindung über.

Alle Bundesbrüder horchten hochbegeistert, und Voß lieferte nach wenigen Tagen ein Lied: an Teuthart, in dem es hieß:

Hast Du's gehört, wie heiß, wie laut
Er Freiheit! Freiheit! rief?
Wie feil die goldne Fessel ihm
Des Höflings klirrt?

O sag's dem Britten an, sag's an
Dem schielen Gallier,
Wie Stolberg Freiheit! rief, wie ihm
Die Fessel klirrt!

Sag's allen ihren Sängern kühn,
Wer Freiheit! Freiheit! rief,
Und allen ihren Feldherrn kühn,
Wer Freiheit! rief.

Ach! Nah' ich mich dem edlen Mann?
Ich zittr'! Umarm' ich ihn,
Den Freiheitsrufer? Ich? den Mann,
Den Klopstock liebt?

Diese Worte, so dürr und inhaltsleer, bringen den leicht gerührten gräflichen Dichter zu Thränen; er umschlingt Voß, und eine Freundschaft für das Leben ist geschlossen. Ein zweites Lied: Mein Vaterland, in welchem Voß dem neuen Freunde zurief:

O weine Stolberg! Weine! Sie rasselt noch
Der Franken Kette! Wenige konnte nur
Selbst Luther, Klopstock selbst, ein Heiland
Von dem belastenden Joch erretten!

brachte dem Sänger sogar, wie er mit freudigem Stolze meldet, einen Kuß von dem Geliebten ein. Zwei Jünglinge aus den höchsten und ältesten Geschlechtern Deutschlands, classisch gebildet, feurige Dichter und gewandt in jeder freien Kunst des Leibes, traten fast wie Göttererscheinungen aus höherer Welt in den Dichterbund, dem bei aller Begeisterung doch stets die enge, philisterhafte Schnürbrust anhaftete, aus der sich Voß vielleicht niemals ganz entpuppte. Vor Allem aber verlieh die nahe Vertrautheit der gräflichen Brüder mit Klopstock jenen in den Augen der göttinger Freunde eine verklärende Weihe. Hatte doch, als Friedrich Stolberg nach Anhörung der Hermannsschlacht dem Barden unter Thränen „schweigend und voll freudigen Grimmes" die Hand gedrückt, der gleichfalls weinende Klopstock geantwortet: Jüngling, Dein Lob reizt mich mehr, als Deutschlands Lob!

In Göttingen entsagten beide Brüder den juristischen Studien, indem sie sich fast ausschließlich der Philologie widmeten und besonders das Griechische, jedoch meistentheils privatim, mit ernstem Eifer trieben. „Sie haben," erzählt Voß, „für sich selber den Homer lesen gelernt und durch Hülfe blos der Grammatik und des Lexikons versteht jetzt der ältere über dreihundert

Verse in der Ilias, und der jüngere eben so viele in der Odyssee. Ihr Hofmeister Clauswitz ist recht so, wie er bei den Stolbergen sein muß. Mit der übrigen Biederkeit verbindet er das feinste Gefühl, das sehr oft mein Wegweiser ist."

Der leicht zur Schwärmerei hingerissne jüngere Graf schloß sich wunderbarer Weise an den seiner innern Natur nach phantasiearmen, obwohl damals auch im Jugendfeuer glühenden Voß auf's Engste an. Eines Abends besuchte er diesen mit dem jungen Dichter Hahn. „Wir drei," so erzählt Voß dieses Begegnen, „gingen bis Mitternacht in meiner Stube ohne Licht herum, und sprachen von Deutschland, Klopstock, Freiheit, großen Thaten, und von Rache gegen Wieland, der das Gefühl der Unschuld nicht achtet. Es entstand eben ein Gewitter am Himmel, und Blitz und Donner machte unser ohnedies schon heftiges Gespräch so wüthend und zugleich so feierlich ernst, daß wir in diesem Augenblick, ich weiß nicht, welcher großen Handlung fähig gewesen wären."

Einstmals erfreute der bereits in Gelliehausen als Amtmann wohnende Bürger den göttinger Bund mit Vorlesung seiner Lenore. Als er dabei in der düstern Stube die Worte

Rasch auf ein eisern Gitterthor
Gings mit verhängtem Zügel,
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel

mit einem gewaltigen Schlage der Reitpeitsche gegen die Zimmerthüre begleitete, wurde der lebhafte Friedrich Stolberg so erregt, daß er geisterbleich erschreckt vom Stuhle aufsprang.

Nach Ablauf des Winterhalbjahres besuchte das Brüderpaar im April 1773 nochmals die Mutter in Altona. Dahin war ihnen vom Dichterbund, dem sie bereits längere Zeit als Mitglieder angehörten, ein Band geschriebener Gedichte anvertraut, welche dem Urtheile Klopstocks unterbreitet werden sollten. Zwar kehrten die Reisenden ohne schriftliche Antwort, aber doch mit den herzlichsten Grüßen von Klopstock zurück. Friedrich Leopold

konnte überdies die Weissagung mitbringen, welche Klopstock ihm um diese Zeit widmete:

Frei, o Deutschland,
Wirst Du dereinst! Ein Jahrhundert nur noch;
So ist es geschehen, so herrscht
Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht.

So wurde denn von den göttinger Dichtern mit einer an Vergötterung grenzenden Ehrfurcht am 2. Juli das Geburtsfest Klopstocks aufs Feierlichste und Begeistertste begangen. Neben solchem körperlich und geistig berauschenden Treiben pflegten die Stolberg der wissenschaftlichen Beschäftigung mit anhaltendem Eifer und zugleich des vertraulichen Verkehrs mit den jungen Grafen Reventlow und dem gleichfalls in Göttingen studierenden schlesischen Baron Heinrich Christian Curt von Haugwitz, der, einem altsächsischen Geschlechte entsprossen und am 11. Juni 1752 geboren, als preußischer Graf und Staatsminister am 9. Februar 1832 verstarb. Dieser, bei Herrnhut in patriarchalischer Stille erzogen, zeichnete sich durch Unabhängigkeitssinn und wohlwollende Uneigennützigkeit aus, und fesselte die stolbergschen Brüder durch einen schwärmerischen idealen Hang, in dem sie sich begegneten und zur langdauernden Freundschaft verbanden.

Die Liederbrüder waren sich allerdings der Kluft bewußt, welche in Hinsicht auf Rang, Vermögen, freisinnigste Erziehung und vornehme Sicherheit im geselligen Verkehr die Grafensöhne von den Uebrigen trennte. Von Einigen derselben wurde der ältere Bruder für weniger adelstolz gehalten, weil er seine Verse einfach: Christian Stolberg unterzeichnete; Andere meinten, der jüngere sei's, „denn der denke bei dem Worte Graf nichts weiter, als einen Theil seines Namens."

Nachdem im Spätsommer noch der stolbergsche Jugendfreund Schönborn auf der Reise nach Algier einige Zeit in Göttingen verweilt hatte, und als „Genie und Klopstocks Freund" vom Bunde ehrenvoll empfangen war, erschien endlich am 12. September der lange gefürchtete Trennungstag, der die Grafen dem

Freundeskreise entführen sollte. Die übrigen Genossen waren bei'm Punsch vereint, als nach Mitternacht erst die Scheidenden in das Versammlungsgemach eintraten. Man sang Millers Abschiedslied, dann ein Trinklied von Voß, sah sich wehmüthig an, fragte „zehnmal gefragte Dinge," schwur sich ewige Freundschaft und sang noch einmal das Abschiedslied. Dann „ward ein lautes Weinen." Um drei Uhr Nachts machte endlich Clauswitz der thränenreichen Scene ein Ende. Auf seine Mahnung entfernten sich die Brüder unbemerkt, „stumme Sehnsucht ihres Gesprächs und ihres Kraftgesangs nachlassend."

Jugendreisen.

Von Göttingen begaben sich die jungen Grafen zur Mutter in Altona und mit dieser von dort nach Copenhagen, wohin ihr Schwager Andreas Peter Bernstorf nach Struensees Hinrichtung im Frühling 1772 zurückgekehrt war. Im Hause der geliebten Schwester erfreuten sich Jene des lang entbehrten Familienglücks so wie des anziehenden und fördernden Umgangs der ausgezeichneten Männer, die Bernstorf um sich vereinte. Aber am 22. December schon machte der Tod der innig geliebten Mutter diesem friedlich schönen Zusammenleben ein jähes Ende.

Die trauernden Söhne suchten und fanden in ernstwissenschaftlicher Beschäftigung und in dichterischen Schöpfungen die tröstende Beruhigung, deren sie zum Wiedergewinn freudig wirkender Lebenskraft bedurften. Insbesondere widmete sich Friedrich Leopold der Poesie mit reinster Jugendbegeisterung, voll Sinn für Freiheit und für die Erhebung des deutschen Volksgeistes. Diesem entsprang damals sein Lied: Sohn, hier hast Du meinen Speer! sowie die Romanze: In der Väter Hallen ruhte Ritter Rudolfs Heldenarm, deren Veröffentlichung er bald einen gefeierten Dichternamen verdankte. Um eben die Zeit sang er seinem Klopstock:

Ich bin ein Deutscher! Stürzet herab
Der Freude Thränen, daß ich es bin!
Fühlte die erbliche Tugend
In den Jahren der Kindheit schon!

Zugleich feierte er in den „Stimmen der Liebe" unter dem Namen Selinde eine junge Engländerin, deren Schönheit und Liebenswürdigkeit ihn so fesselte, daß er in grenzenloser Leidenschaft dieser „in der Welt nichts gleichstellen" zu dürfen glaubte. Aeußere Verhältnisse zwangen ihn jedoch, ein Verhältniß zu lösen, dessen weitere Pflege beide Betheiligten unglücklich gemacht haben würde. Friedrich entschloß sich daher, einen schon lange genährten Wunsch zu befriedigen, und im Frühling 1775 eine Reise nach dem südlichen Deutschland und nach der Schweiz, „dem heiligen Lande der Freiheit und der großen Natur," mit seinem Bruder anzutreten.

In Frankfurt trafen sie mit ihrem Freunde Haugwitz zusammen, der, „ein wohlgestalteter Jüngling, von zartem edeln Ansehen, weichen freundlichen Zügen, sich immer gleich und theilnehmend," von einem längeren Aufenthalt in Paris nach Deutschland zurückgekehrt war, um mit jenen die Reise gemeinsam fortzusetzen. Sogleich wurde Goethe aufgesucht, der schon damals durch das Erscheinen von Werther und Götz als Dichterheros anerkannt war und durch Beiträge zu Boies Musenalmanach mit dem göttinger Kreise in freundlicher Beziehung stand. Goethe empfing die Reisenden „mit offner Brust und gemüthlicher Schicklichkeit." Diese wohnten im Gasthofe, waren jedoch fast tägliche Gäste am Tische des goetheschen Hauses. „Das erste heitere Zusammensein zeigte sich höchst erfreulich, allein gar bald traten excentrische Aeußerungen hervor."

Goethes Mutter, die in ihrer tüchtig graden Art willig in jeden Jugendscherz einging, ließ sich gefallen, von den Grafen nur als Frau Aja begrüßt zu werden. Als aber, nachdem man mehrmals zusammen getafelt hatte, nach reichlich genossenem Wein der blutdürstige Tyrannenhaß der Brüder laut wurde,

schüttelte Vater Goethe den Kopf, die Hausfrau dagegen erklärte, Tyrannen nur aus den Bildern von Gottfrieds Chronik zu kennen, wo Cambyses triumphirt, das Herz des Sohnes mit seinem Pfeil getroffen zu haben. Dann rief sie, während sie den Gästen vom besten Jahrgang ihres Weinvorraths bot: Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt Euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!

Die Reisenden überredeten Goethe, der damals, in ähnlicher Lage wie Friedrich Stolberg, gezwungen war, eine Geliebte, die vielgefeierte Lilli, aus seinem Herzen zu bannen, sich ihrer Gesellschaft anzuschließen. So ging's nach Darmstadt, wo unter Führung des verständigen Haugwitz die gräflichen Naturkinder sich am Hofe „noch ganz schicklich" zeigten. Als aber ihr Bestreben, „sich in einen Naturzustand zu versetzen," sie zum Baden im freien Wasser verlockte und diesem Vergnügen, im öffentlichen Teiche mit einer nach damaligem Zeitbegriff höchst bedenklichen Verletzung der guten Sitte muthwillig nachgegeben ward: da mußte Haugwitz ausgleichen und schlichten, so daß man „im Ganzen mit leidlichem Rufe davon kam." Der in Darmstadt ansässige Jugendfreund Merk aber sagte bei'm Abschiede zu Goethe: Daß Du mit diesen Burschen ziehst, ist ein dummer Streich. Du wirst nicht lange bei ihnen bleiben! Dann fügte er hinzu: Dein Bestreben, Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die Andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nichts als dummes Zeug.

Schon auf dem Wege nach Mannheim zeigte sich manche Differenz in Gesinnung und Betragen, und, als im dortigen Gasthofe Friedrich Stolberg das Glas, aus welchem er auf's Wohl seiner Selinde getrunken hatte, an die Wand schleuderte und die Uebrigen, seiner Aufforderung folgend, das Gleiche thaten: da war's Goethe doch, „als ob ihn Merk am Kragen zupfe."

Wenige Tage darauf wurde Karlsruhe besucht, wo seit 1746 der Markgraf Karl Friedrich mit seiner edlen Gattin

thronte. Hier trafen die Reisenden mit Klopstock zusammen, der auf Einladung des Regenten nach Karlsruhe gekommen war und nach einjährigem Aufenthalt daselbst, mit dem Hofrathtitel und einem Jahrgehalt beschenkt, nach Hamburg zurückkehrte. Klopstock stellte die Jünglinge dem Hofe vor, indem er „seine alte sittliche Herrschaft über die ihn hochverehrenden Schüler gar anständig ausübte," und selbst Goethe seiner Führung unterwarf. Dennoch konnte er die Uebermüthigen nicht abhalten, die Markgräfin auf's Bedenklichste zu necken, weil diese dem unternehmenden Macklot verstattet hatte, das mißrathene Product einer begünstigten Papierfabrik durch den Nachdruck classischer Werke zu verwerthen.

Die gleichzeitige Anwesenheit der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt und des noch nicht achtzehnjährigen Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar, der mit seinem Bruder Constantin, mit dem Oberhofmeister Grafen Görz, dem Oberstallmeister von Stein, Knebel und andern Begleitern nach Karlsruhe gekommen war, um die Prinzessin als Braut zu begrüßen, leitete Goethes nähere, später so folgenreiche Bekanntschaft mit diesem Herrscherpaare ein. Des Herzogs und Klopstocks anregende Gegenwart veranlaßte Goethe sich dem allzu genialen Treiben seiner Reisegenossen zu entziehen, indem er unter geeignetem Vorwande längere Zeit in Karlsruhe verweilte und sodann seinen Schwager Schlosser besuchte, der als Oberamtmann im unfernen Emmendingen lebte.

Die übrigen Reisenden zogen weiter in die Schweiz, in welcher sie, größtentheils zu Fuße wandernd, „in den Sennhütten und auf dem Dach derselben, mitten in polyphemischer Milchwirthschaft, die Odyssee, auf den Schlachtfeldern die Ilias lasen," wo ihnen aber „von dem Zauber der hohen Natur oft selbst homerische Erscheinungen, wie die Nebel am Gipfel des Pilatus vor der Sonne, verschwanden." In Zürich trafen sie wieder mit Goethe zusammen, der es bei dem immer schärfer hervortretenden Gegensatze der Ansichten und Gewohnheiten vorzog, ge-

trennt von ihnen zu wohnen. Bald schloß Friedrich Leopold mit Bodmer begeisterte Freundschaft, die letzterer jedoch nach fast gleichzeitigem Erscheinen ihrer beiderseitigen Uebersetzungen des Homer in bitterste Feindschaft verkehrte. Heß, Salis und besonders Lavater nahmen die Jünglinge auf's herzlichste auf. Dieser veranlaßte die gräflichen Brüder ihm „zur physiognomischen Beschreibung zu sitzen und zu stehn, wie, wer sich malen läßt, dem Maler sitzt."

In dem 1776 erschienenen zweiten Theil der physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe beschreibt Lavater unter den „sanften, treuen, zärtlichen Characteren" auf der achten und neunten Tafel die „Comtes de Stolberg." Hier wird der jüngere „als blühender Jüngling von fünf und zwanzig Jahren und als leichtschwebendes, schwimmendes, elastisches Geschöpf" bezeichnet. „Zu lebendig, um zu ruhen; zu locker, um festzustehen; zu schwer und zu weich, um zu fliegen." Später heißt es: „kein fester, forschender Tiefsinn; keine langsame Ueberlegung, oder kluge Bedächtlichkeit, und doch die völligste Geradheit des Verstandes, oder vielmehr der unbefleckteste Wahrheitssinn! Immer der innige Empfinder, nie der tiefe Ausdenker; nie der Erfinder, nie der prüfende Entwickler der so schnellerblickten, schnellerkannten, schnellgeliebten, schnellergriffenen Wahrheit; ewiger Schweber! Seher! Idealisirer! Verschönerer! Gestalter aller seiner Ideen! Immer halbtrunkener Dichter, der sieht, was er sehen will." Bei genauerer Schilderung der Einzelheiten wird dem „untern Theil des Gesichts viel Sinnlichkeit, Trägheit, Achtlosigkeit" zugeschrieben, seine Gesichtsfarbe „die weißröthliche, violette, so sprechend und so untereinanderwallend, so glücklich gemischt, wie die Stärke und Schwäche des ganzen Characters" genannt, und endlich in „dem weißlichen Haar, der Länge und Unbehaglichkeit der Gestalt" und andern Kennzeichen die Andeutung einer gewissen Weiblichkeit gefunden, „wodurch die innere Schnellkraft gemäßigt, und dem Herzen jede vorsätzliche Beleidigung und Niederträchtigkeit

ewig unmöglich gemacht, zugleich aber auch offenbar wird, daß der muth- und feuervolle Poet, mit allem seinem unaffectirten Durste nach Freiheit und Befreiung nicht bestimmt ist, für sich allein ein fester, Plan durchsetzender, ausharrender Geschäftsmann, oder in der Schlacht unsterblich zu werden."

Kürzer und bestimmter sprach sich Lavater einst gegen Goethe, als dieser über den Uebermuth des jüngern Grafen klagte, dahin aus: ich weiß nicht, was Ihr Alle wollt. Es ist ein edler, trefflicher, talentvoller Jüngling, aber sie haben ihn mir als einen Heroen, als einen Hercules beschrieben, und ich habe in meinem Leben keinen weicheren, zarteren und, wenn es darauf ankommt, bestimmbareren jungen Mann gesehen.

Nachdem Goethe Zürich verlassen, um mit seinem vaterstädtischen Freunde Passavant, später reformirtem Prediger in Frankfurt, die Alpenreise anzutreten, trieben die Stolberg eine Zeit lang ihr loses Treiben und zum besondern Verdruß der Züricher das Baden im offnen See fort. Einst begleitete Lavater sie dahin und saß, während sie auf den Wogen schwammen, mit ihnen plaudernd, am Uferrande. „Die Bauern, die das Baden bei Tage nicht ausstehen können, eilen schaarenweise hinzu. Wie sie aber den Priester am Ufer sehen, brauchen sie doch keine Gewalt, sondern murmeln unter einander, die nackten Menschen im Wasser müßten wohl Wiedertäufer sein, die der Priester bekehren wolle. Man sehe auch recht, welche Gewalt der Satan über sie ausübe, denn jedesmal, da jener anfange zu beten, müßten sie mit dem Kopf ins Wasser tauchen." Als dann die Jünglinge, den Vorstellungen älterer Freunde nachgehend, in dem düstern Thal, „wo hinter dem Albis die Sihl strömend herabschießt," entfernt von menschlicher Wohnung sich den kühlenden Wellen ohne Aergerniß glaubten anvertrauen zu dürfen, wurden sie durch einen dichten Regen herabgeschleuderter Steine daran erinnert, daß ihr Gebahren auch hier das Auge ehrbarer Leute beleidigt habe.

Im weitern Verfolge der Reise wurde in Ferney dem vier

und achtzigjährigen Voltaire ein kurzer Besuch abgestattet. Dann trennte sich das stolbergsche Bruderpaar von dem getreuen Haugwitz, der weiter gen Westen zog, während die Andern auf der Rückreise zunächst nach Ulm, von da nach Franken und Ende November nach Weimar gingen.

Hier wurden sie von dem jungen Herzog, der im September die Regierung aus den Händen seiner mütterlichen Vormünderin empfangen und sich im nächstfolgenden Monate vermählt hatte, als alte Freunde herzlichst begrüßt und selbst von dem oft gekränkten Wieland mit gutmüthiger Freundlichkeit aufgenommen. Auch Goethe, der auf der Durchreise des herzoglichen Paares durch Frankfurt auf's Dringendste nach Weimar geladen und wenige Wochen vor den stolbergschen Brüdern dort eingetroffen war, erwies sich in früherer Vertraulichkeit. Der geselligheitere und classisch gebildete Instructor des Prinzen Constantin, Carl Ludwig von Knebel, die Kammerherren Friedrich Hildebrand von Einsiedel, ein Mann von großer Belesenheit und liebenswürdigstem Humor, poetisch und musikalisch thätig, und in genialer Zerstreutheit oft die Zielscheibe beliebter Neckereien, Karl Sigismund von Seckendorf, eifriger Jäger, dilettantischer Dichter und Componist, und der Oberforstmeister von Wedel, der mit schöner Gestalt, ritterlicher Haltung und freiester Hinneigung zu edler Lust eine wohlbewährte Geschäftstüchtigkeit verband, nahmen mit eingehendem Verständniß und in mitschöpferischer Thätigkeit an dem heiter geistreichen Treiben Karl Augusts und seines Freundes Goethe Antheil.

Unter den Damen des Hofes vertraten das von neckischen Witzfunken sprühende Fräulein von Göchhausen, die schwärmerische Frau von Werther, geborne von Münchhausen, die gefühlvolle „kleine Schardt," geborne von Bernstorf, Gattin des Regierungsraths von Schardt, die junge Kammerpräsidentin von Kalb, geborne Marschall von Ostheim, Charlotte von Stein, geborne von Schardt, Gemahlin des Oberstallmeisters, deren Schwester Luise von Imhof und die Gräfin Werther, geborne

Freiin von Stein, anmuthigen Liebreiz und vielseitige Geistesbildung.

Dazu kam ein lebhafter Verkehr mit den benachbarten Höfen. So mit Gotha, wo der wohlgesinnte Herzog Ernst und dessen liebenswürdiger, hochgebildeter Bruder, Prinz August residirten, mit dem biedern Fürsten Leopold Friedrich Franz von Dessau, dem kühnen Waidmann und Schöpfer des Parks von Wörlitz, mit Karl Theodor von Dalberg, der als mainzischer Statthalter in Erfurt weilte und ein nahverbundener Jugendfreund der weimarschen Fürstensöhne war, so wie mit entfernteren Herrschaften und zahlreichen ausgezeichneten Fremden, die zum Besuche nach Weimar kamen und dem dortigen Leben reiche Abwechselung verliehen.

Hier konnte es nicht fehlen, daß sich die stolbergschen Brüder lange auf's Angenehmste gefesselt fühlten. Mit jugendlichem Eifer betheiligten sie sich an den täglich erneuerten Freuden des Hofes, an wilden Jagden und geräuschvollen Ausflügen in's Gebirge, an Maskenbällen, Schlitten- und Schlittschuhfahrten. Dem Fräulein von Göchhausen, welches die begeisterten Jünger Klopstocks für das Ideal einer deutschen Heldin erklärt hatten, brachte die Anwesenheit der Stolberg den bleibenden Beinamen Thusnelde ein. Als aber im nächsten Jahre der erste, von Boie herausgegebene Band gesammelter Gedichte der jungen Grafen erschien und diese dem Titelblatt die symbolische Vignette zweier Centauren mit der Devise:

> Ceu duo nubigenae quum vertice montis ab alto
> Descendunt Centauri

beigegeben hatten, wurde Thusnelde zur Erinnerung an die kraftfrohen Brüder in des Herzogs Namen mit einem, in Goldrahmen gefaßten Centauren-Orden belehnt und ihr derselbe an einer reichen Kette feierlich umgehängt.

Um den jüngern Stolberg dauernd für Weimar zu gewinnen, wurde ihm von Karl August das Amt eines Kammerherrn

angetragen und unter der Bedingung angenommen, daß ihm vor Antritt desselben ein Besuch seiner holsteinischen Freunde und ein Sommeraufenthalt auf Seeland verstattet werde.

Nach Holstein zurückgekehrt, beschäftigten sich die Brüder, ihre Gedichte für den Druck zu ordnen und zu feilen. Im Sommer weilte Friedrich Leopold längere Zeit in Eutin, wo Herzog Friedrich August denselben auf's Wohlwollendste aufnahm und bald von dessen Persönlichkeit so gewonnen wurde, daß er ihm den Eintritt in seinen Staatsdienst antrug. Diese ehrenvolle Aufforderung, vor Allem aber der bestimmende Rath Klopstocks, der dem genial wilden Treiben in Weimar abhold war, veranlaßte den jungen Stolberg, dem früheren Plane zu entsagen. Im Juli überraschte ihn in Eutin ein Besuch Klopstocks, der mit seiner nachmaligen Gattin, der Frau von Winthem, und mit dem Professor Büsch, dessen Haus den Sammelplatz der guten und geistreichen Gesellschaft in Hamburg bildete, auf einer Fahrt durch Holstein begriffen war. In Lübeck, wo Klopstock Gerstenbergs Söhnen „die Anfangsgründe des Schwimmens und Tauchens" beigebracht, hatte sich letzterer der Reisegesellschaft angeschlossen.

In Eutin spottete Klopstock sofort „über den Idioten Fritz", der in dem dortigen schönen See noch keine Stelle entdeckt hatte, wo man ungesehn „von Hofdamen und ihren Kätzchen" baden könne. „Die große Entdeckung war mir vorbehalten", schreibt er. „Wir gingen aus dem Schloßgarten mit den Schuhen in der Hand durch Wasser und über gesunkene Einhegungen und schrieen, wie Xenophons Griechen bei Entdeckung des Meeres, als wir die Bucht fanden."

Stolberg ließ sich leicht überreden, mit den geliebten Freunden die Weiterfahrt anzutreten, auf welcher Klopstock den plöner See beim Gute Aschberg vergeblich „auf's Baden ansah", aber „des Schilfes wegen" dieser Leidenschaft entsagen mußte. Desto eifriger wurde derselben in der Seebucht bei Kiel gefröhnt, wo bei längerem Aufenthalt fast täglich zweimal gebadet wurde.

„Stolberg declamirte dabei einmal Verse aus Homer, bald aus dem Original, bald aus der Uebersetzung, und Klopstock machte die Gestus dazu. Wenn jener es aber mit Poseidaonen zu laut machte und es gar selbst sein wollte, so bekam er solche Wellen in's Gesicht, daß er fliehen mußte.“ Die Philister belugten mit Teleskopen das wunderliche Schauspiel, und mäkelnde Professoren meinten, die Herren seien nur gekommen, „um ihre geistigen Aufwallungen abzukühlen.“

Neben diesen übermüthigen Freuden fesselte die Reisenden in Kiel ein Kreis herzlich wohlgeneigter und gleichgesinnter Freunde, den der alte ehrwürdige Kanzler Cramer, dessen Sohn Karl Friedrich, der sanfte und fromme Professor Ehlers, dessen geistreiche Frau und die nicht minder ausgezeichnete Gattin des Entomologen Fabricius, endlich der als historischer Sammler verdiente Noodt um sie schlossen.

Von hier aus schrieb Stolberg am 1. August 1776 in einem Briefe an den als dänischer Consul in Algier weilenden Schönborn: „Da sitzen unten die Kinder Gottes im Schatten eines herrlichen Nußbaums; Cramer liest laut in Luthers Briefen. Es drängt sich viel Empfindung in meine Brust, wenn ich an Sie denke; dazu hat mich nun Luther mit stärkerm Gefühl geschwängert. Mir ist unendlich wohl heute; gern tauchte ich einen Finger in meine Freude und labte Ihre dürre afrikanische Zunge; aber Gott helfe mir, eine weite Kluft ist zwischen uns. Und doch sind wir uns nah, und doch schlägt mein Schönborn die Fittiche seines gewaltigen Geistes, freuet sich seiner Freunde und badet im herrlichen Selbstgefühl! Ich hoffe gewiß, daß Sie nicht lange mehr dort sein werden; ich weiß, daß Bernstorf ernstlich an Ihre Befreiung denkt. Ich werde vielleicht eutinischer Gesandter in Copenhagen; in Eutin ist Alles schon richtig; es kommt nur darauf an, daß der dänische Hof nicht gegen mich protestirt. Ich übersetze die Ilias in Hexameter und habe schon drei Gesänge vollendet. Schönborn, laß schlagen die gewaltigen Fittiche Deines Genies, daß auffahren, die es hören, von Deiner

Sandwüste bis zu denen, die sich nun gleich mit Klopstock, Karl Cramer und mir im Meere baden werden. Gott befohlen. *Kaapen*. Ich umarme Sie tausendmal."

Im Spätsommer gingen beide Brüder nach Copenhagen und wurden dort gleichzeitig zu dänischen Kammerjunkern ernannt. Friedrich Leopold arbeitete hier emsig an der Ilias, deren zwanzigsten Gesang er im November 1776 veröffentlichte, während er später die ganze vollständige Uebersetzung seinem Freunde Voß schenkte, der sie 1778 herausgab.

Christian wurde 1777 königlicher Amtmann zu Tremsbüttel bei Oldesloe im Holsteinischen und bald darauf mit Luise, Gräfin von Reventlow, der Schwester der stolbergschen Jugendfreunde und Wittwe des Hofjägermeisters von Gramm, vermählt. „Nun bin ich worden, wie Sie", schrieb er an Bürger, „ein gestrenger Amtmann, habe auch heimgeführt ein liebes Weib, und lebe mit ihr in Freud' und Wonne. Mit den Schwalben ziehn wir wieder in's dänische Land, um uns zu laben an unsern Gefreundeten, und um unser zerstörtes Nest zu einer neuen Burg umzuschaffen. Mit brennendem Verlangen sehe ich entgegen den unsterblichen Werken, die Sie in alle Welt senden. Ich wollte, Sie könnten anhören, wenn meine Frau „Lenore" singt. Dann würden Sie Sich noch Eins so sehr blähen in Ihrer gerechten Selbstbehaglichkeit."

Friedrich Leopold trat, nachdem er seine Verpflichtungen gegen Karl August von Weimar zurückgenommen, in die Dienste des Fürstbischofs von Lübeck, der ihn mit dem Titel eines Oberschenken zu seinem Minister am königlich dänischen Hoflager ernannte. In schmerzlicher Scheidestunde lagen sich die bis dahin stets vereint gebliebenen Brüder in den Armen:

> Zärtlicher bebte der Freundschaft Bund auf Jonathans Lippe
> Nicht, im heimlichen Thal, wo er dem Liebenden schwur;
> Zärtlicher zitterte nicht an Benjamins Auge die Thräne,
> Als sein Joseph lag ihm an der klopfenden Brust.

Die ersten Ehejahre.

Beide Brüder blieben trotz der Entfernung in stetem innigem Wechselverkehr, zu welchem die herzlichste Liebe für einander und die gleiche Begeisterung für das Schöne einen unerschöpfbaren Schatz des Mittheilungs- und Mitempfindungswerthen bot. 1779 trafen sie in Hamburg zusammen, wo sie außer Klopstock und Claudius auch ihren getreuen Voß wiederfanden und Sophie von Laroche kennen lernten, welche sich durch die, unter Wielands Auspicien herausgegebene Geschichte des Fräulein von Sternheim bereits einen anerkannten Schriftstellernamen erworben hatte. Als Tochter des Arztes Gutermann am 6. December 1730 zu Kaufbeuern geboren, einst zu Wielands Gattin bestimmt, war sie, nachdem Mißverständnisse dieses Verhältniß gelöst hatten, 1754 mit dem Hofrath Max von Laroche vermählt und sah sich, nachdem ihr Gatte durch Cabale als kaiserlicher Staatsrath zu Coblenz in Ungnade gefallen war, durch die Noth der Umstände gezwungen, die Familie durch den Ertrag ihrer Schriften zu unterhalten. Zur Zeit ihres Unglücks hatte ihr Friedrich Leopold folgende tröstenden Zeilen gesandt: „Die Ruhe eines edeln Mannes ist schön und auch für Andre wohlthätig. Im Gedränge der Geschäfte wirkt man mehr, aber vielleicht mit weniger mildem Einfluß, als in der Ruhe. Im Zustande der Ruhe verbreitet der Edle sanfte Lebenswärme um sich her, die im Stillen und stark wirket."

Ein solches stilles Dasein in einem selbstgewählten beschränkten Wirkungskreise, geeignet, der Umgebung ein heitres Leben, sich selbst die Befriedigung innerer Fortentwickelung zu schaffen: das war dem jüngern Grafen während seines Aufenthaltes zu Copenhagen im vollsten Maaße geboten, da seine Amtspflichten ihm wenig mehr als den Schein einer Beschäftigung auferlegten. So konnte er sich ohne äußere Störung ganz seiner Ilias widmen, die gleichzeitig Bürger in reimfreien Jamben zu übersetzen begonnen hatte. Als aber Stolberg den ihm unmuthig zuge-

worfenen Fehdehandschuh mit hochherziger Freundlichkeit zurückgab, unternahm auch Bürger eine Uebertragung in Hexameter. Wieland schrieb darüber an Gleim: „Sind Sie nicht auch Einer von denen, welche Freude an Bürgers deutschem Homer haben? Klopstock, sagt man, hat den Grafen Leopold Stolberg zu einer Gegenübersetzung aufgemuntert. Ich denke aber, die soll uns unserm Bürger nicht untreu machen.“ Dagegen schrieb Miller an Bürger: „Ihr Homer und Stolbergs Homer sollen immer Hand in Hand auftreten. Jeder wird seine besonderen Vorzüge haben, um derer willen ich keinen vermissen möchte.“ Auch Christian Stolberg blieb der griechischen Muse getreu und gab 1782 Uebersetzungen von Homers Hymnen, von Theokrits Idyllen, von Anakreon und andern Dichtern heraus.

Im Sommer pflegte Friedrich Leopold das copenhagener Leben mit einem stillen Aufenthalt in Holstein bei seinem Bruder in Tremsbüttel, auf andern Gütern Befreundeter, vor Allem aber gern in Eutin, zu vertauschen, wo das „liebreizende, unschuldsvolle und anmuthige“, kaum sechzehnjährige Hoffräulein Henriette Eleonore Agnes von Witzleben das feurige Dichterherz gefangen nahm. Sie war die früh verwaiste Tochter von Adam Levin von Witzleben, der im Herzogthum Oldenburg die Güter Elmelohe und Hude besaß. Dort hatte dieser mit elf Kindern, die sämmtlich gut geartet, wohlunterrichtet und vorzüglich musikalisch waren, in glücklicher Stille gehaust, und die Nachlebenden erinnerten sich noch im spätesten Alter der seligen Stunden, die sie unter den hundertjährigen Linden und zwischen den epheuumrankten Ruinen des, durch einen Bischof von Münster zerstörten Cisterzienserklosters Hude mit den geliebten Eltern genossen hatten. Agnes war nach dem Tode ihrer Eltern jung nach Eutin gekommen, wo eine nahe Verwandte als Oberhofmeisterin lebte und sie bald nach der Confirmation zur Hofdame ernannt wurde.

Am 11. Juni 1782 wurde auf dem fürstbischöflichen Schlosse zu Eutin die feierliche Trauung zwischen Friedrich Leopold

Stolberg und Agnes von Witzleben vollzogen. Voß widmete in „der Entzückungen Sturm“ diesem Feste eine Ode, in welcher er sang:

Siehe, wie lieblich
Kränzt um die Wasser Eutins Fruchtbarkeit Hügel und Thal!
Siehe, wie Stolbergs Braut, geschmückt mit der Blume der Schönheit,
Dort in dem glänzenden Saal unter den Feiernden schwebt!
Eine Hirtin der Flur, und im Hause der Fürstin bewundert,
Stolz wie der Tanne Wuchs, mild wie die Rose des Thals.
Sonnenschein ist ihr Lächeln, und Frühlingsodem die Rede
Ihres Mundes, ihr Laut heller wie Nachtigallton.
Schauernd in trunkener Fülle der Seligkeit, stehet mein Stolberg,
Steht der unsterbliche dort, heftet den flammenden Blick,
Ungestört von der Freunde, der Freundinnen und der Geschwister
Winkendem, lachendem Spott, ach! auf die Einzige hin.

Bald nach der Hochzeit trat das Ehepaar eine kleine Reise, zunächst nach Hamburg an, wo Klopstock dasselbe auf's Theilnehmendste begrüßte und auch Voß, der als Rector auf der Umsiedlung von Otterndorf nach Eutin begriffen und durch Unwohlsein seiner Frau in Hamburg festgehalten war, die Jungvermählten auf's Freudigste überraschte. Dann wurde das Herzogthum Oldenburg besucht, in dessen Hauptstadt besonders der im dortigen Staatsdienste stehende Dichter Gerhard Anton von Halem sich zu lange dauernder Freundschaft dem Grafen verband. Diesen beschäftigte gleichzeitig eine nähere Kenntnißnahme der Verhältnisse im unfernen neuenburger Kreise, in welchem ihm vom Fürstbischofe die Aussicht auf Erlangung einer Amtmannsstelle eröffnet war, nachdem Stolberg den Wunsch geäußert, dem geräuschvollen Aufenthalt in Copenhagen entsagen und sich in der Stille eines ländlichen Ortes seiner Muse und einer befriedigenden amtlichen Thätigkeit widmen zu dürfen.

Im Herbste war Stolberg nach Eutin zurückgekehrt. Von hier aus schrieb er am 23. October an Halem in einem noch ungedruckten Briefe: „Nur die Stimme des Gesanges sollte der Ihrigen antworten, mein theurer Freund. Sie würde es thun,

wenn mein Wunsch vermögend wäre, sie hervorzurufen. Sie wissen aus Erfahrung, daß die Muse ihren Geweihten nur Freuden der Ueberraschung giebt und gleich der Natter des Orients ihr Ohr verstopft gegen die Stimme des Beschwörers. Aber eben so wissen Sie auch, daß es wehe thut, wenn man in Augenblicken ihres Eigensinns das volle Gefühl seines Herzens nicht in Lieder hinströmen kann. Das empfinde ich nun lebhaft voll Rührung, Bewunderung und Freude über Ihr schönes Gedicht, welches für mich so schmeichelhaft ist. Ein solcher Zuruf giebt mir Muth, mich vielleicht bald wieder einmal auf den Ocean der Zukunft zu wagen, so unbegrenzt und schauervoll er mir auch entgegenrauscht. Es ist mir eine sehr große Freude, den edlen Voß hier zu haben und täglich das Band der Freundschaft fester zu knüpfen, welches mich vor zehn Jahren mit ihm und Hölty, Hahn und Miller vereinigte. Hölty und Hahn haben uns früh verlassen und der gute Miller ist poetisch todt. Seine Muse ist im Wasser seiner zahllosen prosaischen Schriften ertrunken."

Den Winter verbrachte das junge Ehepaar theils auf dem bernstorffschen Gute Borstel in der Nähe von Tremsbüttel, theils an letzterm Orte im Hause des Bruders Christian, in welchem ein ungestörtes inniges Stillleben die Familienglieder verband. Hier beschäftigte sich Friedrich Leopold mit der Uebersetzung des Aeschylus, während der Bruder an der Verdeutschung des Sophokles arbeitete und beide die Uebertragung des Euripides unter sich theilten. Zugleich lag es dem jüngeren am Herzen, sich dort für die Uebernahme der Landdrostei zu Neuenburg vorzubereiten, obwohl er schreibt: „Cicero's triduum, so schön es auch lautet, nimmt mir nicht den Schauer für die vornichten Labyrinthe der Themis, durch welche mich mit keinem Faden der Liebe, selbst meine Agnes nicht hindurch leiten kann, Labyrinthe, in deren Mitte die Chikane, ein schlimmer Minotaurus, welchen ich nicht ermorden kann, täglich seine Opfer fordert. Auf der andern Seite hat die Einsamkeit und Schönheit des

Landlebens einen Reiz für mich, nach welchem meine Seele immer geschmachtet hat, und lange hätte ich das Hofleben nicht ausgehalten."

Im Frühjahr weilte Stolberg wieder in Eutin, von wo er am 15. Mai 1783 die glückliche Vollendung von vier Stücken des Aeschylus, dem Prometheus, den sieben Helden, den Persern und den Eumeniden, meldet, zugleich aber wiederholt, daß er die „rabiem fori und die Labyrinthe der Themis, in welchen das Ungeheuer Chikane die Zähne fletscht", ernstlich fürchte. Eine herzliche Eintracht verband Stolberg und seine Agnes mit Voß und dessen trefflicher Gattin, die, elf Jahre älter als die Gräfin, dieser in Erfüllung der häuslichen Pflichten mütterlich zur Seite stand und sich für die der jungen Freundin gewidmeten Liebe durch hingebendste Dankbarkeit belohnt sah. In frommer Natürlichkeit, mit einem Herzen voll Innigkeit und Zartheit und bei einfach bescheidenem Lebensanspruche wußte der „Friedensengel" Agnes jeden Mißton zu verscheuchen, den schon damals auftauchende Gegensätze zwischen Stolberg und Voß leicht hervorgerufen hätten. Die Erinnerung an den froh verlebten Rausch der Jugendjahre und die gleichen literarischen Interessen, die, den ungezwungenen nachbarlichen Verkehr begünstigende Kleinheit des Ortes, die allgemeine Zeitrichtung, welche den Unterschied der Stände mehr und mehr ausglich, und die wechselweise Unterstützung, welche durch Rangeinfluß und Vermögen auf der einen Seite, durch geprüfte Erfahrung und reichere wissenschaftliche Erkenntniß auf der andern willig geboten und gerne angenommen wurde, schuf zwischen Grafenhaus und Rectorat einen unbeengten und vertraulichen Verband. „Auch über göttliche Dinge", erzählt Voß, „besprachen wir uns bei verschiedenen Ansichten mit Ruhe, mit Herzlichkeit, mit Erhebung. Stolberg milderte seinen Groll gegen Vernunftchristen, da er Klopstock und Cramer, der jetzt Kanzler in Kiel war, unfruchtbaren Glaubensformeln so abhold wie der dumpfen Schwüle der Empfindler, im heitern Lichte fortschweben sah, besonders nachdem, bei

einem Besuche in Berlin, Spaldings Weisheit und warme Frömmigkeit seine Verehrung, seine Liebe gewonnen hatte."

In jugendlicher Heiterkeit sangen die Frauen gemeinschaftlich schulzesche Lieder, während Voß sie begleitend am Klavier und Stolberg horchend zur Seite saß. Noch oft dachte später Voß jener traulichen Agnesschmäuse, da noch ein Pfannkuchen mit Lauch etwas bedeutete, „da noch neben Scherzen ein Schwank sich ausnahm, da wir uns homerischen Kykeon mischten: Stolberg nach dem Buchstaben, aus Rothwein, Honig, Mehl und geriebenem Käse, welcher Misch, durch einander gerührt, ihm und der Schwester Käthchen antik schmeckte, ich, nach dem Geiste, griechischen Honig und Blume des Mehls übersetzend in zerkrümelte Zuckerplätzchen, und dafür gelobt von Agnes und Erneſtine, die den geraspelten Käse im Glase zurückließen."

Unter den Auspicien und der critischen Mitwirkung ihrer Frauen besorgten in jener friedlich idyllischen Zeit Stolberg und Voß gemeinschaftlich die erste, 1783 erschienene Ausgabe von Höltys Gedichten. Bei dieser Beschäftigung äußerte Agnes einst: Hätte ich Hölty im Leben gekannt, so wäre ich seine Geliebte geworden, und als Stolberg lächelnd erwiederte, sie würde den Dichter schon wegen seines stets bestäubten Rockes nimmer haben leiden können, sprach sie schalkhaft: den hätte ich ausgeklopft, wie ihr jetzt seine Gedichte ausklopft.

Am 30. Juli 1783 gebar die Gräfin ihr erstes Kind, Christian Ernst getauft, das Stolberg „zum frohen Vater" machte. „Wenn der Junge fortfährt," so schreibt dieser, „mir so viele Freude zu machen, als er bis jetzt durch sein Befinden, und mehr noch durch seine Ankunft gemacht hat, so geräth er gut." Nach überstandenem Wochenbette siedelte die Familie zum Bruder nach Tremsbüttel über, wo „in der ländlichen Hütte die Stunden still und glücklich verstrichen," und der Säugling an der eignen Mutter Brust fröhlich gedieh. Hier wurde Plutarch und Tibull gelesen und abends im Familienkreise mit Cook die Welt umsegelt. Mit seiner Gattin las Friedrich den Thomson,

mit seiner Schwägerin den Virgil, und letztere, „welche eine Käuferin der Zeit ist," sagte in diesen genußvollen Tagen: je crains le matin de me lever, pour ne pas entamer la journée.

Ein längeres Unwohlsein des jüngern Stolberg veranlaßte im Sommer 1784 die Brüder, in Gesellschaft ihrer Gattinnen Karlsbad zu besuchen. Die Reise führte über Braunschweig, das sie um Eberts und Jerusalems willen festhielt, durch den Harz; dann zum alten Gleim in Halberstadt; nach Weimar, wo Goethe, Herder und Wieland den Aufenthalt verschönerten, und durch das Erzgebirge. „Gleim, Herder und das Erzgebirge sind neue, aber sehr geliebte Freunde, die andern aber sind mir alle bei'm Wiedersehn noch viel theurer geworden, als sie schon waren." So schrieb Friedrich Stolberg, den auch dorthin Homer begleitete, aus welchem er „immer die höchste, reinste Fülle des Schönen, wie aus der Natur" schöpfte. Nach beendeter Cur ging die Rückkehr über Töplitz, Dresden und Dessau nach Hamburg.

Hier konnte Klopstock mit freudestolzem Blick sein so eben erschienenes Barditet: Hermann und die Fürsten den Brüdern mittheilen, die dasselbe mit gleichem Beifall wie die länger bekannte Hermannsschlacht überschütteten. Dafür erntete Friedrich das wärmste Lob des Meisters über seine jüngst herausgegebenen „Jamben" ein, welche freilich später in den Xenien mit den Worten gegeißelt wurden:

> Jambe nennt man das Thier mit einem kurzen und langen
> Fuß, und so nennst Du mit Recht Jamben das hinkende Werk.

Auch dem Dichter selbst ward später diese Arbeit verhaßt, weil die hier ausgesprochene Satire manches von dem traf, das ihm im Laufe der Jahre ehrwürdig, mindestens politisch nützlich erschien. So lautet der Schluß der zwölften Jambe, betitelt der Rath, an Tobias Mumsen:

Taucht eures Reiches edle Jugend früh
In's laue Bad franzöſ'ſcher Sitten ein.
Seid ja den bunten Karten immer hold;
Ein Volk, das täglich ſpielt, gehorchet gern.

Ihr ſelber ſpottet der Religion;
Ihr Geiſt iſt Geiſt der Wahrheit und der Kraft.
Doch ehrt die Pfaffen; denn ſie ehren euch,
Ihr Geiſt iſt Geiſt der Schwachheit und des Wahns!
Von euch gemäſtet räuchern ſie euch gern,
Und leiten eure Macht vom Himmel her.
Den wahren Prieſter haltet von euch ab;
Kein Erdenglanz verblendet ſeinen Blick,
Und bittre Wahrheit tönt aus ſeinem Mund.

Das Füllhorn eurer Gnade ſchütte Band
Und Stern und Schlüſſel um den Thron umher,
Kein Zauber wirkt auf kleine Seelen ſo!
Er lehrt, was klein iſt, achten, und verſchmähn
Was edel iſt, gewöhnt auf eure Hand
Hinauf zu ſchaun, wie buntes Federvieh
Sich alle Morgen um die goldne Saat
Der Hand verſammelt, die es ſchlachten wird.

Der Rechtsgelehrte ſonne ſich im Glanz
Der Gunſt, und knete das Geſetz wie Wachs,
Sein Kiel behaupte eures Schwertes Recht,
Eh' ihr im Trüben bei dem Nachbar fiſcht.

Es fröhne kriechend euch der Philoſoph,
Wenn ihm der Jüngling in dem Hörſaal lauſcht;
Er wäge Recht der Menſchheit und des Throns,
In Schalen, denen ihr den Stempel gabt,
Nach eures Heiligthumes Seckeln ab.

Vor allem ſteh' ein ungeheures Heer
Bereit auf euren Wink, wenn auch kein Wolf
Der Heerde dräut; denn, unter uns geſagt,
Die Hunde beißen nicht den Wolf allein.

Das ist die wahre Weisheit, dieses ist
Der Kern der Politik! ein süßer Kern!
Euch aufbewahrt! Indessen nagt das Volk
Die Zähne sich an harten Schalen stumpf.

Die Absicht Stolbergs, noch im Herbste mit dem ganzen Hausstande nach Neuenburg überzusiedeln, erschien bei dem unfreundlich kalten Regenwetter um so bedenklicher, als Agnes abermals ihrer Niederkunft entgegensah. Unter gütiger Bewilligung des Herzogs wurde es deshalb vorgezogen, den Winter zu Copenhagen im Hause des Schwagers Bernstorf zuzubringen, der nach dem Tode seiner ersten Gattin mit deren Schwester Auguste Luise vermählt war. So wohl sich Stolberg dort im Kreise seiner Lieben fühlte, so empfand er dennoch auf's Neue, daß die Stadt so wenig sein Element sei, „wie dem Fisch die Erde oder dem Vogel das Wasser." Er entzog sich daher möglichst der großen Welt, und lebte seinen Freunden und seinen Büchern, von denen ihn jetzt Herodot vor allen anzog. Hier vollendete er auch den „ersten Schritt seines Cothurns," den Timoleon, ein Trauerspiel mit Chören, während Christian in Holstein das Schauspiel Otanes, aus der persischen Geschichte, schrieb. Bald darnach verfaßte Friedrich den Theseus und den Säugling, welche später mit seines Bruders Belsazar und den übrigen dramatischen Werken desselben unter dem Titel: Schauspiele mit Chören von den Brüdern Stolberg, erschienen.

Nächst der Poesie ward ihm täglich größere Freude durch sein Knäbchen, von dem er meldet „crescit occulto velut arbor aevo," und als ihm seine Gattin am 4. Mai 1745 ein Töchterlein Maria Agnes, gewöhnlich Mariagnes genannt, beschеert hatte, da fühlte er sich heiterer als je. Jetzt endlich konnte an den lange aufgeschobenen Umzug nach Neuenburg gedacht werden, als ein neues unerwartetes Hinderniß die Ausführung abermals verschob.

Neuenburg.

Im Sommer empfing Stolberg den ehrenvollen Auftrag, die Botschaft vom Ableben seines wohlwollenden Fürsten Friedrich August, und von dem Regierungsantritt des Herzogs Peter Friedrich Ludwig der Kaiserin Catharina II. zu überbringen. Im Herbste brach Stolberg nach St. Petersburg auf und besuchte unterwegs in Berlin den würdigen Spalding, in Königsberg den wunderlich verschrobenen Hamann. Mit höchster Gunst wurde der Gesandte am russischen Hofe empfangen, da die Kaiserin seinen Homer mit vielem Eifer gelesen und durch diesen das freundlichste Vorurtheil für den Verfasser gewonnen hatte. Auch „der Großfürst und die Großfürstin machten durch ihre zutrauensvolle und herablassende Güte den tiefsten Eindruck auf sein dankbares Herz." So kehrte er, hochgeehrt und geschmückt mit dem russischen Sankt Annenorden, am 16. December nach Eutin zurück. Hier aber traf er Hof und Land in erneuerter tiefer Trauer über den Tod der allgemein verehrten Herzogin Friederike. „Unser Verlust ist so groß," schrieb der gemüthvolle und kenntnißreiche Hofcavalier, Baron von Ungern-Sternberg, „daß jedes Wort, jede Klage, weit entfernt, das Herz zu erleichtern, uns nur inniger fühlen läßt, unser Unglück gehöre zu jenen geheimnißvollen Schickungen des Himmels, bei welchen man anbeten und schweigen muß."

Zu Anfang des Jahres 1786 trat Stolberg endlich das ihm längst bestimmte Amt eines neuenburger Landdrosten an. Hier fand er Alles, was sein Herz so lange ersehnt, ländliche Ruhe, eine Geschäftsthätigkeit, in welcher er wirken und nützen konnte ohne seinen Lieblingsstudien entsagen zu müssen; dabei ein geliebtes Weib, holde Kinder, treue Freunde und Platz für seine Bücher. Hier gedieh das schon früher angeknüpfte freundschaftliche Verhältniß mit dem in der Nähe wohnenden Halem zum lebhaftesten brieflichen und persönlichen Verkehr. „Il n'y a pas toujours fête au village," schrieb Stolberg an diesen;

„aber Ruhe, Freude und herzliches Willkommen der Freunde, Einfalt und Freiheit sind immer hier. Auf solche Mitgäste kann man nur Freunde einladen.“

Im Sommer hoffte Stolberg Lavater, der zum Besuche nach Bremen und Oldenburg gekommen war, auch in Neuenburg zu sehn. Doch dieser eilte früher, als er beabsichtigt hatte, aus jener Gegend fort. Denn die Oldenburger hatten „dem Wundermann keine Palmen gestreut; und, wenn gleich in Bremen der Kreis seiner Verehrer größer und ansehnlicher gewesen, so fanden sich doch auch hier zahlreiche Gegner, die ein boshaftes Spottgedicht nach einer Choralmelodie auf ihn verbreiteten, in welchem die Verse vorkommen:

Ein Jungfräulein, sonst frisch und roth,
Lag hülflos und in großer Noth;
Es konnt' im Schlaf nicht sprechen.
Alsbald der theure Wundermann
Mit Hand und Mund das Werk begann,
Zu heilen ihr Gebrechen:
„Schaue,
Traue,
Gratiosa,
Doloroso,
Auserlesen!
Auf mein Wort, Du sollst genesen!

O Wunderschlaf, o Zauberei!
Was Meister in der Arzenei
Nicht zu ergründen tangen,
Lehrt kranken Jungfern Phantasie,
Durch dicke Wände sehen sie
Wohl mit geschloss'nen Augen.
Kennen,
Nennen,
Was geschrieben,
Weil den lieben
Guten Dingern
Augen sitzen in den Fingern.

Entrüstet über die seinem verehrten Freunde angethane Schmach fühlte sich Stolberg verpflichtet, eine freundschaftlich

anerkennende Epistel an Lavater zu veröffentlichen, in welcher er sich entschuldigt, den Reisenden nicht in Bremen besucht zu haben. Diese Schrift rief eine Entgegnung von Nicolai hervor, die Stolberg als „hündisch unverschämt" und „tückisch beleidigend" bezeichnet. Während aber für und gegen Lavater in mehreren öffentlichen Blättern noch lange erbittert gekämpft wurde, beschäftigte sich Stolberg mit dem wunderbaren, zwei Jahre später unter dem Titel: die Insel, herausgegebenen Werke, das in Gesprächen, Gedichten und Erzählungen das poetische Ideal einer Republik darstellen sollte.

Am 6. November 1786 wurde ihm ein zweiter Sohn, Andreas Otto Henning, geboren, „ein großer Bube, der wie ein junger Löwe brüllt." Um des Neugebornen willen wurde der nachfolgende Winter ohne Unterbrechung im stillen Neuenburg verlebt. Damals schrieb Stolberg: „jetzt bin ich auf der „„Insel"" und habe keinen Sinn für continental matters." Zu diesen rechnete er jedoch nicht das Erscheinen der voßischen Ilias, über welche er am 6. Februar 1787 gegen Halem äußert: „Ihr Urtheil über meine Ilias und Vossens ist sehr schmeichelhaft. Aber ich kann es wahrlich nicht unterschreiben; ich halte Vossens für viel besser." Auch sonst erhielt er neben seinen übrigen Interessen den alten Freunden ein allzeit offnes Herz. Um diese Zeit schrieb ihm Bürger nach Empfang der stolbergischen Schauspiele: „Ich kann nicht beschreiben, mit welchem freudigen Stolze ich auf das Zeichen gewogenen Andenkens von einem der vortrefflichsten unsers Volkes hinblicke. Ich könnte nicht froher, nicht stolzer auf das Ordensband eines großen und edeln Fürsten sein, als auf dies Geschenk meiner vortrefflichen Freunde. Ich höre, daß Ihre Verdienste von dem edlen Fürsten Ihres Landes erkannt und geschätzt werden. Das kann mich ganz und gar nicht wundern. Denn, wenn ich Fürst wäre, so wüßte ich nicht, wie mir Fritz Stolberg minder, als Alles, sein könnte." Stolberg erwiderte am 4. März: „Ach, liebster Bürger, wie wollen wir manchen Tag unsers Lebens froh wer-

den, wenn ein guter Genius uns zusammenbringt! Vergnügen wollen wir uns, wir alten Knaben, wie die Adler, und auffahren mit neuer Kraft!" Vergeblich blieb indessen Stolbergs wiederholtes, aber behutsames Bemühen, seinen Herzog, „cui male si palpere recalcitrat undique tutus," für eine Dienstanstellung des „im Lande der Philister verschmachtenden" Freundes zu gewinnen. „Es wäre schrecklich," schrieb Stolberg, „wenn Bürger — Professor werden müßte."

So wohl Stolberg classische Bildung mit treu deutscher Gesinnung zu vereinen gewußt: so war ihm dagegen die ältere vaterländische Literatur, die freilich im vorigen Jahrhundert überall nur wenige Kenner und Begünstiger zählte, völlig fremd geblieben. Groß war daher seine Ueberraschung, als er durch Halem auf die Dichtung Hartmanns von Aue aufmerksam gemacht wurde, der nach des Freundes Urtheil selbst dem Dante vorzuziehen sei. „Bei allen Musen," schreibt Jener, „oder vielmehr bei allen Wassernixen der Donau, das ist viel gesagt. Aber ich freue mich auf die Bekanntschaft mit diesem biderben Landsmann, und um desto mehr, wenn Sie mich mit ihm bekannt machen wollen; denn zum tête à tête mit diesen Altdeutschen werde ich wohl nicht kommen. Für Einen, der dem Dante zu vergleichen sein soll, möchten doch Viele sein, die nichts als den Rost des Alterthums zur Empfehlung darbieten könnten." Wie sehr Stolberg dennoch bei näherer Bekanntschaft mit dem Ausspruch jenes Dichters

wer recht tuot der ist wol geborn:
âne tugent ist adel gar verlorn

übereinstimmte, das sprach er bald darauf aus, als sein Freund Dalberg Coadjutor von Mainz geworden. „Das ist doch," sagte er, „eine Wahl, die jeden guten Deutschen freuen muß." Ueber eben dieselbe schrieb Herzog Karl August gleichzeitig an Knebel: „Kein ehrlicherer Coadjutor ist seit langer Zeit auf eine ehrlichere Weise und durch ehrlichere Leute zu Stande gebracht."

Der Sommer, welcher viele fern lebende Freunde in Holstein vereint hatte, führte „den umherstreifenden Nomaden" mit seiner Familie auf längere Zeit nach dem bernstorffschen Gute Borstel, von wo aus er am 5. Juli 1787 schrieb: „So vollzählig sehe ich den Zirkel meiner Geliebten vielleicht nie wieder versammelt. Ein Gedanke, der die sublunarischen Zusammenkünfte immer mehr oder weniger begleitet. Mit Klopstock, dem ewigen Jüngling, habe ich anderthalb schöne Tage in Eutin bei unserm Voß zugebracht, und hoffe, ihn bald hier zu sehn. In diesen Tagen habe ich einen jungen Menschen angetroffen, der aus Italien und Sicilien zurückkam. Er hat Vieles gesehn, aber mit dem Blick eines Dilettanten, mit todtem pragmatischem Blick! Ach, dachte ich, warum hatteſt Du Bücherwurm nicht mein Herz, oder ich Dein Glück das zu sehn!"

Auch diese Sehnsucht sollte ihm, obwohl unter schmerzlich veränderten Umständen, erfüllt werden. Zunächst aber zog er in sein friedliches Neuenburg zurück, wo im Winter die Lectüre von Heinses Ardinghello und des Don Quixote seine Mußestunden füllte. Jenes Werk erregte in ihm bei aller Anerkennung des geistreichen Verfassers den tiefsten Abscheu vor der unsittlichen Tendenz desselben. „Im freien Athen," schrieb er, „hätte kein Schriftsteller ungestraft die Tugend so angreifen können, keiner ungestraft sagen können, daß alle Gesetze und Moral nur Bande für den Pöbel wären. Aber wir Deutschen halten nur zu oft Frechheit für Freiheit, schmeicheln den Großen, und entschädigen unsre Eitelkeit durch Schmähung dessen, was gut und edel ist. Wenn das Büchlein auch wirklich mit dem Genie geschrieben wäre, auf welches es so lauten Anspruch macht, so würde ich es doch mit eben dem Unwillen lesen, als ob es ein genievolles Pasquill auf meinen Vater wäre. Oder sollten uns etwa Religion und Tugend minder lieb und ehrwürdig sein, als ein Vater?" Boie äußerte über dasselbe Werk, das er ein Meisterstück üppigster Philosophie und Phantasie nennt: „Ich möchte dies Stück haben schreiben können, und doch nicht geschrieben haben."

Am 20. Februar 1788 wurde Stolberg seine Tochter Henriette geboren. Die Entbindung war leicht erfolgt; doch hinterließ sie ein längeres Leiden, das vielleicht schon ein Vorbote der traurigen Katastrophe war, die im Herbste Stolbergs Lebensglück auf lange Zeit, wenn nicht für immer, vernichtete. Im Frühlinge beschäftigte er sich ernstlich mit religiösen Fragen, die der überall hervortretende Gegensatz des decidirten Atheismus und stockblinden Aberglaubens anregte. Insbesondere erzeugte das wöllnersche Unwesen in Berlin und der Erlaß des preußischen Religionsedicts, das den würdigen Oberconsistorialrath und Hofprediger Johann Joachim Spalding am 6. April 1788 zur Niederlegung seiner Aemter veranlaßte, in ganz Deutschland die lebhafteste Aufregung. „Es ist noch eine Hoffnung," schrieb damals Stolberg, daß die wahren Christen sich genauer anschließen werden, daß die unseligen Folgen des Aberglaubens einleuchten werden, daß, von Irre zu Irre, von Zweifeln zur Verzweiflung gejagt, die Menschen zur einfältigen, göttlichen Weisheit der Bibel zurückkehren werden. Die Mitglieder unserer Kirche hätten sich nie so verirrt, wenn die meisten Hirten der Heerde nicht so unwürdig wären. Es ist natürlich, daß ihre Stimme je länger, je mehr den Credit verliert." Einer solchen Stimmung entfloß sein Manifest gegen „die Götter Griechenlands," worin er, ablenkend von früheren classischen Anschauungen, die Mythologie die größte Abgötterei, verbunden mit dem traurigsten Atheismus, nannte.

Seine Agnes, „der Friedensengel," nährte durch weiblich eingehende Frömmigkeit seinen täglich wachsenden Offenbarungsglauben, der durch Lavaters Briefe immer heißer entflammt, dessen allzurasches Auflodern von dem rationalistischen Voß, sowie von Christian Stolberg und von dessen Gattin, die beide einer freieren religiösen Auffassung huldigten, vergeblich zu dämpfen versucht ward. Mitten in diesen, Stolbergs leicht empfängliches, aber tief empfindendes Gemüth auf's Schmerzlichste berührenden Kämpfen, traf ihn der unnennbar schwere Schlag,

am 15. November 1788 seine Gattin nach nur kurzem, anscheinend gefahrlosem Erkranken zu verlieren.

Eben erst hatte er die, im Druck vollendete „Insel" seinem Freunde Halem mit freundlichsten Grüßen von der geliebten Agnes übersendet, als er ihm schon den Tod derselben melden mußte. „Was einem Sterblichen eine Sterbliche sein kann," so schrieb er im ersten tiefen Kummer," das war mir meine Agnes. Ich fühle den besseren Theil meines Selbst von mir abgerissen, der andere Theil wird mit dem Leben verbluten. Der Alliebende hat die schöne, reine, an ihm hangende Seele freundlich zu sich genommen, und wird auch mich einst mit ihr vereinigen."

Berlin.

Je vollständiger das Glück gewesen, das Stolberg im Besitze seiner Agnes gefunden; je williger er, „der Lenkbare", sich jedem Bestreben hingegeben, zu welchem sie ihn mit sanfter Hand geführt; je befriedigter er auf jede Leistung zurückgeblickt hatte, die unter ihren Augen entstanden und zu Ende geführt war: um so entsetzlicher mußte ihn der Verlust treffen, der sein liebedürstendes Herz vereinsamte, dem Geiste die treu verständige Theilnehmerin seiner Gedanken und Schöpfungen, seinem Willen die mild bestimmende Führung, seinem Schritt den stützenden Stab entriß.

Das trauliche Neuenburg war für ihn verödet; darum eilte er, nach leicht erlangtem Urlaube, zu seinem Bruder, um an einem mitfühlenden und mitleidenden Herzen den tiefen Schmerz seiner Seele ausweinen zu können. Aber erfolglos blieben Christians zärtlichste Bemühungen; vergebens jeder wohlwollend verständige Rath aus Luisens Munde, um ihn, nicht dem heitern Lebensgenusse, sondern den Lebenspflichten und den unschuldigen Lieblingsneigungen wieder zuzuführen, deren Pflege ihm so manche harmlose Freude bereitet, ihm im Leide stets beruhigende Trö-

stung gewährt hatte. Weder ein Blick auf die Naturschönheit des wieder erwachenden Lenzes, noch ein Versenken in den Ernst classischer Weisheit, ja nicht einmal das Saitenspiel seiner Lyra konnte ihn dem dumpfen Trübsinn und selbstquälerischen Grübeleien entreißen.

Siechend an Leib und Seele folgte er einer Einladung zu seinem Freunde Friedrich von Reventlow, der mit seiner Gattin Julie, Gräfin von Schimmelmann, das Gut Emkendorf im östlichen Wagrien bewohnte. Hier herrschte ein Geist gläubiger Frömmigkeit, der von den Zeitgenossen, je nach eignem Standpuncte, eben so oft als pietistische Werkheiligkeit verdammt, wie zum allein beseligenden Christensinne verklärt wurde. Hier fand Stolberg auf jede angstvolle Frage eine mit freudiger Gewißheit tröstende Antwort; hier winkte ihm in der Nacht dumpfer Grübeleien ein Licht, das als die Fackel absolutester, jeglichen Zweifel lösender Wahrheit galt. Hier begegnete der Schwache dem starken Arm, der ihn immer enger umschloß; hier dem festen Willen, der fortan seine Schritte leitete.

Nach Neuenburg zurückzukehren, wo er „der glücklichste aller Menschen gewesen", konnte Stolberg sich nicht entschließen. Daher mußte es ihm höchst willkommen erscheinen, als ihm im Frühjahr 1789 durch Reventlows Vermittelung das Amt eines dänischen Gesandten in Berlin angetragen wurde. „Weder Leichtsinn, noch Verzweiflung", schrieb er damals, „aber tiefes Gefühl, daß ich nach dem Tode meiner Agnes in Neuenburg weder nützlich sein, noch auch den geringen Grad von äußerer Ruhe, dessen ich noch fähig bin, behalten konnte, führt mich auf eine neue Bahn. Der stille Bach des Lebens, auf welchem ich überselig im kleinen Nachen umherfuhr, ist versiegt, und mir bleibt nur das große Meer übrig, auf das ich mich, nicht aus Wahl der Neigung, aus Wahl der Nothwendigkeit wage. Eutin rief mir tausend selige Erinnerungen bräutlichen und ehelichen Glückes zurück, und in dem Hause, aus welchem ich sie heimholte, hat Voß Jonathansthränen mit mir geweint."

Der edle Fürstbischof begriff, was Stolberg in andere Lebenskreise hineintrieb, bewilligte in den gnädigsten Ausdrücken dessen Austritt aus seinen Diensten und beschenkte bei'm Abschied in hochherzig zarter Weise den ältesten Sohn desselben mit einer Dompräbende.

Um Ostern ging Stolberg, während er die Kinder unter Obhut seiner Schwester Katharina in Holstein zurückließ, nach Berlin, begleitet als Legationssecretair von seinem Neffen, Grafen Christian Günther von Bernstorf, welcher später in den preußischen Staatsdienst übertrat und 1818 als dortiger Minister verstarb. „Wiewohl ich", schrieb Stolberg von der Reise aus, „ein Flüchtling auf der Erde bin, seitdem die freundliche Schutzheilige meinen Heerd verlassen, so soll doch mein Haus frei bleiben vom kalten Zugwinde der Berliner."

Auch an dem neuen Aufenthaltsorte nagte der Schmerz über das unwiederbringlich Verlorne fort, und das Geräusch des Hof- und Geschäftslebens konnte die Dissonanzen seines Innern nur verstärken. Allmählich aber entschloß er sich, den von Jugend an geliebten Freunden, den Werken altgriechischer Weisheit, sich noch einmal zu nahen und ihnen wenigstens auf Stunden beruhigenden Balsam für sein wundes Herz zu entlocken. Er begann für sich den Demosthenes zu lesen, während er seinen Neffen in den Wohlklang und die einfache Schönheit der homerischen Dichtung einzuführen suchte. „Doch habe ich", schreibt er, „das Herz nicht frei genug, um anhaltend lesen zu können, und scheue noch die Einsamkeit des Waldes so sehr, daß ich kein tête à tête mit der Nachtigall aushalten kann. Ich finde einige Erleichterung, wenn ich ausreite. Die Bewegung des Pferdes betäubt, und da ich ein großer Pferdenarr bin, so distrahirt mich der Umgang mit Pferden, deren ich drei zum Reiten mitgebracht habe."

Als ein nach Trost und innerer Glaubensfestigkeit Ringender schwankte er in unentschlossenem Wechsel zwischen den mildversöhnlichen und von heiterster Seelenruhe getragenen Ansichten

Spaldings, der die Vorzüge der Jugend, der Männlichkeit und des Greisenalters „im Brennpuncte des Geistes und Herzens" concentrirte und dessen Umgange sich Stolberg mit liebender Verehrung hingab; zwischen Jacobis eklektischer Lehre, die „durch stille und standhafte Ergebung in das eigentliche Sein der Dinge" Religion und Philosophie zu verbinden trachtete; und endlich zwischen dem streng kirchlichen Dogmatismus, der als ein Gegengewicht gegen die Freiheitsströmungen der Zeit besonders in den höhern Gesellschaftskreisen, und so auch von den emkendorfer Freunden mit fast fanatischem Eifer cultivirt wurde.

Zu letzteren zog es ihn schon im Sommer auf's Neue, als er, seine Kinder abzuholen, auf kurze Zeit nach Holstein gegangen war. Neu ausgerüstet mit den Waffen der Rechtgläubigkeit kehrte er nach Berlin zurück, wo er sich „auf dem dürren Isthmus der Gegenwart stehend, mit Blicken auf die See der vorigen Jahre und auf den Ocean der großen Zukunft" beschäftigte. Damals schrieb er noch: „Ueber Frankreich freue ich mich, obwohl mancher Gallicismus die herrliche Sache der Freiheit befleckt, dennoch von ganzem Herzen. Ich fühlte mich nie kosmopolitischer als jetzt und möchte das macte virtute ausrufen von den Pyrenäen bis zum Rhein, vom Canal bis zur Garonne. Was ich als Knabe unter dem Druck allgemeinen Widerspruchs fühlte, was ich in meinem ersten Gedicht: die Freiheit, mit lallender Poesie zu päanen mich unterwand, das wird nun Volkseinsicht. Jede Zeitung wetzt jetzt an dem Griffel, welcher in dauernde Tafeln die Schmach der sklavischen Panegyristen und der Götzen eingräbt, welche man groß nennt, weil Millionen ihnen den Schutt zuhäuften, auf welchem sie hoch standen." Doch schon im nächsten Jahre gesteht er: „in Frankreich geht es schlecht; ich sehe dort nichts, als Leutlein mit kleinen Leidenschaften."

Um diese Zeit beschäftigte er sich mit eingehendem Antheil an der Ausarbeitung eines neuverbesserten oldenburgischen Gesangbuches, in welchem sein Lied: „Daß unser Gott uns Leben

gab" zuerst erschien. An Halem, der für dasselbe im rationalistischen Geiste thätig war, schrieb Stolberg: „Ich halte eine Sammlung der Gesänge, welche öffentlich gesungen und in der Stille gesungen werden sollen, welche ganze Gemeinden zum Himmel erheben und den bleibenden Trost einer Religion, die vom Himmel kommt, in die Hütte des Landmannes und des Handwerkers träufeln soll, eine solche Sammlung halte ich für ein sehr wichtiges und großes Geschäft. Der Wunsch der Vielen, welche aus christlich protestantischen Menschen bestehen, kann nur derjenige sein, ein christlich protestantisches Gesangbuch zu haben. Es zu fordern, haben sie das heiligste Recht. Wer ihnen ein socinianisches, rationalistisches Gesangbuch gäbe, handelte gewaltsam, auch wenn er es gut zu meinen glaubte, und thäte er es mit Absicht, hinterlistig und anmaßend." Später fährt er fort: „Wollten Sie das, was Ihnen vielleicht Wahn dünkt, pia, oder soll ich sagen impia, fraude aus den Gesängen unserer Gemeinden wegnehmen? sich mit so mißbrauchtem Vertrauen zum absichtsvollen Reformator, zum Umstürzer desjenigen machen, was dieser Gemeinde das heiligste ist? Wollen Sie Lieder, deren Sinn Tausende im Leide, Tausende im Tode gestärkt hat, verwerfen, weil Sie Ihnen legendenartig erscheinen? Oder wollen Sie aufnehmen, was Ihnen Legende scheint? Sollten Sie fortfahren, so wünsche ich von ganzem Herzen und von ganzer Seele, daß der Geist dieser Lieder, welche Sie mit critischem Blicke durchsehen wollen, Sie mächtig ergreifen möge, nicht sowohl zum Dichten, als zuvörderst zum Glauben und Fühlen. Möge es Ihnen ergehen, wie dem Könige von Israel, welcher die Propheten zu stören kam, und selber zu prophezeihen anfing. Möchte es Ihnen gehn, wie dem gelehrten West, welcher die Feder ergriff, um gegen die Auferstehungsgeschichte Christi zu schreiben, und der ihr eifrigster Erweiser ward. Lassen Sie das Ringen nach Wahrheit Ihre Hauptsache sein! Wofern wir Andern, diesseits der Neologie, Recht haben, so verlohnt es sich doch wohl der Mühe, daß Ihr Neologen Eure Acten mit Ernst

revidiret, ehe Ihr mit, zwar nicht nachgebetetem, aber nachgesprochenem Spruche aburtheilt. Es scheint zur neuen Lehre zu gehören, allen Beistand Gottes im Ringen nach der Wahrheit und dem Guten überhaupt zu leugnen. Wenn ich zur Nichtkirche gehörte, so würde ich, um consequent zu sein, alle Führung Gottes, das heißt alle Providenz leugnen. Denn wofern die transcendentale Ueberzeugung und Besserung eine unmögliche Sache sein soll, so möchte ja wohl jede Einwirkung Gottes auf den menschlichen Willen unmöglich sein. Und warum nicht auch auf die leblose Natur? Wir kämen dann zum müssigen Gott der Epicuräer."

Unter solchen Interessen und Beschäftigungen waren die Sommermonate verflogen; aber Stolberg konnte „des süßen weiblichen, des ehelichen Umgangs nicht entbehren". Schon im Herbste überraschte er die vertrauten Freunde mit der Nachricht von seiner Verlobung mit der Comtesse Sophie Charlotte Eleonore von Redern, geboren 4. November 1765. Diese hatte am 1. Juli 1789 ihren Vater verloren, den Grafen Sigismund Ehrenreich von Redern, der Standesherr von Königsbrück in der Oberlausitz, preußischer Oberhofmarschall, Präsident der ostindischen Compagnie und Curator der Akademie der Wissenschaften gewesen. Auch ihre Mutter, geborne Maria Johanna de Horguelin, war vor einem Jahre verstorben, und Sophie im Begriff, zu ihren älteren Geschwistern zu ziehen, als Stolbergs Werbung ihren Lebensweg plötzlich änderte.

Näheres über dieses Verlöbniß berichtet ein Brief Stolbergs an den Kriegsrath Scheffner, der mit jenem „bei dem genialischen Kapellmeister Reichardt" zusammentraf, und ihn schildert als „einen hochgebildeten, aber nicht minder hochherzigen und gemüthlichen Mann, dem keine Neigung anzusehn war, zur päpstlichen Religion überzutreten." Beide wurden durch Nähe der Wohnungen und täglichen Umgang schnell so befreundet, daß Stolberg dem jetzt auf dem Lande weilenden Freunde im December schreibt: „Glücklicher Mann, der in einem Waldwinkel

wohnt! Mich ergreift und ſchleudert der tourbillon einer Sphäre, welche nicht die meinige iſt. Und wenn ich auch ermattet hinſänke, das Mühlrad der geräuſchvollen großen Welt ginge doch mit mir herum, Hören und Sehen vergeht Einem dabei! Ich habe indeſſen doch nun im herumgehenden Mühlrade mich etablirt. Eine herzlich geliebte Schweſter, meine vier Kinder, welche mir ihrer verklärten Mutter wegen noch liebet ſind, als durch den Gedanken, daß ich ihr Vater bin, und ein zwanzigjähriger Schweſterſohn, den ich von Kindheit an wie einen Sohn liebte, verſüßen mir mein verödetes Leben. Welch ein ſonderbares Weſen iſt der Menſch! Als ich in den Armen des beſten und geliebteſten Weibes glücklicher war, als ich je einen Menſchen geſehen habe, da baute ich mir, da ſpann ich am Rocken der Phantaſie goldne Träume idealiſcher Glückſeligkeit und fand im weiten Meere der poetiſchen Kalmäuſerei mein Inſelchen, auf welchem mir ſo wohl ward. Jetzt würden Sie, lieber Optimiſt, wenigſtens in meiner Seele an Ihrem Syſteme einige Augenblicke irre werden, wenn Sie ſähen, wie Ihr armer Freund im Wirbel einer ſinnloſen Exiſtenz umhergeſtrudelt wird! Sie würden, wo nicht ſeine ehemalige Sehnſucht nach träumeriſchen Inſelfreuden, aber doch ſeine Sehnſucht nach genoſſener großer Glückſeligkeit mehr als verzeihen, billigen. Und doch mitten in dieſem ſeelenzerrüttenden Taumel habe ich Muth gefaßt, wie ein Schiffbrüchiger, der, nachdem er zur Beſinnung kommt, waghalſig genug iſt, aus den Trümmern ſeines Schiffes, welches weit von der Küſte herumgetrieben wird, das, was noch nicht verſank, herbeizuholen. Und damit nicht zufrieden, baut er aus den Planken ſich ein neues Floß, wagt eine neue Fahrt. Ja, theurer herzlicher Mann, dem ich in der großen empfindungsloſen Stadt zuerſt und faſt allein meinen Jammer zeigen konnte, Ihr armer Stolberg heirathet wieder. Eine Agnes iſt für mich auf Erden nicht mehr. Die, welche ich verlor, harret mein in den himmliſchen Hütten, aber hier, ſtellen Sie Sich vor, hier! fand ich ein geiſt- und herzvolles Mädchen, welches

in vollem Vertrauen auf mich die Pilgerschaft des Lebens mit mir neun und dreißigjährigen Mann, Vater von vier Kindern, anzutreten entschlossen ist. Sie war vorigen Herbst im Begriff, mit ihrer Schwester, Gräfin Fortona, nach Spanien zu gehn, als ich ihr meine Hand und alle Empfindungen, deren ich noch fähig bin, anbot. Ohne sich irgend Jemand als mir zu entdecken, nahm sie mit schönen Thränen, zitternd, erröthend und erblassend meinen Antrag an, begleitete ihre Schwester und Schwager nach Sachsen, blieb mit ihnen vier Wochen dort auf einem Gute, ist allein dort zurückgeblieben und im Frühling hole ich sie heim. Einige Tage vor ihrer Abreise ging ich in eine große Gesellschaft, wo auch sie war. Ich ging ohne Absicht hin. Wie getrieben von einer höheren Macht, oder vielmehr getrieben von einer höheren Macht ging ich absichtslos auf sie zu, bot ihr plötzlich meine Hand an und nun ist sie meine Braut. Ein Mädchen von seltenem Herzen und von vielem Verstande, vieler sanfter Weiblichkeit. Ihre Briefe haben mich Seiten an ihr kennen gelehrt, welche ich im Umgange in der großen Welt spät, vielleicht nie bemerkt hätte. Ich konnte nicht Wittwer bleiben. Ich gestehe Ihnen, daß ich in der Idee einer lebenswierigen, meine ewig über Alles Geliebte ehrenden Wittwerschaft meinen größten irdischen Trost zu finden hoffte, aber Ihr Freund ist ein schwacher Mensch und Enthaltsamkeit ist ihm nicht verliehen. Ich muß Ihnen doch etwas von meiner Sophie erzählen. Sie ward, wiewohl sie täglich in einer großen Welt, die ihr lästig war, leben mußte, nicht sehr bemerkt. Lagrange, der große Mathematiker, dem jede Anwendung seiner erhabenen Wissenschaft auf körperliche Gegenstände, selbst auf Astronomie, pueril erscheint, Lagrange, welcher dabei so viel Herz hat, daß er einem meiner Freunde, den auch er liebt, gesagt hat: je n'ai jamais connu d'autres jouissances que celle du coeur, dieser gewann das unbemerkte Mädchen so väterlich lieb, daß er ihrer Ausbildung seine Muße und ihrem Andenken seine ganze Zärtlichkeit gewidmet hat."

Einige Wochen später schrieb Stolberg an Halem: „Die gestürzte Fackel des freundlichen Genius wäre mir lieber gewesen, als die Fackel des Hymen, aber jene darf ich nicht stürzen, so lange sie lodern soll. Und so viel Ruhe und Freude mir nach Agnes Tode noch zu Theil werden kann, wird mir in den Armen meiner geist- und liebevollen Sophie zu Theil werden. Es ist ein sehr edles liebes Mädchen. Sie ehret meinen Schmerz, den sie lindern, nicht stören kann, auch nicht stören will. Meine Kinder machen mir täglich neue Freuden. Das sanfte, edle liebevolle Wesen der Holdseligen belebt ihre Kinder, und so manche Züge der Miene und des Characters vergegenwärtigen mir die Ewiggeliebteste! Sie machen auch das Glück meiner guten Schwester, welche sich ihnen mit beispielloser Liebe und Treue widmet. Daß ich nicht dichte, bedarf ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Zerknirscht von einem Schmerz, den der Welttaumel betäubt, und betäubend reizt, fehlt mir die Freiheit des Geistes, fehlen mir die Stunden süßer Muße, welche den Dichter sanft hin und her wiegen, bis plötzlich die Flamme des Gesanges ausbricht."

Im December wurde Stolberg mit dem jungen Georg Heinrich Ludwig Nicolovius bekannt, der als gründlich gebildeter Theolog empfohlen und von Hamann, Jacobi und Schönborn ausgezeichnet, auf's Wohlwollendste aufgenommen wurde. Schon nach wenigen Tagen empfing der Jüngling den Antrag, als Stolbergs und seiner Kinder „Freund" in dessen Haus zu ziehn; doch Jener, dem die Kinder „eine Erscheinung waren, von der er sich auch in den heitersten Stunden seines Lebens nichts hatte träumen lassen", war „zu schüchtern, an ein Heiligthum Hand zu legen, das durch Menschenhände nur verdorben werden könne." Er lehnte die ehrende Aufforderung für jetzt ab, erklärte sich aber bereit, das Amt im nächsten Herbste anzutreten, falls Stolberg bis dahin seine Ansicht nicht geändert habe.

Dieser verband sich am 15. Februar 1790 mit der zweiten Gattin, und bald nach seiner Rückkehr nach Berlin schrieb er an

Scheffner: „Ich habe meine Reise nach Sachsen beschleunigt und bin seit fünf Tagen mit meiner heimgeholten Sophie wieder hier. Jeden Tag, jede Stunde segne ich diejenige, in welcher mir Gott ins Herz gab, um das ihre zu werben. Sagen Sie nicht: sua cuique Deus sit diva cupido. Dieses liebe Weib ward mir an sichtbarer Gotteshand zugeführt, als ob ich ohne sie auf meinem verödeten Pfade hätte verschmachten müssen. Ich lebe wieder auf, obwohl ich den Nachsommer vom Lenz zu unterscheiden weiß. Die Kinder meiner holdseligen Agnes gedeihen, daß es eine Freude ist, und meine Sophie liebt sie herzlich und wird von ihnen wieder geliebt. Meine geliebte Schwester und mein Neffe winden auch Blumen um meine Existenz und machen mir den Uebergang zum Nachsommer so angenehm als er für einen Mann sein kann, welcher sein besseres Selbst, die Wonne seines Lebens, das Leben seiner Wonne begrub. Sanfte Ruhe umschattet mich wieder und macht mich stillempfänglich für ununterbrochene, zuversichtliche Hoffnung des Wiedersehens meiner Ewiggeliebtesten. Diese Ruhe stimmt mich zum Liederton des Lebens. Für diesen hatte mich der niederschmetternde Gram verstimmt, wiewohl ich in kurzen Momenten der Fluth nach langen Ebben dithyrambischer Wonne fähig war."

Gräfin Sophie war zwar protestantisch erzogen, jedoch gemäß ihrer Geistes- und Characterrichtung geeignet, Stolbergs wachsende Zuneigung zu den unumstößlichen Satzungen einer äußeren, fest gegliederten Kirche zu nähren. Nach seinen damaligen Ansichten mußte aus der Entäußerung alles Vorurtheils der Erziehung und alles Vorurtheils, „welches der Genius der beiden letzten Jahrhunderte erzeugt haben könnte," verbunden mit glühendem Wahrheitsdurste einem denkenden Mann die Begierde entstehn, zu prüfen, und historische wie religiöse Prüfung die positiveste Gewißheit des Bibelglaubens bewirken. „Alexander Baumgarten sagte sterbend: serenitas animi est demonstratio demonstrationum. Das sage ich," schrieb Stolberg, „von der transcendentalen Ueberzeugung, welche wahrlich kein Traum

ist. Nach dieser unmittelbaren Ueberzeugung hat mich keine so überzeugt, als der Anblick meiner verklärten Agnes, welche ohne Tod ahnen zu können, die letzten acht Wochen in der, ach so schönen Blüthe der Jugend, den Himmel im Herzen und in den Augen und auf der Stirne trug! welche ein hoher Beweis von hoher christlicher Veredlung war, ohne es zu ahnen, ganz Liebe und Freude!"

So wogte in seinem Geist und Gemüth der schwere Kampf um Wahrheit und innere Ruhe. So vermochte der Dichter wohl verschwimmende Traumgestalten und vorüberfliegende Schatten hervorzurufen, aber kein Bild, das in scharf begrenzten Umrissen und in harmonischer Vertheilung des Lichts den innern Conflict ihm und Andern faßbar darstellen und durch klare Objectivirung lösen konnte. So vermochte der Denker keinen Gedanken bis in jene Tiefe zu verfolgen, wo er entweder festen und sicheren Urboden, oder die Ueberzeugung finden mußte, daß er seinen Schacht in unergründlichen Flugsand hineingetrieben.

Im April schrieb er an Scheffner: „Daß ich vorigen Sommer nicht verdorrte, ist vielleicht Ihr Werk. Man sieht gern den Baum an, welchen man, nachdem der dürrende Ostwind ihn gestürzt hatte, noch zu rechter Zeit wieder aufrichtete und anband. Einem solchen gleiche ich nun, angebunden, nicht mehr mit starker Wurzelkraft freudig aufstrebend. In acht Tagen werde ich mit den Meinigen ein Landhäuschen an der Spree, dem Thiergarten gegenüber, hinter dem Moabiterlande beziehen. Da würde sich am schönen Strom und im Schatten gut schwatzen lassen, nicht vom Kriege, welcher gewiß Sie wie mich betrübt, sondern von so manchem

quod magis ad nos
Attinet et nescire malum est.

Meine Sophie, meine Schwester und mein Neffe würden oft lebendigen Antheil an unsern Gesprächen nehmen, oft uns wandern lassen hinein in die Tiefe des Gesprächs. In der schnellgeflügelten

Wechselrede würden wir uns vielleicht manchen ernsten Gegenstand leicht wie Federbälle zuwerfen, manchmal das Webschiffchen der Ideen uns zuschleudern und lächelnd ernste Gewebe weben. In der Welt um uns her sehen wir so oft das Gegentheil, sehen wir so oft den ernsten Wechselhandel alltäglicher Gedanken und gepriesener Weltweisen Rechenpfennige mit höchsteigenem Bild und Ueberschrift, doch verborgenem Midasohr, von gespaltener Klaue in gespaltene Klaue gereicht, vom Wiederkäuer dem Afterwiederkäuer vorgekaut werden."

Am 19. Juli trat Stolberg mit den Seinigen und „so mit Sack und Pack, wie Einer, der nicht Lust zur Rückkehr hat," eine Urlaubsreise nach Holstein und Copenhagen an. Hier bemühte er sich, das Amt eines dänischen Gesandten in Neapel zu erlangen, da er sich von frühester Jugend an in Träumen einer Reise nach Italien gewiegt hatte. „Ein Aufenthalt von einigen Jahren in diesen Paradiesen," so schreibt er um jene Zeit, „wird mir noch viel mehr gewähren, als eine flüchtige Reise thun könnte. Nur wünschte ich unmittelbar an die vulcanischen Majestäten des Vesuv und Aetna, nicht durch das flitternde Medium eines königlichen Hofes accreditirt zu sein. Vielleicht gelingt es mir, an den Wasserfällen von Tivoli oder am Wogengeräusch des jonischen Meeres, von griechischen Lüften angeweht oder in ad otia nata Parthenope meine Harfe wieder zu stimmen und an den Flammen des Aetna den glimmenden Docht meiner Fackel wieder anzuzünden!" Vielleicht auch zog ihn schon damals eine dunkle unbewußte Sehnsucht nach dem Hauptsitz jener Religion, die, wie ein Brief von Lavater ausspricht, für Stolberg von je so ehrwürdig war, daß er bei'm Anhören der Lieder, in welchen Lavater die katholischen Gebräuche pries, sein herzliches Ja und Amen sagte.

Den Winter brachte er mit seiner Familie auf Emkendorf zu, wo die Gräfin Sophie im December durch Geburt eines Mädchens „die kleine Agnesheerde" vermehrte. Von dort schrieb er am 20. Januar 1791: „Ich war so enthusiasmirt für Frank-

reichs Revolution, als man es sein kann. Aber ich gestehe, daß ich weder zufrieden mit der Nationalversammlung bin, welche gesetzgebende und ausübende Macht zugleich behauptet, also Despotie ist, noch auch dem Nationalgeiste Frankreichs viel zutrauen kann. Es sind doch immer Franzosen, die sie waren. Paris, diese allgemeine Masse der Frivolitäten, die Mutter der Unsittlichkeit konnte wohl der Brennpunct der Nationalunruhen werden; aber der Sitz heiliger Freiheit, sollte sie das sein können? Und sind nicht Mirabeau und Maury, Erzschalke, an der Spitze der Nation? Ich sehe den Strom heranrauschen, welcher alle Despotien stürzen wird. Segen und Fluch wird er immer mit sich bringen. Denn welche Völker der Freiheit nicht fähig sind, und nur durch hohe Sittlichkeit werden Völker ihrer fähig, die fallen aus der Knechtschaft in Anarchie. Ich ehre, ich liebe die Freiheit, aber eben deswegen glaube ich, daß sie sich auf Tugend gründen müsse. Und diesen Grund hat Frankreich nicht gelegt, Frankreich, welches ganz Europa mit dem Gift seiner Immoralität und Irreligion getränkt hat."

Im Januar traf auch der langersehnte Hofmeister Nicolovius in Emkendorf ein, der in Stolberg „einen Mann nach dem Herzen Gottes sah, voll edeln Feuers im Innern, Liebe und Rath dem Guten, Donner und Geißel dem Schalk." Der Graf besuchte noch einmal Copenhagen, gab aber die dort angeknüpften Verhandlungen wegen eines Gesandtschaftspostens in Neapel auf, da ihm der Wiedereintritt in den eutiner Dienst von dem „lieben, guten Fürsten" auf eine Art angetragen wurde, welcher zu widerstehen er „weder Beruf, noch Kraft, noch Lust hatte." „Ich werde," schrieb er am 12. Juni an Halem, „Präsident in Eutin, mit Urlaub zu einer Reise von anderthalb Jahren. Diese denke ich noch in diesem Monat anzutreten. In Copenhagen hat man meinen Beweggründen auf eine Art, mit welcher ich zufrieden sein kann, Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Die feierliche Introduction in das Amt eines fürstbischöflichen Regierungspräsidenten fand am 15. Juni statt. „Insanien-

tis dum sapientiae consultus errat," schreibt er an Scheffner, „ist Ihr Freund bestimmt, Präsident und Domherr zu sein! Ich werde in Eutin, einem paradiesischen Orte, leben. Vorläufig aber, da ich zwar vom Könige von Dänemark meinen Abschied erbeten habe, aber nicht von Mutter Natur, bin ich willens, ihr Creditiv den Alpen, dem Vesuv und dem Aetna zu überreichen."

So heiter damals seine Stimmung war, da er unter wiedergewonnenem Familienglück, in erfreulichen amtlichen Verhältnissen der Erfüllung vieljähriger Wünsche entgegensah, so beklommen blickte er auf das Ungewitter, das sich immer drohender am politischen Horizonte zusammenzog. „Die öffentlichen Commentatoren des droit de l'homme," schreibt er, „haben neulich durch einen article constitutionel dem abscheulichsten aller Frevel, der Negersclaverei, eine Sanction gegeben, wie sie bisher kein Despot gegeben hat. Die Sittenreformatoren haben einem Voltaire Ehre eines Heroen erzeigt. So lange keine zweite Kammer in Frankreich existirt, und die executive Macht vernichtet bleibt, sehe ich nur siebenhundert Despoten, welche von dem pariser Pöbel abhangen müssen, von dem verderbtesten Abschaum der verderbtesten Nation."

Nachdem Stolberg noch kurze Zeit in Tremsbüttel und in Hamburg verweilt, trat er am 6. Juli mit seiner Gattin, seinem ältesten Sohne und Nicolovius die Reise an, „um mit des Südens Gluth die Kraft des Nordens zu vereinigen und letztere durch die erstere zu verklären."

Reise nach Neapel.

Die Reisegesellschaft wandte sich zunächst nach Osnabrück. Hier fesselte sie besonders der geheime Justizrath Justus Möser, ein Greis von edler, ungewöhnlich hoher Gestalt, der Treuherzigkeit mit Würde, Ernst mit harmlosem Witz und gewinnender Freund-

lichkeit verband, zugleich warmer Patriot und tiefer Denker. Schon zwei Jahre später sprach er im Todeskampfe mit philosophischem Gleichmuth: ich habe den Prozeß verloren. Der Proceß aber, in welchem er für die Befreiung Deutschlands von knechtender Ausländerei, für die Entfesselung des Bauern und der niedern Bürgerstände, für die Verbreitung einer unparteiisch gleichmäßigen Rechtspflege und für die erstarkende Einigung des Vaterlandes als muthig beredter Sachwalter gestritten: der ist, wenn auch nach alt reichskammergerichtlichem Herkommen ein Jahrhundert lang verschleppt, noch nicht verloren, und wird, wenn er einst gewonnen ist, die dankbare Nachwelt noch lange an den unermüdlichen Vorkämpfer der deutschen Wiedergeburt erinnern. Auch Mösers Tochter, die geistreiche Frau von Vogt, war beeifert, den Reisenden den dortigen Aufenthalt zu verschönern. Der Rector Johann Friedrich Kleuker aber, den Stolberg als „den redlichen Denker," Voß dagegen als „düstern Kopf" und als Apostel einer blinden Orthodoxie bezeichnet, war bald entschlossen, die Gesellschaft nach Münster zu begleiten und dort in die bewegenden Kreise einzuführen.

Kaum in Münster angekommen, war Stolberg im Begriff, bei der Fürstin Gallizin seinen Besuch anzumelden, als er schon durch eine Einladung derselben überrascht wurde. Bei ihr fand er den Freiherrn von Fürstenberg. „Deutschland kennt die Verdienste des großen Staatsmannes. Das Stift Münster ehrt und liebt wie einen Vater den weisen und guten Mann, welcher dem Landmanne Rechte der Menschheit sicherte, den Mönchen Fleiß und thätigen Patriotismus gab, den Kriegsstand ordnete, den Durst nach Wissenschaft erweckte, und mit so vielem Erfolge für die Befriedigung dieses edeln Durstes wirkte, der mit gleichem Eifer die herzerwärmende und geisterhellende Fackel wahrer Aufklärung in die hohen Schulen und in die kleinen Landschulen hineintrug."

So urtheilte Stolberg, bald auf's Begeistertste für Alles schwärmend, was ihm zu Münster in Staat und Kirche vor

Augen trat, besonders aber für den Geist und die Liebenswürdigkeit der Fürstin, welche er fortan nach jener von den Göttern begeisterten Seherin, deren Sokrates in Platos Gastmahl gedenkt, seine „Diotima" nannte. Mit ihr knüpfte sich schon damals das enge Freundschaftsbündniß, das auf das innere und äußere Leben der ganzen gräflichen Familie von tiefem und nachhaltigem Einfluß blieb.

Dann wurden fast drei Wochen zu Pempelfort bei Düsseldorf im Hause des Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi zugebracht, der mit der Fürstin Gallizin befreundet und in eklektisch verschwimmender Halbklarheit ein vielfach übereinstimmender Gesinnungsgenosse Stolbergs war. Diesen beschäftigte dort vorzugsweise die reiche Gemäldegallerie, der fast täglich einige Stunden gewidmet wurden. Ein in der Nähe von Elberfeld besuchtes Kloster von der strengen Regel de la Trappe machte durch die vorschriftmäßige Todesstille, noch mehr durch die unverbrüchliche Pflichttreue, mit welcher einst zwei vom Prälaten zur Unterbrechung des ewigen Schweigens ermächtigte Mönche den Gebrauch der verstatteten Freiheit durch Zeichen verweigert hatten, den tiefsten Eindruck auf Stolbergs Gemüth.

Jacobis geräumig bequemes, „für den wahren Genuß eines Weisen eingerichtetes" Haus, in welchem „sich die glühende Stirn des tiefen Denkers zur liebenswürdigsten Geselligkeit aufheiterte," wurde am 30. Juli verlassen, und, nachdem die Reisegesellschaft durch Beitritt von Jacobis Sohne, Georg Arnold, vermehrt war, die schöne Rheinfahrt stromaufwärts angetreten. In Köln wurden im Hause eines Patriciers Gemälde von Le Brün bewundert; des großen unübertroffenen Domes wird dagegen weder in Stolbergs noch in Georg Jacobis bändereichen Reiseschilderungen mit einer Silbe gedacht. Bei'm Vorüberfahren vor Remagen lächelt Stolberg noch über die fromme Schaar, die auf den Apollinarisberg zu den Gebeinen eben des Heiligen wallfahrtet, dessen irdische Ueberreste er vierzehn Tage vorher zu Düsseldorf in feierlichem Umzuge reich geschmückt umhertragen

sah. Kurz vor Coblenz erblickten die Reisenden das Schloß Schönbornlust, wo die Brüder des Königs von Frankreich als Flüchtlinge weilten, und mit aufrichtigem Antheil fragte man sich: „welches Schicksal mag wohl dem guten Könige selbst bevorstehn, der mit den reinsten Absichten durch freiwillige Berufung der Reichsstände den ehrenvollsten Namen, den je ein König trug, den des Wiederherstellers der Freiheit, erhielt?“

Von Mainz schiffte Stolberg zur Ingelheimer Au hinüber, auf welcher er sechzehn Jahre früher mit seinem Bruder, mit Goethe, Haugwitz und Klinger im kecken Jugendrausche geschwärmt. In Karlsruhe wurde sechs Tage lang vorzüglich im schlosserschen Hause verweilt, in welchem Jacobis Bruder, der Dichter Johann Georg, zum Besuche anwesend war. „Du wirst Dir,“ schreibt Stolberg, „meine Freude, Schlosser, und bei ihm den Dichter Jacobi zu sehen, nach dessen Bekanntschaft ich mich seit zwanzig Jahren sehnte, leicht vorstellen können. Dieser ist Professor zu Freiburg im Breisgau und bringt hier die Zeit der Ferien zu. Sich so gleich an heißer Liebe für das Wahre und Schöne, sind sie dennoch so verschieden. Der unbefangne, freie Philosoph, der bald mit der Fackel des Geistes die Blendlaternen der Philosophaster zerschmeißt, bald mit eben dieser Fackel ihnen in ihre Schlupfwinkelchen nachgeht, und mit attischer Ironie ihre Gaukeleien beleuchtet; der biedre Mann, der als Bürger seinen Gang gerade fort geht und die gordischen Knoten verstrickender Verhältnisse mit dem Schwerte zu lösen weiß: dieser Mann und der zartempfindende liebliche Dichter, dessen Originalgeist im Umgang mit der jüngsten, freundlichsten und jungfräulichsten Muse, seiner ihm eigenthümlichen Muse, so früh gebildet ward, konnten sich nicht kennen lernen, ohne durch Sympathie und Bedürfniß, diese großen Bande der Menschheit, sich unentbehrlich zu werden. Ein allgemeines Naturgesetz verbindet das Starke mit dem Zarten, mit dem Kühnen das Liebliche.“

In Ulm umarmte Stolberg in dem Prediger und Gymnasialprofessor Johann Martin Miller den Siegwartdichter, der in

dem Grafen „noch ganz den alten treuen Bundesbruder" erkannte, als welcher er einst von Göttingen geschieden. Und, da noch heute Millers Lied: Was frag' ich viel nach Geld und Gut, und sein empfindsamer Ausruf: Für mich ist Spiel und Tanz vorbei! im Munde des Volkes, wenn auch zum Theil nur in ironischer Anwendung, fortlebt: so ist in der That die Vorhersage Stolbergs eingetroffen, der damals über Miller schrieb: „Enkelinnen werden die edle Einfalt seiner Lieder und in ihnen das schöne Herz des Dichters lieben. Meine Enkelinnen werden ihren Gespielinnen einst sagen, daß sie von seinem Freunde abstammen." Als aber Miller den Reisenden vom Walle aus den stolzen Donaufluß zeigte, da mochte Stolberg, der gleich jenem Strome auf einer langen Fahrt durch Länder verschiedensten Glaubens, verschiedenster Sitte und Bildung begriffen war, der Verse von Leibnitz gedenken:

Augustana prius, sacra mox Romana capessit
Ister, et extremis fit Saracenus aquis.
Longum iter haud semper meliorem reddit euntem,
Tecum habita, et sapiens sic potes esse domi.

Ueber Constanz und Schaffhausen ging es weiter nach Zürich. Hier hielten neben der schönen Natur Lavater, Heß und Pfenniger die Reisenden fast vierzehn Tage fest. Stolberg suchte das Haus des Bauern Jochen Berly auf, in welchem er einst mit seinem Bruder und mit Haugwitz glückliche Wochen verlebt. „Er erkannte mich gleich," schreibt Stolberg, „und führte mich an das Ufer der Sihl, sich meiner Lieblingsstellen wohl erinnernd. Ich erkannte so manches Plätzchen, wo ich in Tagen feuriger Jugend bald mit Freunden gewandelt hatte, bald einsam; ja ich erkannte einen Stein am abhängigen Ufer des Flusses, auf dem ich von Stauden umlaubt, welche nun Bäume geworden, manchen Gesang im Homer gelesen hatte."

Lavater erschien bedeutend gealtert, „aber die ewige Jugend seines Geistes und Herzens, seine Herzlichkeit, seine Laune seine Heiterkeit" waren die ehemaligen geblieben. In Lavaters

Hauſe ſtellte ſich Heinrich Peſtalozzi ein, der damals in der Nähe das Gütchen Neuhof bei Wildegg beſaß. „Einfalt, Kraft und beſcheidenes Selbſtgefühl bezeichnen dieſen merkwürdigen Mann, welcher, in ernſter Erfahrung Schule reifend, das Recht erhielt, neue Wege der Volksbildung zu zeigen.“ Nach Lavaters Mittheilung gehörte Peſtalozzi zu den „beinahe incorrigibeln Menſchen, die da glauben, man könne der Menſchheit auf einmal helfen und ſie erleuchten.“ Mit rührender Treuherzigkeit bekannte dieſer: Gott hat ſich mir nur durch Menſchen offenbart. Ich kenne alſo keinen Gott als durch die Menſchen. Ich glaube wohl, daß es für wenige feinere Seelen eine andre Offenbarung gebe; aber ich kenne ſie nicht und halte es für gefährlich, ſie dem Volke zu predigen.

Da es ihm dabei mit der Wahrheit Ernſt war, wie Wenigen, und da er mit Kraft und Sanftmuth den aufrichtigſten Wunſch zu wirken und ein demüthig ſtilles Harren auf Winke der Vorſehung verband, ſo konnten Lavater, Stolberg und Nicolovius ſelbſt von dem Standpuncte des poſitiven Chriſtenthums aus aufrichtige Achtung und Zuneigung für Peſtalozzi bewahren. Nicolovius ſchrieb um dieſe Zeit aus Zürich: „Wir nutzen und genießen unſre Zeit hier gut. Lavaters Traulichkeit, Ruhe und Unbefangenheit iſt unbeſchreiblich. Oft, wenn er in ſüßem Geſchwätz um uns ſitzt, mit uns ſpatzieren geht oder auf dem See fährt, ergreift und erſchüttert mich der Gedanke, daß dies der Mann iſt, an dem Hunderte zerren, und der Mann, der Hunderten Quelle des Friedens, der Erbauung iſt, und mich dünkt dann, ich ſäße neben einem Heiligen. Du kannſt Dir den ununterbrochenen Strom von Fröhlichkeit, Witz und Laune kaum in Lavater denken und dann wieder, ſobald er ſchweigt, die Züge tiefen Leidens und Glaubens im Geſicht.“

Durch die kleinen Cantone und das Oberland, „wo die beſten und glücklichſten Menſchen wohnen und wo die Natur ſo groß und göttlich ſchön iſt“ zog man nach Thun, Bern, Neufchatel, Lauſanne und Vevay. Auf einem Ausfluge von hier nach

dem savoyschen Ufer des genfer Sees entzückte die Reisenden besonders die liebliche Lage des Dorfes Meillerie am jähen Abhange der Dents d'Oche. „Kürbislauben, deren Ranken in das Wasser des Sees hinabhängen, machten einen Theil der Häuser unsichtbar, von den andern ragte hie und da ein kleines Dach und die Spitze des Kirchthurms zwischen den königlichen Kastanien hervor." Von einem Paar muntern Savoyardenknaben geführt, bestieg man den steilen bewaldeten Felsen, den Rousseau seiner Heloise geweiht und der einen herrlichen Ueberblick über den ganzen See, das gegenüberliegende schweizerische Ufer und auf das Thal am Fuße des Jura bot. Auf dem Gipfel dieser Anhöhe grub Stolberg seinen und seiner Agnes Namen ein in wehmüthiger Erinnerung an ein Glück, das ihm keine Sterbliche vollkommen ersetzen konnte.

In Genf erwiesen sich der talentvolle Landschaftsmaler La Rive und dessen Frau vierzehn Tage lang als kundige und gefällige Führer. Mit großem Interesse wurde Le Sage besucht, der einst Friedrich Heinrich Jacobis Lehrer gewesen war und „der so ganz in seinen Atomen lebt und doch mit recht herzlicher Bescheidenheit spricht. Er ist so unwissend in vielen Sachen, was um so mehr erquickt, da man heut zu Tage überall Menschen begegnet, die von Allem wissen." Stolberg brannte vor Begierde, den von ihm hoch verehrten Necker zu sehen. Nach dem zweiten Besuch in Coppet schreibt jener: „Ich ging zu ihm mit dem vollen Vertrauen, welches nur große Männer einflößen können. Sein erster Anblick erfüllte mich mit einer sanften, aber auch durchdringenden Rührung, deren sichtbarer Ausdruck ihm nicht entging. Mir ward wohl bei dem edeln Manne; mir würde, das fühle ich, wenn ich ihn oft sähe, jedesmal sehr wohl bei ihm sein. Er spricht wenig, aber das Wenige ist Neckers werth. Mit Würde, mit sanfter Mäßigung, aber ohne den Schatten affectirter Schonung, ließ er einige treffende Worte über seine Feinde fallen. Eine sanfte Röthe stieg kaum sichtbar ihm mehr als einmal in die Wangen. Es war ein Strahl von der

edeln Lebenswärme, welche den Schriften des großen Mannes, seinem Ruhme, der Schmach seiner Feinde, Unsterblichkeit giebt." Dagegen urtheilt Nicolovius über denselben: „Man muß fest am Glauben halten, wenn man ihn sieht. Ein kälteres Finanzier- und Ministerwesen kann es nirgends geben. Er fragt und antwortet recht sichtbar blos, um nicht ganz stumm zu sein. Blicke der Güte brechen bisweilen durch; aber zur Wärme, zum mindesten Zeichen der Theilnehmung kommt es nie bei ihm. Man steht mit Hochachtung vor ihm und fühlt sich, trotz aller Kälte dennoch angezogen."

Auch Mounier, der ehemalige Präsident der pariser Constituante und später napoleonischer Präfect, befand sich als Flüchtling in Genf. Für Stolberg war es interessant, „den Mann zu sehen, welcher mit kühnem Eifer auf die Errichtung einer zweiten Kammer in der Nationalversammlung drang, welcher uns und der Nachwelt die zur Schande Frankreichs unbestraft gebliebenen Gräuel des 5. und 6. October 1789 enthüllte." Nicolovius meldet von diesem: „Er ist ohne Würde im Aeußern, spricht ziemlich lebhaft, antwortet aber doch kurz und verfällt dann sogleich wieder in Nachdenken. Diese Ernsthaftigkeit hat ihm bei mir das Wort geredet. Von Mirabeau sagte er: er sei nie Leiter, sondern immer Geleiteter gewesen."

Der liebenswürdige zwei und siebenzigjährige Bonnet war leidend und konnte nur einmal in seiner Einsamkeit zu Gentod aufgesucht werden. „In dieser anmuthigen Gegend," erzählt Stolberg, „beobachtete er, beschlich er die Natur oft in ihren geheimsten Schlupfwinkeln. Sie läßt sich gerne von Männern, deren Herz und Geist so rein wie Bonnets sind, beschleichen. Mit der Fackel der Erfahrung in der Hand ging er sicherer als viele der gerühmtesten Weltweisen unserer Zeit, weihete seine Stunden und seinen Geist der Wahrheit und huldigte mit reiner heller und warmer Opferflamme der Religion. Licht und Wärme beleben seine Blicke und seine Worte."

Nicolovius und Georg Jacobi hatten einen fünftägigen Ausflug

nach Chamouny unternommen, nach dessen Beendigung die gemeinsame Weiterfahrt gen Süd angetreten wurde. In Genf war ein Vetturino gedungen, Guido Oroncio, aus dem südlichsten Theile Italiens gebürtig, der, „das wahre Ideal eines Fuhrmanns," außer seinem Vaterlande ganz Deutschland, Polen und Ungarn bereist, selbst Riga und Calais mit seinem Gefährt besucht hatte. „Immer gut aufgeräumt, immer gleich lang und gleichmüthig stimmte sein ganzes Wesen mit dem unwandelbaren Schritt seiner Maulthiere und dem einförmigen Klange der Schellen, womit ihr Geschirr behangen war." Selbst der Anblick eines Erschlagenen, der die Reisenden auf der lombardischen Landstraße erschreckt und in welchem die Kammerfrau der Gräfin einen Mora spielenden Gast der letzten Nachtherberge erkannt hatte, entlockte dem Vetturin nur den theilnahmlosen Ausruf: Andiamo, è un amazzato!

Die Fahrt führte zunächst über den Mont Cenis nach Turin. Dort sahen sie „auf der einen Seite den strahlenden halben Mond der Alpen von der Dauphiné bis nach Graubündten, auf der andern die Ebne der Lombardei, welche der Po tränkt und schmückt." In Turin wurde Stolberg dem Könige Victor Amadeus und dem ganzen königlichen Hause vorgestellt. „Der König, ein Greis von fünf und sechzig Jahren, hat ein frisches Ansehn. Er wird von allen Unterthanen verehrt und geliebt. Diese Gesinnungen verdient er durch einen edeln Character und durch Treue in Verwaltung der Regierungsgeschäfte. Der Prinz von Piemont scheint ein feuriger Mann zu sein, dem schon jetzt die Angelegenheiten des Landes am Herzen liegen." Dann ging es nach Genua, „das sich als Amphitheater auf Bergen am mittelländischen Meere stolz erhebt, und dessen Palläste, gegen welche die Pracht der Könige Flitter ist, zeigen, wer die Gläubiger, wer die Schuldner sind; denn wenige Könige sind nicht Genuas Schuldner."

Nachdem die Reisenden in Pavia den berühmten Anatomen Scarpa, den großen Physiker Volta und den nicht minder aus-

gezeichneten Naturforscher Spallanzani auf freundliche Verwendung des, durch sein Werk über deutsche Literatur, und durch eine Lobrede auf Geßner auch in Deutschland bekannten Abbate Bertola kennen gelernt hatten, erlabten sie sich in Florenz „an Raphaels, des gesalbten Malers, stiller Größe und an der göttlichen Ruhe, die ihn unter allen Gefährten als einen Planeten auszeichnet unter den Sternen mit unstätem Gang, als einen heiligen Sänger unter Dichtern."

Am Abend vor dem Weihnachtsfeste ward Rom erreicht, in welchem am folgenden Tage das Hochamt in der Peterskirche durch Papst Pius VI., einen schönen vier und siebenzigjährigen Greis, vollzogen wurde. „Die erhabene Schönheit und die Majestät der kirchlichen Symbolik" mußte auf Stolbergs empfängliches, nach Ruhe und Einheit ringendes Gemüth überwältigend und fesselnd wirken, obwohl ihm damals die volle Erkenntniß „des harmonisch sich darstellenden katholischen Glaubens-, Cultus- und Regierungssystems" noch nicht aufgegangen war. Nicolovius dagegen „sah nicht die Hand der Weisheit, die Alles lenkt, wenn an der Stätte, wo die edleren Kräfte des Menschen geübt wurden und ächt menschliches Leben Gedeihen fand, jetzt dumpfe Gebete erschallen und ein Gottesdienst geübt wird, der wahrlich einem Menschendienste nicht unähnlich sieht."

Stolberg, der auf der Reise wiederholt unwohl, verstimmt und muthlos gewesen, schien in Rom das ewige Interesse zu finden, das ihm aufhelfen sollte. Am 2. Januar 1792 ward er vom Papste in einer Privataudienz empfangen. „Dieser Greis," so erzählt Stolberg, „ist sehr angenehm und freundlich in der persönlichen Unterredung. Ich fand ihn sitzend an seinem Arbeitstische, er ließ mich gleich neben sich sitzen und sprach mit Lebhaftigkeit und Verstand. Er arbeitet selbst im Cabinette, steht im Winter immer bei Licht auf und entscheidet die wichtigen Angelegenheiten des päpstlichen Stuhls mit Kenntniß der Sache und mit Festigkeit des Willens. Mit vieler Klugheit hat er die Streitigkeit mit dem Könige von Neapel beigelegt, seine Rechte

ruhen, er hat ihnen nicht entsagt. Mit so vieler Weisheit als Würde beträgt er sich in Absicht auf die französischen Angelegenheiten und entgeht allen Schlingen, welche die Nationalversammlung ihm öffentlich und heimlich legt, um ihn zu einem Schritte zu verleiten, welcher ihren raubsüchtigen Absichten einen Schein des Rechts geben könnte. Pius hat diese Weisheit, diese mit sanfter Mäßigung verbundene Festigkeit auch später in einem schönen Lichte gezeigt, als er das freche Erkühnen einzelner Franzosen, das römische Volk zum Aufruhr zu reizen, vereitelte. Der Nationalconvent drohte mit blutiger Rache, aber der Papst ließ sich nicht schrecken und gab ein Beispiel, welchem der König von Neapel und der Großherzog von Toskana gern gefolgt wären, wenn die Vertheidigungsmittel dem Könige eine demüthigende Erklärung, dem Großherzoge den Zwang einer unanständigen Neutralität, da Italien der größten Gefahr ausgesetzt schien, erspart hätten."

Schon damals dämmerte in Stolbergs Seele die im ehelichen Verkehre eingesogene, durch den münsterschen Kreis geflissentlich genährte, „im Halbtraum schmachtende Vorliebe für aristokratische Hierarchie," schon damals ahndete er in der römischen Kirche die Erfüllung dessen, was sein Herz lange begehrte. Dennoch entschlüpfte ihm selbst noch in Rom manche satyrische Aeußerung, die an seine frühere Ideenrichtung erinnerte. So sagt er bei Schilderung der heiligen Treppe, welche ursprünglich dem aus Trümmern erbauten und deshalb di Pillato genannten Pallaste des Volkstribuns Rienzi angehört: „Mit der Zeit erlosch das Andenken des Rienzi und der Palazzo di Pillato ward für den Pallast des Pontius Pilatus gehalten. Man ging weiter. Man sagte, Pilatus habe nicht nur seinen Hausrath, sondern auch seine marmorne Treppe mit sich nach Rom gebracht und unser Heiland sei einst diese Treppe hinauf- und herabgestiegen. Sixtus V. stellte die Treppe im Lateran auf, wo sie noch steht und nur mit den Knieen erstiegen wird." Ja bei Betrachtung eines Gemäldes entfährt ihm die mehr als

schalkhafte Bemerkung: „Papst Paul III. sitzt zwischen zween seiner Nepoten, wofern nicht etwa der Eine sein natürlicher Sohn ist, den er zum Herzog von Parma machte, und scheint sie in den Geheimnissen der römischen Politik zu unterrichten."

Zugleich sah Stolberg sich dort auch von anderer Seite angezogen und angeregt. „Wie beleben sich," schreibt er, „unter den großen Trümmern Roms die Geschichtschreiber! Wie lebendig fliegen hier die alten Dichter, gleich dem Phönix aus der Asche empor! Virgil und Horaz, Catull, Ovid, Properz und der zart empfindende Tibull reden hier viel vernehmlicher und tönender, wenn man mit dem Klima, den Gegenden, dem Lokal überhaupt, bekannt wird."

Der wackre Rath Reifenstein, „ein offener, freundlicher Mann, welcher die Kunst mit Enthusiasmus liebt," und Aloys Hirt, der zu Donaueschingen geboren, schon jung nach Italien gekommen war und dort die alte Baukunst zum Gegenstand ernster, später glänzend bewährter Studien gemacht hatte, waren die einsichtigen und gefälligen Führer theils zu den in ehrwürdigen Bautrümmern erhaltenen Ueberresten einer großen Vergangenheit, theils zu den Kunstwerken, die in Museen und Gallerieen vor fernerer Zerstörung beschützt wurden. „Da sind," ruft Stolberg aus, „Meisterstücke der Kunst von so vielen Zeiten und Völkern! Von den ägyptischen Obelisken an, deren einige nach Plinius Zeugniß aus Sesostris Zeiten sind, bis zu den lieblichen Ideen, welche unter dem Pinsel unsrer edlen und liebenswürdigen Landsmännin Angelica entstehen."

Von dieser Künstlerin schreibt Nicolovius: „Die schönste Bekanntschaft, die man hier machen kann, ist unsre in Einfalt große Landsmännin Angelica Kaufmann. Du kannst nicht glauben, wieviel Simplicität sie besitzt. Mich rührt ihr Character, und ich weiß, daß ein ächter Künstler so aussehen müsse. Stolbergs Ehrendenkmal am Schlusse seines Gedichts auf Raphael hat mich in Angelicas Seele gefreut. Den Anblick hat man nur

bei ihr, ein so simples Weib solche Werke schaffen, und unter Homers, Sophocles und Plutarchs Schriften zu sehen."

Auch die Werke anderer lebender Künstler, die Zeichnungen Gmelins, die Statuen Trippels, die Landschaftbilder des Schottländers Moore und die Kupferstiche des jungen Morghens wurden mit eingehendem Beifall betrachtet. Vor Allem aber zog Canovas jüngstvollendetes und in der Peterskirche aufgestelltes Grabmal des Papstes Clemens XIII. die Aufmerksamkeit der Beschauenden an, und vielleicht wirkte der Vergleich dieses Kunstwerkes mit den Antiken auf das von Stolberg bei'm Abschied von Rom ausgesprochene Urtheil: „Ein gewisser Character von Härte, Mangel der Theilnehmung, trüber Melancholie, welche an Zorn grenzt, bezeichnet die meisten Köpfe der alten Statuen, sowohl der Götter als der Menschen, sowohl des männlichen Geschlechts als des weiblichen. Wofern ich nicht irre, so wirkte die Vorstellung der Vergänglichkeit und des lang hinstreckenden Todes auf die Phantasie des heidnischen Künstlers, wirkte auf verschiedene Art, je nachdem sein Character diesem Eindruck nachgab oder sich dagegen zu härten strebte, wirkte aus dem Herzen durch den Arm und durch den Meißel in den Marmor hinein. Es schwebet, selbst auf den Gesichtszügen der ewigen Götterjugend, wie eine schwarze Wolke, der Gedanke des Todes."

Je mehr sich Stolberg in der stillen Größe Roms gefiel, je vollständiger die Befriedigung war, die ihm hier die fortlebende Erinnerung weltgeschichtlicher Thaten, die stets in neuer Blüthe aufschwellende Kunst und ein Religionscultus bot, dem er sich immer verwandter fühlte: um so schmerzlicher durchzuckte ihn jede Nachricht, die aus dem, im wildesten Revolutionstaumel schwelgenden Frankreich herüberscholl. „Nie würde ich," schreibt er, „einer Verfassung trauen, deren Legislatoren Religion und Sitte mit Füßen treten. Und ist es nicht sonderbar, daß bei dieser Gährung zwar einige wohlredende Leute, aber noch kein Mann aufgestanden ist, dessen Geist oder Character Ehrfurcht gebieten

könnte. Wie verstummen die Zeisige ihres Parnasses! Wie schallt doch so kein Laut herüber aus den verlassenen Hallen ihrer Philosophie! Ein Fauchet, Abschaum der Menschheit, wird als Legislator gehört! Nein, Lieber, ich werde nie glauben, daß die Pyramide auf der Spitze stehen könne. Geschichte, Philosophie und Nachdenken haben mich gelehrt, daß nur verständige und tugendhafte Völker Freiheit behalten konnten. Erringen ist schwerer als behalten. Freiheit muß auf Gesetzen beruhen, Gesetze auf Sitten, Sitten auf Religion. Wenn die Tiber von Abend gegen Morgen hinauf strömen wird, so werde ich auch an französische Freiheit glauben, aber zugleich möchte ich dann ganz Europa bitten, auf seiner Hut gegen einen Staat zu sein, der aus lauter Atheisten bestände."

Eine solche Stimmung mochte Stolberg in dem auf der Reise gedichteten „Lobgesang" die Worte eingeben:

Noch tappen ganze Nationen,
Du Quell des Lichts, in Dunkelheit,
Uns, die in Deinem Lichte wohnen,
Umzieht die Wolke böser Zeit.

Dennoch blieb er der Begeisterung für edle Freiheit auch jetzt noch treu, wie die in Rom an den Kronprinzen und Mitregenten von Dänemark, nachmaligen König Friedrich VI. gerichtete Ode bezeugt, in welcher er sang:

Freiheit, Du Hochgefühl
Der reinen Seelen! Deinen Becher
Kränzt' ich mit Blumen des kühnen Liedes.

Und werd' ihn kränzen, weil ein Nerve mir
Noch zucket! werd' ihn kosten mit zitternder
Und blauer Lippe, wenn des Todes
Hand mir ihn reichet in hehrer Stunde.

Nun wind' ich junge Blumen im Kranze Dir,
O Jüngling, weil Du früh es nicht achtetest
Zu herrschen über Sclaven, weil Du
Forschetest, hörtest, beschlossest, thatest!

Das Joch des Landmanns drückte Jahrhunderte,
Du brachst es! Hör' es, heiliger Schatte, Du
Von meinem Vater, der das Beispiel
Dieſſeit der Eider und dann am Sund gab.

Apulien und Calabrien.

Am Vormittage des zweiten Februar bei hellem und ſchönem Wetter, wo die Sonne durch die milde Frühlingsluft faſt zu warm ſchien, wo die Ebne in Fülle von Crocus und Veilchen prangte, wo es den Reiſenden war, als ob ſie's ringsumher „keimen und ſproſſen hörten" und als ob die Luft, die ſie athmeten „reines Leben" wäre, wurde Rom verlaſſen. Zunächſt führte der Weg durch die traurige Oede der Campagne, einſt vom Abhange der Berge bis zum Meere ein Kranz wohlbebauter Hügel und Thäler, die Wiege welterobernder Krieger und Feldherren, die Heimath glücklich ſtolzer Bürger, der ſommerliche Lieblingsſitz der reichen Städter, der Spielraum ihrer Bauluſt und ihrer Prachtliebe, jetzt nur von Hirten, mit rohen Schaffellen bekleidet, und von Heerden ſtattlichen Viehs vorübergehend durchzogen, ſpärlich bewohnt von fieberbleichen Menſchen, die ſich in die Reſte mittelalterlicher Warten und Raubburgen oder in die thurmartigen Maſſen der altrömiſchen Gräber eingeniſtet haben.

Nach langſamer Fahrt war Albano und das Caſtell Gandolfo erreicht, von wo dem fernen Rom und dem dahinter mit ſchneebedeckter Spitze thronenden Soracte ein Scheidegruß zugeſendet wurde. Nach einem froh verlebten Abend in Velletri und dort genoſſener Nachtruhe ging es durch die pontiniſchen Sümpfe, deren Austrocknung Pius VI. mit ungeheurem Koſtenaufwande und unerſchütterlicher Ausdauer begonnen hatte. Schon fanden die Reiſenden die ganze appiſche Straße neuerbaut, den großen, von Auguſtus gezogenen Kanal verbreitert und vertieft, und Canal und Gräben mit ſtattlichen Brücken verſehn. Schon

sah man auf beiden Seiten des Weges ausgedehnte Strecken üppigen Saatfeldes an Stellen, an denen kürzlich noch Schilf und Rohr gewuchert. Auch war mit Anpflanzung von Bäumen bereits ein segenversprechender Anfang gemacht.

Von hieraus begrüßte Stolberg freudig das erste „homerische" Land. Denn jenes malerische Vorgebirge, jetzt monte felice oder monte Circello, zur alten Römerzeit mons Circejus genannt, besang Homer als die Insel Achaia, die ewige Wohnung der Morgenröthe und den Sitz der holden Zauberin, deren Andenken noch jetzt bei dem umwohnenden Volke in der Maga Circe fortlebt.

Am Nachmittage war die Fahrt durch die Sümpfe beendet und Terracina erreicht, wo Orangen und Citronenbäume mit goldner Frucht beladen prangten, der Mandelbaum in vollster Blüthe stand, die schöne Dattelpalme sich kühn erhob und indianische Feigenstauden überall den Felsen bekleideten. Hier wurde abends ein Minoritenkloster mit schöner Aussicht besucht und dann noch bei hellstem Mondlicht unter fröhlichem Sang eine späte Meerfahrt unternommen.

Am nächsten Tage fuhr man durch Orangen- und Oelwald, zwischen duftenden Myrthen- und Lorbeerhecken nach Molo di Gaeta, dann nach Capua und am Montag den 6. Februar wurde abends Neapel erreicht. Hier ward der großartigen Natur rings umher, der herrlichen Lage der Stadt, der Pracht ihrer Baulichkeiten und Gärten, dem geräuschvollen und dennoch behaglich genießenden Leben der Einwohner die aufmerksamste Beachtung geschenkt. Bald fesselte das ungewohnte Schauspiel des Carnevals, das alle Straßen mit ausgelassener Lust erfüllte, den Blick der Reisenden. „In seiner Art," schreibt Stolberg, „war das Fest wirklich schön. Doch unterhaltender als die Schau war mir der frohmüthige Sinn des Volks. Weder die Kutscher, welche oft aufgehalten wurden durch das vorstürzende Volk, noch dieses, welches von den Wagen gedrängt ward, zeigte einen Augenblick Ungeduld."

Im März drohte das Eintreffen der Trauerbotschaft vom Tode Kaiser Leopolds II. die sich täglich erneuernde Lustbarkeit des Volkes zu unterbrechen. Doch schon nach drei Tagen sah sich die Regierung genöthigt, dem allgemeinen Begehren nachzugeben und sowohl das große San Carlotheater, wie die vielen kleinen Volksbühnen wieder zu öffnen. Da aber während der Fastenzeit nichts Profanes auf die Bretter gebracht werden durfte, so wurden jetzt heilige Opern und Stücke gegeben, welche legendenartigem Stoffe entnommen und mit Untermischung des unvermeidlichen Hanswurst dem herrschenden Geschmacke genießbar gemacht waren. Da wurden aufgeführt Gli Miracoli e il martirio della santissima vergine „con buffo"; la decollazione di S. Giovanni battista „con buffo"; la crudelta di Nerone „tragi-comedia spettacolosa con buffo."

Ein würdigeres Schauspiel bot sich für Stolberg und seine Freunde in den königlichen Sammlungen des Capo di Monte, zu Portici und an andern Orten, wo reiche Kunstschätze aus dem Gebiete der Malerei und Skulptur angehäuft waren. Bei den wiederholten Besuchen dieser Schätze erwies sich Philipp Hackert als sachkundiger und gefälliger Führer. Geboren 1737 als der Sohn eines Malers in der Uckermark, war Hackert durch wohlwollende Gönner jung nach Paris und von dort nach Rom gekommen, wo sein Talent sich rasch zu einer bedeutenden Höhe selbstständiger Kunstleistungen entwickelte. Sein auf Befehl der Kaiserin Katharina gemaltes Bild der Schlacht von Tschesme, zu dessen sachgemäßer Vollendung Graf Orlow bekanntlich 1777 im Hafen von Livorno eine russische Fregatte als Vorbild für den Künstler verbrennen ließ, hatte ihm bald einen gefeierten Namen erworben. 1782 ging er nach Neapel, wo er vom Könige so ehrenvoll aufgenommen und für die Erhaltung und Bereicherung der dortigen Museen so angelegentlich beschäftigt war, daß er bis 1798 dort verblieb. Dann aber trieb ihn das Eindringen der Franzosen unter Championnet zur Flucht nach Livorno, von wo er nach Florenz ging und hier im April 1808 verstarb.

Die Reisenden fanden Hackert beschäftigt, die Häfen des neapolitanischen Königreiches zu malen, während dessen Bruder Georg jedes vollendete Bild sogleich durch den Kupferstich vervielfältigte. Ein dritter Bruder lebte damals als Landschaftsmaler in Genf; ein vierter, gleichfalls Landschaftsmaler, war in England verstorben.

Auch Johann Heinrich Wilhelm Tischbein war durch Hackerts Vermittelung für Neapel gewonnen. Aus einer Familie stammend, welche Deutschland mehrere hervorragende Maler geschenkt, war dieser am 15. Februar 1751 zu Hayna im Hessischen geboren. In Rom, wohin er 1781 durch landgräfliche Unterstützung gekommen, entwickelte sich seine Neigung für die Geschichtsmalerei zur Reife. Sechs Jahre später ging er nach Neapel, wo ihm, nachdem er das Portrait des Kronprinzen vollendet, die Königin ihre mächtige Gunst so dauernd zuwandte, daß ihm, trotz aller Gegenintriguen einflußreicher Personen, die Stelle eines Directors der dortigen Malerakademie übertragen wurde. Auch er wurde durch die französische Herrschaft vertrieben, und gelangte nach viermonatlicher gefahr- und mühevoller Fahrt in seine Heimath zurück. Von da begab er sich nach Göttingen, Hannover und Hamburg und fand endlich bei'm Fürstbischofe Herzog Peter, der ihm seine werthvolle Gemäldesammlung abkaufte, Unterstützung und seit 1800 ein bleibendes Asyl zu Eutin, wo er nach langer glücklicher Ehe als achtzigjähriger Greis sein der Kunst geweihtes Leben schloß.

So mächtig die reiche und vielseitige Entwicklung der Künste und die unvergleichlich großartige Schönheit der Gegend Stolberg in Neapel anzog und gefangen hielt: so vermochte der Ritus der römischen Kirche dagegen dort nicht auf ihn den Zauber zu üben, dem er sich in Rom unbewußt unterworfen hatte. Nicht ohne ironische Skepsis beschreibt er die Schätze und die heiligen Reliquien in der Hauptkirche des Januarius. „Hier wird," heißt es, „in einer gläsernen Flasche eine rothe Masse verwahrt,

welche für das Blut des Heiligen gehalten wird. Man behauptet, daß diese Masse zweimal jährlich in der Hand des Erzbischofs durch ein Wunder flüssig werde. Vielleicht ist sie von der Natur, daß sie durch die natürliche Wärme der Hand flüssig wird." Dann aber fährt er fort: „ich halte dafür, daß die Erzbischöfe selber an das Wunder glauben. Eine so lange Reihe von Erzbischöfen, unter welchen oft sehr ehrwürdige Männer waren, für Betrüger zu halten, wäre weder gerecht noch weise." Spöttischer klingt dagegen die Bemerkung, welche ihm bei Erinnerung an das colossale eherne Pferd entfällt, das ehemals vor dem Dome stand und als wunderthätig, namentlich bei der Heilung kranker Pferde, galt. „Ob der abergläubige Wahn," sagt er, „aus heidnischer Zeit herstammt, weiß ich nicht. Ein Erzbischof ließ das Pferd umreißen und eine, noch im Dome hängende Glocke daraus gießen. Der Aberglaube jedoch ward nicht mit dem Pferde gestürzt. Der eifernde Prälat schenkte Mönchen von der Regel des heiligen Antonius die Wundergabe, krankes Vieh zu heilen. Ihnen werden jetzt, wie ehemals dem Rosse, kranke Pferde, Rinder, Mäuler und Esel zugeführt, und ihrem Segen traut man Kräfte zu, welche ehemals im hohlen Erze sich sollen verborgen haben." Schon zwanzig Jahre früher machte der schwedische Reisende Professor Björnstahl über den kirchlichen Eifer der Neapolitaner und namentlich über ihr leidenschaftliches Gebahren vor und nach dem Flüssigwerden des heiligen Blutes die prägnante Bemerkung: „Meiner Meinung nach ist dieser Aberglaube das größte Wunder, das man bei der Gelegenheit sieht."

In den letzten Tagen des Februar gewährte ein Ausbruch des Vesuvs sein furchtbar schönes Schauspiel. „Wie bei'm heftigsten Ungewitter ein flammender Wetterstrahl den andern zeugt, ein Schlag dem andern folgt, so wüthete der Berg, so prasselten die ausgeworfenen Steine an dem jähen Abhang hinunter bis zu den Füßen der Beschauer." Stolberg, der sich mit Nicolovius, Jacobi und seinem Sohne Ernst in die Nähe gewagt, ließ durch

seinen Kammerdiener eine rothglühende Schlacke von der Größe einer achtpfündigen Kanonenkugel mit der Zange aufheben und gebrauchte sie bei dem schneidend kalten Winde als erwärmendes Kohlenbecken, Jacobi zündete seine Pfeife an derselben an und als die Heimkehrenden abends der Gräfin die Schlacke zeigten, war diese noch nicht abgeglüht.

Während Jacobi nach Rom gegangen war, um dort dem Osterfeste beizuwohnen, bestiegen Stolberg, dessen Sohn und Nicolovius am 14. April eine Feluke, die sie trotz widriger Winde in wenigen Stunden nach Procida hinüberführte. Gleich nach ihrer Ankunft sahen sie auf dem Markte einen Mann in so komischem Anzuge und von so auffallendem Aussehen, daß er an die seigneurs bacheliers erinnerte, die Le Sage im Gil Blas und Cervantes im Don Quixote meisterhaft darzustellen gewußt. Bald aber erkannte man in der lächerlichen Hülle Züge edlen Wohlwollens, und die vielen Umdrängenden, die Almosen, Rath und Ermahnung empfingen, bezeugten, daß hinter jener sonderbaren Erscheinung ein hochherziger Wohlthäter des Eilandes sich verberge. Auf der sodann besuchten volkreichen aber alles fließenden Wassers entbehrenden Insel Ischia rühmte man den Reisenden das in einer Cisterne aufbewahrte drei Jahr alte Wasser, das sich als rein und trinkbar erwies. Hier ward es Stolberg so wohl, daß er noch einmal auf längere Zeit die Insel zu besuchen beschloß.

Auf Capri bemerkt Stolberg im Hinblick auf das lebhafte und immer gestikulirende Völkchen: „Ein altes Weib ward von der frischen Gesichtsfarbe meines Sohnes und von seinen blonden Haaren bis zu einer Art komischer Entzückung gerührt. Sie tanzte rund um ihn herum, hob die Arme in die Höhe, und ahmte, da sie keine Kastagnetten hatte, das Geklapper derselben mit schneller Bewegung und lautem Anschlagen der Zeigefinger und der Daumen nach. Dabei sang sie wie begeistert: Quanto è bello! sopra bello! sotto bello! tutto bello! O quanto bello! Es scheint überhaupt den Weibern dieses Landes

natürlich, wenn sie mit Leidenschaft tanzen, die Arme emporzuhalten. Und der Tanz setzt sie bald in Leidenschaft, oft auch macht die Leidenschaft sie tanzen. In Neapel sah ich ein bis zur Wuth gegen eine Andere zürnendes Weib, das nach einem Strome von schnöden Scheltworten plötzlich mit hoch empor gehaltenen Armen zu tanzen begann. Ueberhaupt sind die Tänze Italiens voll Ausdrucks, voll Lebens und von einer Mannigfaltigkeit, welche mir deutlich zu beweisen scheint, daß Alles, was uns die Alten von der Anwendung der Tanzkunst und von ihrer Veredlung erzählen, nicht übertrieben sei. Der Tanz machte einen Theil der Musik bei ihnen aus, und diese Musik begriff in sich die Poesie und die Tonkunst. Sie war die Gymnastik der Seele; denn so, wie diese den Leib schmeidigen und kräftigen sollte, so war harmonische Stimmung der Seele der schöne Endzweck der Musik."

Ueber Sorrent, Castellamare und Portici kehrte man nach Neapel zurück, wo Stolberg, Nicolovius und der von Rom heimgekehrte Jacobi sich zu einer größeren Reise nach Puglien, Calabrien und Sicilien rüsteten. Am 27. April verließen sie zu Pferde die Hauptstadt, begleitet von einem zweispännigen Carozzino, der Gepäck, Diener und einen italienischen Koch trug. In Portici schlossen sich die Brüder Caspar und Adolf, Freiherren von Droste zu Vischering, und in der letztern Gesellschaft der Vicar Büngens und Hauptmann Colson der Reisecaravane an. Jene, von der Fürstin Gallizin angelegentlich empfohlen, kenntnißreich und vielgewandt, hatten sich schon in Neapel dem arglos offnen, der Tröstung und innerer Beruhigung so oft bedürftigen Herzen Stolbergs mit kaum verhehlter Absichtlichkeit und täglich wachsendem Erfolge genähert.

So zog man gemeinschaftlich dem merkwürdigen Küstenlande zu, auf welchem einst griechische Flüchtlinge und diesen folgende Pflanzbürger ein zweites Hellas gründeten. Ueber La Cava und Vietri führte der Weg zu der anmuthreichen Meerbucht von Salerno, und von dort aus zu den Ruinen von Pästum,

der griechischen Posidonia, wo „große Meister um ewigen Ruhm unter einem Volke buhlten, das schon lange nicht mehr ist.“ Hier trennte sich das drostesche Brüderpaar mit seinen Begleitern von den Uebrigen, welche ihren Weg durch das Gebirge weiter verfolgten nach Avellino und zur Schwefelquelle von Mufiti, dem corrumpirten Namen der Göttin Mephitis, welcher dieser Ort der übeln Ausdünstungen geheiligt war, sodann über Canossa und über das Schlachtfeld von Cannä nach Barletta, Bari und Tarent.

Ein Empfehlungsschreiben aus Neapel öffnete den Reisenden dort das Haus des Erzbischofs, in Bezug auf welchen, nach Jacobis Zeugniß, Alle einig waren, „so viel Anmuth des Geistes und des Ausdrucks, verbunden mit so ausgebreiteten Kenntnissen, mit solcher Freiheit und Richtigkeit des Urtheils noch bei wenigen Menschen getroffen zu haben. Er wirkt auf die ihm anvertraute Gemeine nicht sowohl durch den Vortrag einer entstellten Lehre, als durch Wohlthaten und durch innige Theilnahme, die sich keinem der Seinigen verschließt. Das Zutrauen und die Unbefangenheit, womit jeder ihm naht, ist uns ein Beweis der allgemeinen Liebe, die er erworben hat. Er scheint wirklich der Vater einer großen Familie zu sein.“ Stolberg fand in den Zügen des Prälaten auffallende Aehnlichkeit mit den Bildern Heinrichs IV. „Ich habe,“ schreibt er über Jenen, „wenige Menschen gesehn, welche mit der Natur so vertraut wären, wie er, und ihre Schönheiten so zu genießen wüßten. Daher er auch zu den Wenigen gehört, mit denen man gleich bekannt wird, zu denen man ein Zutrauen gewinnt, als wäre man seit Jahren ihr Freund.“

Am 10. Mai hatte die Reisegesellschaft das Glück, das größte Jahresfest der Tarentiner zu erleben, den Tag ihres Schutzpatrons San Cataldo, welcher der Legende zufolge schon im zweiten Jahrhundert vor der Verfolgung eines abtrünnigen Königs aus Irland hieher geflohen und Bischof geworden war. Noch immer verrichtete seine lebensgroße silberne Bildsäule zahl-

reiche Wunder, über welche ein von Jacobi befragter Carmeliter bei einer Prise Schnupftaback mit ehrlichstem Tone berichtete, der Heilige habe erst tags zuvor einem Blinden das Gesicht, einem Lahmen den Gebrauch der Füße wiedergegeben. Selbst ein aufgeklärterer Geistlicher versicherte, von keinem Unterschleif abseiten der Priesterschaft zu wissen, fügte aber hinzu, daß diejenigen, an welchen solche Wunder geschähen, stets arme Leute wären, die darnach, ihre wunderbare Heilung erzählend, umher zu gehn, und mit Speise, Trank und Almosen reichlich beschenkt zu werden pflegten. „In dem Wunsche, dieser Wohlthaten theilhaftig zu werden, möchte wohl die Krankheit, in dem Empfang derselben die Heilung bestehn."

Der Magistrat von Tarent hatte Stolberg die Ehre zugedacht, dem Heiligen im feierlichen Umzug einen Stern vorzutragen, und der Erzbischof konnte es nur mit Mühe abwehren. Sein Ansehn, nicht des Grafen Ketzerei, schützte diesen vor der angesonnenen Betheiligung. Doch der Eindruck eines in sich befestigten und abgeschlossenen, Hoch und Niedrig gleich befriedigenden Cultus blieb in Stolbergs phantasiereichem, mit immer lebhafterer Sehnsucht nach dem Lichte strebendem Geiste ein um so tieferer und unauslöschlicherer, je geflissentlicher die, wohl schon von Deutschland aus über seinen Gemüthszustand unterrichtete Geistlichkeit beeifert war, die Segnungen ihrer Kirche in rosenfarbner Verklärung vor seinen Blicken zu entfalten. Manche Aeußerungen ließen seine Reisegefährten schon damals das Wogen innerlich kämpfender Kräfte erkennen, ohne daß sie ahndeten, wo Jener das verlorene Gleichgewicht suchen und finden würde.

Ganz anders wirkten die jüngsten Erlebnisse auf Nicolovius, der sich in streng protestantischer Ueberzeugung vor dem berauschenden Gifte einer in äußerer Formenschönheit glänzenden Kirche bewahrt sah, so wie auf den, von dem philosophischen Geiste seines Vaters genährten Jacobi. „Eine Religion," schreibt Letzterer aus Tarent, „die in ihrem ersten Ursprunge, in ihres Stifters Munde jeder äußern Form widerstrebt und auf die

einfachsten, erhabensten Begriffe von der Gottheit und ihrem Verhältniß zu den Menschen die Gesetze der reinsten Sittlichkeit gründete, eine solche Religion zu bloßem Prunke, ja zum groben Götzendienste herabgewürdigt zu sehen, ist eine höchst niederschlagende Erscheinung, eine Erscheinung aber, deren Dasein man verstehen lernt, wenn man sieht, wie leicht unter dieser Sonne jeder Trieb der Menschen zu einer Leidenschaft, jeder ihrer Zwecke zu einem Bilde wird, und wie schnell sie auf solche Weise Himmelsgestalten in Erdenkinder umwandeln. Der Erfindungsgeist der Menschen hat sich in keinem Dinge so thätig gezeigt, wie in dem Bestreben, die Kraft Gottes mit ihrer Sinnlichkeit zu verbrüdern und sie mit den Zwecken derselben in unmittelbare Beziehung zu bringen."

Von Tarent führte die Reise nach Brindisi. Bei Otranto erreichte man das adriatische Meer; hier lag die griechische Küste sichtbar gegenüber. „Wir haben also," schreibt Stolberg, „wiewohl jenseits brausender Wogen, Griechenland gesehn! Wir haben oft einen Ausflug nach der Corfu im Schilde geführt, um das Land der Phaiaken, und von dannen die homerische Ithaka zu besuchen. Aber, so leicht auch die Ueberfahrt ist, wird die Rückkehr durch strenge Quarantaine schwer gemacht, besonders jetzt, da in Morea, dem alten Peloponnes, die Pest sich wieder gezeigt hat."

Zu Schiffe ging die Fahrt von Gallipoli nach Cotrone, von dort nach Reggio, überall an Homer, Pythagoras und Plato erinnernd. „Calabrien ist ein blühendes Weib des befruchtenden Himmels! der Gatte, die Mutter Erde und das Meer kränzen die blühende! Aber sie trägt unter ihrem Herzen einen Riesen, dessen Zuckungen die Erde schon oft erschütterten!" So ruft Stolberg in schwunghaften Worten dem schönen Lande seinen Abschiedsgruß nach. Dennoch verschließt die Begeisterung ihm weder Sinn noch Herz für den bejammernswerthen Zustand der dortigen ländlichen Bevölkerung, unter welcher der Bauer Unterthan der Barone, dem Mühlenzwang und dem Zwange der Oelpresse

unterworfen, durch Abgaben und Naturallieferungen gedrückt, durch Mangel guter Wege am fruchtbringenden und fruchtverwerthenden Verkehre gehindert, durch plötzliche Aufhebung der Klöster des von ihnen beförderten Geldumlaufs beraubt ist. „So leiden," sagt er, „die Bewohner eines Paradieses Noth! So nimmt die Bevölkerung eines Landes ab, dessen Ehen außerordentlich fruchtbar sind, wo aber Viele aus Furcht vor größerer Noth von der Ehe abgeschreckt werden. Und wahrlich, es erfordert eines Paradieses, wie Calabrien ist, um dennoch bei dieser Noth Einwohner zu behalten, um bei Drangsalen jeder Art ein so frohes Völkchen zu ernähren, wo der Ochsentreiber auf der Sackpfeife dudelt, wo der flinke Bursche in Sprüngen und mit Gesang der Ziegenheerde auf den Bergen nachhüpft."

Jacobi aber berichtet ausführlich von dem Besuche der 1783 durch ein Erdbeben zerstörten Städte Mileto und Oppido, von den wunderbaren Wanderungen, denen bei jenem furchtbaren Naturereigniß Lebloses und Lebendiges unterworfen gewesen, von einem Manne im nahen Städtchen Seminara, der mit dem Citronenbaume, dessen Früchte er pflückte, unverletzt und ohne Schaden für die fernere Fruchtbarkeit des Baumes auf eine entlegene Stelle versetzt worden, ja von ganzen Oelpflanzungen, die, von einem Ufer auf das gegenüberliegende verschlagen, ungestört fortwuchsen und bei dem plötzlich verwirrten Besitzstande die Veranlassung mannigfacher Rechtsstreitigkeiten wurden. Dann scheidet auch Jacobi mit den warmen Worten: „Ja, schön bist du, Calabrien, der allbelebenden Sonne tausendmal gesegnete Tochter! Wenn dein wankender Boden erbebt, so überschüttet sie die Trümmer mit Blumen, fesselt mit Kränzen den fliehenden Fuß deiner Bewohner, und trocknet mit Blüthenzweigen ihr nasses Auge. Bald wandelt sich die Thräne in Lächeln des Lenzes, der jugendlich stets auf diesen Gefilden umherhüpft und dem Wandrer, mitten unter dem Grauen der Verwüstung, lauten Jubel entlockt."

Sicilien. Heimkehr.

Am 27. Mai segelte die stolbergsche Gesellschaft auf anderthalbstündiger Fahrt von Reggio nach dem Hafen von Messina hinüber. Diese Stadt, seit dem Erdbeben neu und schöner erstanden, durch die Erklärung zum Freihafen von einem rasch aufblühenden Handel belebt, fesselte sie mehrere Tage. Dann trugen Maulthiere, von muntern Treibern und einem bewaffneten Campiere begleitet, sie längs des fruchtbaren Meergestades, an reizenden, durch Hecken der stachligen indianischen Feige geschützten Fruchtgärten vorüber nach Milazzo, wo zwar kein Wirthshaus zu finden, aber der gefällige Abbate ein sorgsamer Gastfreund war.

Durch Oleander-, Myrthen- und Oelwaldung, über Hügel, die von Feigen- und Granatbäumen gekrönt, mit Aloe und Cactus ringsum bedeckt waren, ging es zu dem, mit den Widersprüchen des tollsten Wahnsinns verunzierten Pallast des Fürsten von Palagonia, dem ein flüchtiger, unbefriedigender Besuch geschenkt wurde, und am 5. Juni endlich wurde Palermo, die Königin des Landes erreicht. Der Anblick dieser Stadt überrascht durch die Mannigfaltigkeit der Formen: in ihren Palläſten spricht sich vorzugsweise der bunte Character sarazenischer Bauwerke aus; daneben zeigen sich überall Trümmer theils phönicischen, theils römischen Ursprungs, und der Dom, welcher den Porphyrsarg Kaiser Friedrichs II. bewahrt, stellt den gothischen Styl in vollster Reinheit dar. Die Akademie, ein ehemaliges Jesuitenkloster, das in seinen architectonischen Ornamenten an den Geschmack des Fürsten Palagonia erinnerte, die Bibliothek unter Obhut des baierischen Theatiners Sterzinger, und das an Kunstschätzen arme Museum boten den Reisenden ein nur geringes Interesse, ein desto größeres die Sternwarte, auf welcher der theatiner Pater Piazzi, der spätere Entdecker der Ceres, ihr belehrender Führer war. Dieser hatte längere Zeit in Paris bei La Lande verweilt, der während des, das ganze Königreich

mit elektrischem Schlage erschütternden Bastillesturms, von acht Uhr morgens bis drei Uhr nachmittags ununterbrochen und ungestört gearbeitet und noch kürzlich dem Freunde in Palermo geschrieben hatte: Nous venons de déclarer la guerre, ce qui n'empêchera ni nos observations, ni nos calculs. Später hatte Piazzi seine Studien in London unter Herschels Leitung fortgesetzt, aber auch hier so ausschließlich der Wissenschaft gelebt, daß er auf Stolbergs Frage nach Herschels häuslichen Verhältnissen in kindlicher Unbefangenheit erwiederte, davon wisse er nichts, begreife überhaupt nicht, wie man mit einer Frau glücklich leben könne. Auch der Abbate Vella, ein Maltheser, „der einen arabisch-sicilianischen diplomatischen Codex herausgiebt und schon lange die Entdeckung einer arabischen Uebersetzung von siebenzehn der verlornen Bücher des Livius angekündigt hat," wurde besucht, obwohl er eines Rufes von höchst zweifelhafter Glaubwürdigkeit genoß.

Das Hauptinteresse war in Palermo für Stolberg durch das erneuerte Wiedersehen der Freiherren von Droste geboten, die sich von hier aus der Weiterreise durch Sicilien bleibend anschlossen und deren Umgang nicht ohne Einfluß auf das Urtheil bleiben konnte, das jener am Schlusse eines längeren Reiseberichts über Sicilien ausspricht. Darin heißt es: „Die Canonici haben ansehnliche Einkünfte. Man findet viele unter ihnen, welche durch vernünftigen Betrieb des Landbaus ihren Mitbürgern ein nützliches Beispiel geben. Einige widmen sich den Wissenschaften. Sie pflegen sehr gastfrei zu sein. Diese Tugend der Gastfreiheit wird auch von den Ordensgeistlichen in den meisten Klöstern geübt. Das Leben eines wahren Ordensgeistlichen ist ein hartes Leben. Wer, um sich zu veredeln, wer, um Gottes willen Selbstverleugnung übt, wer, um das Unsichtbare zu ergreifen, den süßesten Freuden des Lebens entsagt, wer, bei Beobachtung strenger Vorschriften und Uebungen, demüthig vor Gott und freundlich gegen Nebenmenschen bleibt, der verdient unsere Hochachtung, unsere Ehrerbietung. Er ist über jeden Spott

des Leichtsinns so sehr, wie über den Unglimpf des Reisenden erhoben, der sich freundlich in Klöstern bewirthen läßt, und ohne Unterschied hinter dem Rücken, einige hundert Meilen von ihnen entfernt, sich und seichte oder bittre Leser über ihre Bewohner lustig macht, sich nicht entblödet, sie mit dem gehässigen Namen Pfaffen zu schelten, da er doch vielleicht mit literarischer Hochachtung von den verstümmelten Pfaffen der Cybele, oder von andern Götzendienern der Alten, wie von ehrwürdigen Priestern reden würde. Jeder, der, dem Geiste seiner Kirche und seinem Gewissen treu, anerkannten Pflichten nachlebt, ist ein Mann, den wir ehren müssen, desto mehr ehren, wenn er mit wahrer Selbstverleugnung um Gottes willen ein mühseliges Leben geduldig in Hoffnung lebt."

Ueber Monreale führte der Weg nach dem herrlichen Tempel von Segeste, der durch königliche Freigebigkeit von dem umgebenden Schutt vollständig befreit war. Von jetzt an wählten Stolberg und die drosteschen Brüder mehrmals eine von den übrigen Gefährten gesonderte Nachtherberge; so in Trapani, wo Jene ein wohlwollender Kaufmann aufnahm, und in Marsala, wo dieselben in ein Kapuzinerkloster einkehrten, während sich Nikolovius und Jacobi an beiden Orten mit dem Aufenthalt in elenden Gasthäusern begnügen mußten. In Girgenti bewirthete der bejahrte, aber liebenswürdige und kenntnißreiche Canonicus Spatho die Reisegesellschaft, war aber zu schwach, sie selbst durch die sehenswerthen Alterthümer des ehemaligen Agrigent umherzuführen, unter welchen die Tempelruinen der Juno Lucina, der Concordia und des Hercules, die Catacomben, Ueberbleibsel phäakischer Cloaken unter dem Tempel der Pudicitia und die Trümmer eines Römerlagers mit sachkundiger Aufmerksamkeit besichtigt wurden.

Bei Caltagirone erblickte man den Aetna, „den Gewaltigen, umgürtet mit jedem Schmuck einer stets jugendlichen Natur, auf seinem Gipfel bedeckt mit alterndem Schnee, und Wolken sendend in den Wolkenhimmel." Dann zog man durch die Ebne,

auf der einst Megara gestanden, „wo Gelon, der geliebte Herrscher, wo der edle Dion und Timoleon, der Sohn des Glücks und der Freiheit gewandelt, wo Archimedes gelebt und Plato als Gast geweilt hatte.“ In Syrakus erwies sich als kundiger und froh bereiter Führer durch die reich verstreuten Denkmale des Alterthums der würdige Maltheserritter Saverio Landolina Nava, dem es gelungen war, aus der am nahen Bache Cyane wachsenden Papyruspflanze nach der vom ältern Plinius gegebenen Anleitung ein dem Papier der Alten ähnliches Fabrikat zu erzeugen.

Von Syrakus wurde auf drei Speronaren, einer Art langgestreckter Gondeln, nach Catania geschifft, das unmittelbar unter dem im vollen Gluthstrom leuchtenden Aetna liegt. Dort wurde Don Giuseppe Gionni aufgesucht, der als Sprößling des französischen Hauses Anjou, als Majordomo der Königin, Kammerherr und Professor der Naturkunde an der dortigen Universität eine hervorragende Stellung einnahm und dessen Beschreibung und Geschichte des Aetna mit lebhaftem Verlangen entgegengesehn wurde. Nachdem die Reisenden dem Besuche dieses Vulkans drei genußreiche Tage gewidmet, dann im Kreuzgange der Kapuziner zu Taormina eine sehr luftige Nachtherberge, dafür aber tags darnach auf den nah gelegenen Ruinen vom Theater des alten Tauromenium eine entzückend schöne Aussicht gefunden, wurde die Rückkehr nach Messina angetreten.

Bei'm Rückblick auf die socialen Verhältnisse der Insel bemerkte Stolberg: „Eine große Ursache der Schwäche des Landes liegt wohl darin, daß der dritte Stand zu wenig Rechte hat. Wiewohl die königlichen Städte Repräsentanten zum Parlamente schicken, wird dieses Standes Interesse nicht hinlänglich wahrgenommen, da diese Repräsentanten aus dem kleinen Adel genommen werden. Da indessen in manchen Städten dieser kleine Adel auch Handel treibt und also ein gemeinschaftliches Interesse mit den Kaufleuten aus der Bürgerschaft vertheidigt, so wird dieser Fehler der Verfassung etwas gemildert. Wo der Adel

Antheil am Handel nimmt, ist die Scheidewand zwischen ihm und dem dritten Stande minder sichtbar als bei uns, wo die Ritterschaft, und ich meine zu ihrer Ehre, wie zum Besten des Landes, jede Art des Erwerbes den andern Ständen gern überläßt."

Die Heimfahrt nach dem Festlande war nicht gefahrlos. Nachdem Messina am 10. Juli verlassen, den liparischen Inseln und dem rauchenden Krater von Stromboli vorübergeschifft war, sah man sich am 12. von einem barbaresken Fahrzeug ernstlich verfolgt und, als demselben endlich ein sichernder Vorsprung abgewonnen war, geriethen Stolberg und der ältere Herr von Droste, die auf einem von den andern getrennten Speronaro fuhren, in nahe Gefahr zu scheitern. Endlich gelangten die Reisenden am Nachmittage des 13. sämmtlich wohlbehalten in Neapel an.

Schon nach acht Tagen siedelte Stolberg mit den Seinigen nach dem Thale von Sorento über, wo sie „zwischen Pomeranzen und Reben, die weit über das zweite Stockwerk des Hauses emporstreben, aus den Fenstern und von zwei freien Söllern, auf der einen Seite hohe mit Wald bewachsene Berge, auf der andern das Meer, Neapel und Portici, im Hintergrunde eine vierfache, von dem Abruzzo gekrönte Gebirgsreihe" übersahen. „Links erhebt sich die Insel Ischia, welche alle Abend, wenn neben ihr die Sonne sinkt, im Abendroth zu schwimmen scheint."

Dort, auf Ischia, wurden die letzten Wochen des Augustmonats und der Anfang des Septembers verlebt, und auf Eseln das ganze, drei Meilen im Umfange messende Ländchen umritten. Die Insel, welche schon in der Ferne die Form eines ausgebrannten Vulkans anzeigt, ist mit Ausnahme weniger kleiner, am Strand gelegener Städte überall mit einzeln stehenden Häusern übersäet, die, in Weinbergen und Gärten versteckt, den Berg umringen. Auf der Spitze des Berges ist eine dem heiligen Nikolaus geweihte, von drei einsiedlerisch lebenden Mönchen bewohnte Kapelle in das lockere vulkanische Gestein gehauen.

Bei einem Besuche, welchen die stolbergschen Freunde jenem Wallfahrtsorte abstatteten, fanden sie unter den mönchischen Bewohnern einen hochbejahrten Deutschen, der mit zitternder Stimme wohl sein Geburtsjahr anzugeben wußte, dem dagegen die laufende Jahreszahl völlig unbekannt war.

Das Haus, welches die Reisenden bewohnten, lehnte sich an einen Weinberg. Jede Stube hatte eine nach dem Hof führende Thür, keine hing mit der nächsten zusammen. Nur ein kleines Fenster dicht unter der Decke oder die geöffnete Thür ließ Licht hinein. Die Zimmer dienten aber nur bei Nacht- und Regenzeit zum Aufenthalt, da der Hof als gemeinsamer Gesellschaftsraum für alle Bewohner galt. Auf dem platten Dache stand ein Zelt, unter welchem die Tochter des Hauses der Nachmittagsruhe pflegte, ihr alter Vater nicht selten sein Nachtlager aufschlug. Abends diente der Hof als Tanzsaal, wo die Tarantella unter den begleitenden Klängen des Tambourins mit wunderbarer Grazie getanzt wurde.

Alle Insulaner zeichnen sich aus durch natürlich einfache Heiterkeit, herzliche Gastfreiheit und allzeit bereite Gefälligkeit. Jeder Mensch heißt ihnen Christ, das ist ein Katholik. Der Tod eines Kindes erscheint ihnen als ein Glück, „denn es ist ja im Paradiese.“ Unter diesem harmlosen Völkchen in idyllisch friedlicher Ruhe der genußvollen Gegenwart lebend, erlitt Stolberg den Verlust seines Töchterchens Sibylle, das, erst vor wenig Wochen in Neapel geboren, einem schmerzhaften Leiden schon nach sechs Tagen erlag. „Mit Absicht wohl,“ schrieb er damals, „läßt Gott die Weinlese vor dem Winter hergehn. So läßt er auch uns zuweilen eine außerordentliche Freudenlese halten, wenn ein Schmerz uns bevorsteht.“ Als er aber erfuhr, daß das Volk der Insel bei'm Heimgange eine Festlichkeit zu veranstalten pflege, und ein alter Winzer ihm „mit freundlicher und edler Weisheit“ zusprach: Betrübt Euch nicht über des Kindes Tod! Es ist im Paradiese und betet zu Gott für Euch! Ihr habt eine Seele in den Himmel gesandt! Auf Eurer Reise wird das

Mägdlein über Euch schweben und Gefahr von Euch abwenden! da rief Stolberg aus: „Glückliches Inselvölkchen! Das Meer trennt Dich von der Feste. Bleib' auch in Deinen Sitten, Deiner Frömmigkeit ein Inselvölkchen! So wird Deine Freude nicht von Dir weichen, und Geschlecht auf Geschlecht, zu seinen Vätern versammelt, wird höheren Freuden entgegen reifen!"

Erst in dieser Zeit erkannte Nicolovius Stolbergs „große königliche Seele in ihrem vollen Glanze." „Stolbergs Schriften," äußerte jener, „sind nur Funken von dem brennenden Busche, aus welchem er täglich sprach." Nach dem Abschiede von jener reizvollen Insel wurde von Neapel aus La Cava, Vietri, Pompeji und das Thal von Sorent noch einmal besucht. Von letzterm aus schrieb Stolberg am 21. September an seinen berliner Freund Scheffner in einem längern Briefe: „Auch die moralische Natur dieser Länder bringt neben den üppigwachsenden Disteln edle Früchte jeder Art und wer nur die Beschwerde des heißen Sonnenstrahls, wer sich nicht verjüngt fühlt unter ihrer lebenerzeugenden Kraft, wer nur Aufwallungen zum Frevel, nicht auch hohen Geistesschwung und liebenswürdige Freudenfülle in Italien inne wird, der sieht wahrhaftig nur den Schatten und nicht den Leib, geschweige, daß ihm vom Geiste etwas ahnen dürfte. In Ländern, wo der Mensch nicht in ungleichem Kriege mit den Elementen lebt, wo die Fülle der Naturgeschenke und die Milde des Himmels ihn theils vieler Bedürfnisse enthebt, theils die übrigen freiwillig oder für geringe Mühe befriedigt, in solchen Ländern gedeiht der Landmann gewiß besser als bei uns, wo gänzlicher Mangel an Muße von Kind an ihn an die rastlose Arbeit schmiedet. Hier sah ich vernünftige, milde Greise, Hausmütter von Bonhommie, zartgebildete, schöne, so sittsame als freundliche Mädchen, rasche Jünglinge und Kinder, welche mehr Vertrauen und mehr theilgebende Freude zeigten, als ein verschüchtertes Bauernkind in andern Ländern Fremdlingen zeigen wird." Dann fährt er nach Erzählung vom Tode seines Kindes fort: „Sahen Sie nie todte Kinder? Woher, wenn

auch Leiden und Zuckungen die liebe kleine Physiognomie während der Krankheit zerrütteten, woher in der Todesmiene dieses holdselige Lächeln? Dieser mit dem Lächeln verbundene, überkindliche, feierliche Ernst? Es erschallt dem Ohre des Unmündigen, es erscheint dem Blicke des Säuglings eine Kraft jener Welt, ehe Ohr und Auge sich schließen. Es hört oder sieht einen Boten Desjenigen, der die Kinder herzte und segnete. O, lieber Scheffner, unsre Weltweisen werden das Räthsel nicht lösen, das ihnen ein Säugling, und mit todten Lippen vorlegt!"

Bei der am 25. September angetretenen Rückreise von Neapel nach dem Norden schrieb Nicolovius: „Das Herz wird in Italien von tausend süßen Banden umstrickt und der Abschied ist nicht leicht und froh. Meine Freude, daß wir uns der Heimath nähern, ist groß, aber dennoch blutet mir das Herz, dieses Zauberland zu verlassen. Es ist ein Land der Wunder, das Geist und Herz füllt. Mein Trost ist, daß ich einen Schatz heimbringe, der mir genügen kann, einen Schatz von Freude und Liebe. Freude und Liebe sind Leben, und von ihnen aus geht Kraft."

Noch einmal wurde dem ewigen Rom ein achttägiger Aufenthalt gewidmet und über manche vielfach angegriffene Gebräuche der katholischen Kirche eine mildere Ansicht gewonnen. So entgegnet Stolberg auf die Bemerkung, daß die Mehrzahl der Pilger dem Kirchenstaate als Bettler zur Last falle: „da die Kirche einen Werth auf die Wallfahrten setzt, und da der Kirchenstaat aus vielen katholischen Ländern ansehnliche Summen zieht, so ist es auch billig, daß er Pilger unterhalte, welche doch wohl nur so viel erbetteln, als sie im Lande verzehren, denn reich kommen sie nicht heim."

Ueber Bologna und Padua wurde Venedig erreicht, wo Geschichte und Gegenwart, Natur und Kunst, das amphibische Volksleben und die in jahrhundertlangem Herkommen erstarrte Staatsverfassung das Interesse der Besuchenden in Anspruch nahm. Von letzterer erwähnt Stolberg: „Der Doge hat fürst-

liche Ehre, aber nur in seinem Pallast und im Rath. Wenn er den großen Rath anredet, so geschieht es mit den Worten: Großer Rath, Herr der Republik und der meinige! Die Einkünfte des Dogen belaufen sich auf funfzehntausend venetianische Dukaten, und, da diese zur Bestreitung der vorschriftsmäßigen Ehrenausgaben nicht ausreichen, so verkauft er alle Aemter seines Pallastes. Man pflegt vom Dogen zu sagen: er sei König im Purpur, Rathsherr im Rathe, Gefangner in der Stadt, außer derselben ein Privatmann."

Am Abend des 27. Octobers gelangten die Reisenden an die deutsche Grenze und tags darauf nach Wien. Hier wurden während mehr als siebenwöchentlichen Verweilens Gallerien und Museen, die botanischen Gärten unter Jacquins und Broses Aufsicht und die große kaiserliche Bibliothek wiederholt besucht. Auf letzterer machte Stolberg die Bekanntschaft des Abtes Michael Denis, eines 1729 zu Schärding in Baiern gebornen Jesuiten, welcher Lehrer am Theresianum und Custos der Bibliothek war. Dieser unter dem Dichternamen „Sined der Barde" schon zur Zeit des Hainbundes mit Boie und dessen Freunden vielfach verkehrend, war damals mit einem Commentar über die reichhaltige Handschriftensammlung beschäftigt. Stolberg schildert ihn als einen Mann, „den die Muse für seine entflammte Liebe zu ihr mit ihren Gaben beschenkte. Man findet im Menschen, wie im Dichter den edlen, sanften, lebhaften Mann und freut sich, ihn so zu finden, wie man ihn zu finden hoffte." Voß bezeichnet denselben später als einen der eifrigen Verführer und Anhetzer, welche Stolberg in den Schooß der katholischen Kirche leiteten.

Am 19. December verließ die stolbergsche Familie Wien und zu Anfang des Jahres 1793 rastete sie einige Zeit auf dem Schlosse Königsbrück bei den Brüdern der Gräfin. Dann wurde das heimathliche Holstein wieder begrüßt und nach kurzem Besuche in Tremsbüttel, mehrere Wochen auf Emkendorf verweilt. Hier erreichte Stolberg die Nachricht vom Tode Ludwigs XVI.

„Dieser Königsmord," schrieb er am 17. Februar an den älteren Jacobi, „hat trefflich auf Viele, welche noch dem Kobolde des französischen Geistes dienten, gewirkt. Ich sehe diese Unthat nur als Folge des vierjährigen Unsinns und der so oft gezeigten Gottesvergessenheit an," und bald darnach an Halem: „Ich habe mit unnachlassendem und mit entflammtem Interesse dieser großen Sache zugesehen und große Resultate erwartet. Bis jetzt hat keins meine Erwartung getäuscht, weil meine Erwartung mir nur ein Hauptresultat zum Ziele setzte, welchem wir seit vier Jahren mit Riesenschritten entgegeneilen. Dieses ist die auf fürchterliche Art und durch unerhörte Frevel bis zur hellsten Evidenz einleuchtend gemachte Wahrheit, daß Freiheit auf Gesetze, Gesetze auf Sitten, Sitten auf Religion gegründet sein müssen, und daß es das seltsamste aller Wagstücke war, die Verfassung einer äußerst verderbten Nation, welche man systematisch noch mehr zu verderben, sich mit schrecklichem Erfolge bemühte, auf die Nadelspitze oder auf den idealen mathematischen Punct einiger politisch metaphysischen Axiome zu gründen." Ueber dasselbe Thema sagt er in einer spätern Zuschrift: „Zu Plinius Zeiten disputirten Gelehrte darüber, ob der Vesuv ein Vulkan sei. Die Eruption, welche den Plinius tödtete und drei Städte vernichtete, machte dem Hader ein Ende und klärte die Theorie der Vulkane auf."

Mit beginnendem Frühling 1793 trat Stolberg in Eutin das Präsidium der Regierung an, vielfach bereichert an Erfahrung und Anschauung, aber tief im Herzen so unbefriedigt, von Zweifeln und Widersprüchen, von unerfüllter Sehnsucht, von schwankendem Suchen und endlosem Ringen so gemartert und verstimmt, daß Voß den wiederkehrenden, langerwarteten Freund „nicht mehr erkannte."

Voß.

Jugend.

Allerdings war ein Zeitraum von vollen zwanzig Jahren verflossen, seit Voß und Stolberg sich weinend ewige Freundschaft geschworen und im Feuer der Bardenbegeisterung den Abschiedskuß auf die Lippen gedrückt. Aber mehr als die Länge der Trennung, die wiederholt durch Zeiten herzlichen Wiedersehens unterbrochen wurde, hatten die nachwirkenden Einflüße von Geburt und Lebensstellung, von Erziehung und selbstständiger Weiterentwickelung, sowie die späteren Erfahrungen und Schicksale den ursprünglichen Gegensatz der Charactere, die Verschiedenheit der Herzensbedürfnisse und der geistigen Anlagen zu einer tiefen, die Freunde mehr und mehr scheidenden Kluft erweitert.

Während Voß in dem Grafen einen Mann erblickte, der aus einem edel gebornen Schwärmer für das Ideal der Freiheit „ein Unfreier" wurde, erkannte dieser mit schmerzlicher Theilnahme, wie oft noch der Geist des Jugendfreundes gefesselt werde von dem Fluche der Unfreiheit, unter welchem dessen Voreltern seit Jahrhunderten geschmachtet. Denn Leibeigne waren Vossens Vorfahren, ein solcher war noch sein Großvater gewesen, der, auf dem gräflich malzahnschen Gute Grubenhagen in Mecklenburg geboren, erst spät, nachdem er das Rademacherhandwerk

erlernt, von seiner Herrschaft freigelassen war. Sein 1714 geborner Sohn, ein klaräugiger gewandter Knabe, wurde von einem pflichttreuen Lehrer im Rechnen und Schreiben gründlich unterwiesen, und durch Aneignung dieser, damals noch seltnen Fertigkeiten befähigt, später als Kammerdiener und Schreiber dem lübeckischen Domherrn von Witzendorf zu dienen, der einige Jahre als hannoverscher Gesandter am Hofe Friedrich Wilhelms I. zu Berlin lebte. Der Aufenthalt in dieser und manch andern größeren Stadt und die auf verschiedenen Reisen gesammelte Erfahrung hatten dem Diener einen ungewöhnlichen Grad der Bildung erworben, so daß er viel Interessantes aus dem Leben des rauhen, aber biderben Preußenkönigs und seines anmuthigen Kronprinzen, von den Eindrücken der hamburger Oper und von den Gesprächen der Dichter Brokes und Hagedorn, der oftmaligen Tafelgäste seines Herrn, in lebendigster Weise aufzufassen und zu schildern wußte.

Im dreißigsten Lebensjahre pachtete Voß ein mecklenburgisches Vorwerk, auf welchem ihm in zufriedener Ehe vier Kinder geboren wurden. Dann heirathete er, nach dem Tode der ersten Frau, die Tochter seines ehemaligen Lehrers, Katharina Dorothea Carstens, welche am 20. Februar 1751 zu Sommersdorf unweit Wahren einem Sohne das Leben gab, welcher, gleich dem Vater, Johann Heinrich getauft wurde. Im nachfolgenden Jahre zog die Familie nach dem Städtchen Penzlin, wo der betriebsame Vater ein größeres Gewese mit Schenkwirthschaft, Brauerei und Brennerei ankaufte und dabei manchem Nebenerwerbe, selbst dem eines Sachwalters mit solchem Erfolge oblag, daß er einst den Gegner, einen „lateinischen Advokaten" in die Enge und zu dem Bekenntniß trieb, es sei schade, daß ein so offener Kopf, wie Voß, nicht studiert habe.

Nachdem den Eheleuten in Penzlin noch vier Kinder geschenkt, doch drei von diesen, so wie diejenigen der ersten Ehe früh verstorben waren, blieb ihnen außer einer Tochter, welche das vier und zwanzigste Jahr erreichte, nur ihr Johann Hein-

rich am Leben. Dieser erfreute sich neben den Anregungen, welche er dem vielbewanderten Vater und seiner wohlunterrichteten Mutter verdankte, mannigfacher Belehrung aus den belauschten Gesprächen der Bierstube, wenn abends im elterlichen Hause der weitgereiste Handwerksmeister, Musikus, Chirurg, Kaufmann und Maler zusammen saßen und über Land und Leute Erfahrung und Meinung austauschten. Auch einzelne im Städtchen wohnende Edelleute, Stadt- und Landprediger, Gutsherren und Pächter der Umgegend pflegten in der voßschen Schenke ein Stündchen einzukehren und gelegentlich von Hoffahrten, Jagd- und Feldzügen, vom weltlichen und geistlichen Acker zu erzählen. Dabei hatte der Knabe sich früh die Zuneigung des „lateinischen" Bürgermeisters, der den Terenz liebte und las, sowie des verständigen Apothekers und des würdigen Rectors Struck erworben, obwohl dieser den achtjährigen Schüler oftmals wegen seines träumerischen Wesens schalt und die Genossen ihm den Spottnamen des Philosophen gaben.

Fleiß und ein starkes, eifrig geübtes Gedächtniß, Leichtigkeit und Klarheit der Auffassung, sowie treu fortgesetzte häusliche Lectüre förderten die schnelle Entwicklung des befähigten Knaben. Die Abenteuer Robinson Crusoes, die Schicksale der Insel Felsenburg, der Banise und der Haimonskinder erfüllten die kindliche Phantasie mit nachbildungswerthen Gestalten. Die immer wieder mit Vorliebe gelesene Hausbibel weckte durch ihre historischen Ueberlieferungen das Interesse für alte Zeiten und Völker, und den frommen Sinn, der in allem Wechsel der Begebenheiten den leitenden Finger der Allmacht erkannte. Die Psalmen, das Hohelied und die Sittensprüche erwärmten das Gemüth zu jugendlicher Begeisterung und machten Ohr und Zunge mit der Anmuth und der Kraft einer edlen Sprache bekannt.

Auch bis hieher drang der Ruf von den Wunderthaten des siebenjährigen Krieges, auch hier drängte es die kleinstädtische Jugend zu nachahmendem Waffenspiele, bei welchem Johann

Heinrich als König von Mecklenburg dem Heer seiner Schulgenossen Piken und Weidenschwerter, gekleisterte Grenadiermützen mit dem Todtenkopf des bellingschen Regimentes und eine gewaltige Papierfahne mit dem preußischen Adler verlieh, und gegen die aus Lehrjungen zusammen geworbene Schwedenmacht manch glänzenden Sieg erkämpfte.

Bald erwachte des Knaben Sinn und Geist für den Reim und für gemessene Wortbewegung, aber schon in den frühesten Versuchen ließ sich die derb realistische Richtung erkennen, welche alle seine Gedichte characterisirte. Sein erster Vers galt dem Lobe der Hauskatze, der zweite einer Herausforderung des kecken Nagelschmiedburschen, der mit glühender, funkensprühender Eisenstange den in die Flucht geschlagenen Schweden zu Hülfe geeilt.

Auf „des Rectors herzhaften Rath" wurde der junge Voß im vierzehnten Lebensjahr dem Gymnasium zu Neubrandenburg anvertraut, obgleich die Nachwehen des Krieges den elterlichen Wohlstand vernichtet und manche zugesagte Unterstützung unmöglich gemacht hatten. Engste Beschränkung der eignen Bedürfnisse, die Mildthätigkeit einzelner Verwandten, ein angebotener Freitisch und andre freiwillige Leistungen der neubrandenburger Einwohnerschaft machten es dem strebsamen Jüngling möglich, nicht nur das für den Gymnasialunterricht Erforderliche, sondern auch zu Lehrstunden im Klavierspiel und im Generalbaß die Mittel zu erschwingen.

Die Schule bot unter dem Rectorat des Magisters Dankert in acht und dreißig Lehrstunden Unterweisung nach Fechts Dogmatik, nach Peucers Oratorie, in der Logik nach Baumeister, in der Geographie nach Schatz und in der Geschichte nach Essig, Gelehrtenkenntniß aus Heumann, lateinische Stylübung aus dem Heineccius und außer den römischen Autoren etwas Griechisch und Hebräisch. Hier fand Voß einen einsichtsvollen und wohlwollenden Gönner an dem Conrector Bodinus, der neben den

Wissenschaften auch die Tonkunst fleißig mit dem Schüler übte und bald für einigen Unterricht im Französischen Sorge trug.

So fand der aufstrebende junge Geist eine reichliche Nahrung, die jede durch die Umstände gebotene Entsagung heiter tragen lehrte, so befriedigte die Anerkennung seines Strebens und Fortschreitens die früh geweckte Eitelkeit, welche das einst vom Lehrer gespendete Lob, wie die „in einem fast begeisterten Tone ausgesprochenen Worte" des penzliner Geistlichen: Mein Sohn, Gott hat etwas Großes in Dich gelegt! seinem Gedächtniß bis in's späteste Alter bewahrte.

Der gute Ruf des Schülers erwarb demselben manch freundliche Spende von rechtlichen Bürgersleuten und verschaffte ihm Gelegenheit, durch Unterricht im Rechnen und Rechtschreiben, wie in der Musik einen Nothpfennig zu gewinnen. Ein Apotheker, der alte Büchersammlungen als Makulatur zu kaufen pflegte, schenkte Voß ein griechisches Lexikon, und aus zusammengeschossenem Gelde der Mitschüler wurde eine griechische Grammatik zum gemeinschaftlichen Gebrauche angeschafft. So ausgerüstet unternahmen die Primaner die Bildung einer „griechischen Gesellschaft," in deren Gesetzen für Fehler und Nachlässigkeiten bei vorgeschriebenen Ausarbeitungen Strafgelder angedroht waren. Der Ertrag dieser genügte bald zum gemeinsamen Ankauf entbehrter Lieblingsbücher. So wurden Gellert, Hagedorn, Ramler und andre deutsche Dichter dem jungen Kreise bekannt. Durch sie angefeuert, wagte sich jetzt Voß auch an größere poetische Productionen. Als er aber einst die vom Rector aufgegebenen Verse in Luthers kernhafter Sprache zu schreiben versucht und sich dadurch den Vorwurf klopstockscher Unnatur zugezogen hatte, begann er mit seinen Genossen eifrig nach diesem noch unbekannten Namen zu forschen. Ein Mitschüler erhaschte endlich die „Bremischen Beiträge" und nun wurden mit verschlingendem Wetteifer die darin enthaltenen Gesänge des Messias, sowie Geßners Idyllen und der Tod Abels gelesen.

Im Jahr 1768 nahm der reiche Klosterhauptmann von

Oertzen, Besitzer des Rittergutes Ankershagen, Voß als Lehrer seiner Kinder in's Haus. Hier mußte dieser manche tief verletzende, seinen durch's ganze Leben bewahrten Adelshaß vielleicht begründende, jedenfalls nährende Demüthigung erfahren, obwohl es heute kaum als solche empfunden werden möchte, wenn dem jungen Hauslehrer statt des Gardinenbettes, das sein Vorgänger innegehabt, eine unverhängte Bettstelle angewiesen wurde. Voß aber war schon damals von so reizbarer Empfindlichkeit, daß er, nachdem ihm in den Wochentagen bei'm Mittagsmahle Bier gereicht worden, den ihm am Sonntag angebotenen Wein verschmähte und sich noch spät rühmte, „an diesem Orte der Dienstbarkeit nie Wein getrunken zu haben."

Soweit sein kläglicher Sold zuließ, suchte Voß ein Sümmchen zu ersparen, theils, um seinen, durch Kriegsnoth und das Hungerjahr 1770 völlig verarmten, später als Schulmeister das Leben kümmerlich fristenden Vater unterstützen, theils um bald möglichst nach Halle gehen zu können, wo er als Lehrer am Waisenhause Unterkommen und zugleich Mittel und Gelegenheit zum Beginne des theologischen Studiums zu finden hoffte. Inzwischen mußte er seinem Frohndienste obliegen, der ihm nur abends einige Stunden der Zerstreuung und Erholung verstattete. Diese fand er in classischer Lectüre, in der Musik und in einsamen Waldgängen, bei welchen nicht selten eine Ode von Horaz oder von Ramler, ein Sang aus Klopstocks Hermannsschlacht oder auch ein eignes Lied mit lautem Tone begeistert angestimmt wurde.

Ein neues Leben begann für Voß, als Ernst Theodor Johann Brückner, geboren 1746 zu Nenzka bei Neubrandenburg und 1805 in letzterer Stadt als Prediger verstorben, im Spätjahr 1770 als Landgeistlicher in der Nähe von Ankershagen angestellt ward. Dieser, welcher schon als hallescher Student Trauerspiele herausgegeben und dadurch selbst Lessings Aufmerksamkeit erregt hatte, befreundete sich bald mit dem vereinsamten Voß, machte ihn zuerst mit Shakespeare bekannt und förderte

seine Studien, wie seine dichterischen Versuche auf vielfältige Weise.

Einst bei Anhörung eines von Voß verfaßten Gedichtes entfiel dem ältern Freunde ein weissagendes Wort der Anerkennung, und als er den Jüngling darob erröthen sah, fuhr er, sein Lob ermäßigend, fort: Nun, nun, ich meine, was werden kann! Der Dichter aber fühlte, als ihm gleichzeitig von einem ehemaligen Mitschüler der göttinger Musenalmanach von 1770 geschenkt ward, sich durch einen Vergleich der darin enthaltenen und seiner eignen Leistungen, so wie durch Brückners fortgesetzte Theilnahme ermuthigt, an Kästner, der damals als Herausgeber des Almanachs galt, einige Dichtungsproben einzusenden. Diese wurden sowohl von Kästner, als von Boie auf's Freundlichste aufgenommen und letzterer meldete darüber schon am 4. November 1771 an Knebel: „Ich habe ein neues Genie entdeckt, von dem ich mir sehr viel verspreche. Ein Stück, das ich just, zu einem andern Behufe abgeschrieben, vor mir liegen habe, leg' ich Ihnen bei. Es hat Auswüchse und selbst Sprachunrichtigkeiten, aber Sie werden das Talent des Verfassers darin nicht verkennen. Er ist ein junger Mensch, der, durch Armuth verhindert, noch keine Universität hat besuchen können, und einstweilen bei einem Landjunker informirt. Ich gebe mir Mühe, hier Ostern eine freie Stelle für ihn auszumachen, und hoffe, glücklich in meiner Bemühung zu sein. Heyne und Kästner unterstützen sie; so kann sie nicht leicht fehlschlagen. Im Almanach steht ein correcteres Stück von ihm. Er dichtet in der höhern Gattung, und auch mit Glück in der leichtern. Der ersten möcht' ich ihn gern erhalten; in der andern haben wir genug," und am 30. December: „Der Verfasser der „„Rückkehr"" und der drei Oden, die ich Ihnen abschrieb, heißt Voß. Ostern hoff' ich ihn bei mir zu haben. Auch zum Leichten hat er viel Talente, wie Sie bald sehen sollen." Im Januar 1772 schreibt Boie: „Mein lyrischer Freund gefällt Ihnen also im Ernst? Er lebt in Mecklenburg als Informator bei einem Landedelmann.

Er würde freilich gern zu Ihnen nach Potsdam gehn, aber der arme Mann hat noch keine Akademie gesehn, und, obgleich ich eben nicht glaube, daß dort allein Weisheit zu finden ist, so glaub' ich doch nicht, daß er gern die Hoffnung, Ostern nach Göttingen zu kommen, aufgeben wird. Ich denke, daß meine Bemühungen, ihm von Hannover eine Unterstützung zu verschaffen, nicht umsonst sein werden, und, wenn auch, so will ich ihm für's Erste schon forthelfen." Dann fährt er am 2. März fort: „Voß gefällt also auch Ramlern. Wie wird das den jungen Mann aufmuntern, wenn er's hört! Aber er soll es nicht eher wissen, als bis er hier ist."

Boie hatte die voßschen Erzeugnisse auch Gleim, dem menschenfreundlichen Mäcen „aller hungernden Poeten" mitgetheilt, und durch dessen Unterstützung, wie durch fortgesetzte eigne Verwendung erreicht, daß Voß die nöthigen Reisemittel, sowie freie Collegien und einen Freitisch in Göttingen erlangte. Nachdem darauf Boie auch die Bezahlung einer Wohnung aus eignem Antrieb übernommen hatte, wagte Voß nach drittehalbjähriger Prüfungszeit im örtzenschen Hause trotz seiner beschränkten Lage im Frühjahre 1772 die Universität zu beziehn.

Der Hainbund.

„Vor einigen Tagen kam Voß hier an," schreibt Boie am 1. Mai, „er wohnt in einem Stübchen dicht neben mir. Für's Erste unterstütze ich ihn, bis die Vorsehung ihm wichtigere Hülfe verschafft. Ich erwarte sie von Hannover. Er widmet sich der Theologie. Es ist ein bescheidner sanfter Jüngling, dem man ein gutes Herz in den Augen liest. Er hat Alles gelernt, was man auf einer elenden Schule und in einer uncultivirten Gegend lernen kann. Da bleibt nun freilich hier seinem Fleiße Viel übrig. Selbst in den schönen Wissenschaften kennt er außer Horaz und Ramler fast Nichts. Das läßt mich noch

bessere Sachen von ihm erwarten." Voß selbst aber meldet bald nach seiner Ankunft in Göttingen an Brückner: „Bewundern, verehren, lieben, so sehr man lieben kann, sollen und werden Sie meinen — nein, er will nicht mein Wohlthäter heißen — meinen redlichen Boie," und bald sang er demselben:

Am hochwald'gen See der alten Rhethra,
Wo, von Sachsen gescheucht, der Wendenpriester
Nachts im Acker des Tempels
Götter und Heiliges barg:

Sah mein Boie von fern durch Lenzbeschattung
Mich Einsiedelnden gehn, und hörte leisen
Wiederhall obotritisch
Tönender Waldmelodien.

Komm, liebkoset er, komm, Du Sachsenjüngling,
Daß aonischer Höh'n tonreiche Schwestern
Mit sokratischer Weisheit
Dir und geläutertem Klang

Neu beseelen das Spiel! Dann singe muthig,
Was Dir athmet das Herz, und Deiner harret
Preis von Söhnen Thuiskons,
Und ein unsterblicher Kranz.

Als angehender Theolog hörte der junge Student zunächst Dogmatik bei dem Privatdocenten Johann Peter Miller, einem Oheim des Siegwartdichters, sodann die geschichtlichen, philosophischen und philologischen Vorträge von Gatterer, Feder und Heyne. Im Englischen wollte Boie, „der gewissermaßen alle Engländer, die hier studieren, unter seiner Aufsicht hat," den Freund unterrichten. Bald wurde dieser mit Bürger bekannt, sowie mit Johann Martin Miller, geboren zu Ulm 1750, mit Wehrs, einem Hannoveraner, und Hölty, der, 1748 zu Marienfee bei Hannover geboren, schon 1776 ein Opfer der Schwindsucht starb. Alle waren erfüllt von dem Eindruck, den Lessings kürzlich erschienene Emilia Galotti und Klopstocks David her-

vorgerufen, sowie begeistert im Glauben an ihren eignen Dichterberuf. Auch Carl Friedrich Cramer, der Sohn des copenhagener Hofpredigers, Gottlob Dietrich Miller, ein Vetter Johann Martins, Esmarch aus Angeln, Meyer aus Harburg, Hahn aus Zweibrücken, Johann Anton Leisewitz aus Celle, die Gothaer Ewald und Seebach schlossen sich neben manchen Anderen jenem Sängerkreise als Mitwirkende oder Mitempfindende an.

Schon im Sommer 1772 begannen diese, sich unter Boies Vorsitz regelmäßig an jedem Sonntage, später am Sonnabend nachmittags zu versammeln, um bei Kaffee und Taback Klopstocks und Ramlers Gedichte zu lesen, sodann die Producte der Genossen anzuhören und gegenseitig zu beurtheilen. Voß schrieb für diesen Kreis seine „Ode an den Pfeifenkopf"; übersetzte aus Horaz und Pindar, und arbeitete dabei wacker für gründliche Erlernung der alten Sprachen.

Bald aber artete das sittsame Dichterkränzchen in tolles Bardenspiel aus, das sich im rührsamen Mondscheinrausche, in dem sentimentalsten Freundschaftsenthusiasmus, in abstracter Freiheitsträumerei und deutschthümelndem Schwindel kundthat. Schon am 12. September verführte eine laue Mondnacht zu Wehnde bei Göttingen die Dichterfreunde zu einer jener überschwänglichen Scenen, in welcher sie, mit Eichenlaub bekränzt und von Milch begeistert, tanzend um die Bäume kreisten und sich bei den Sternen ewige Freundschaft gelobten.

Zwar widerstrebte der verständige Boie, der vom Bunde Werdomar, dessen Wohnung die Bardei getauft war, dem allzu tollen Treiben der Musensöhne. Dennoch konnte er's nicht wehren, wenn Hölty in übermüthiger Rheinweinlaune sich auf Rosenblätter lagerte und gleich Anakreon den Bart salbte, oder wenn bei'm Abschiedschmause Ewalds, nachdem in einem Augenblicke „voll heiliger Schauer" auf Klopstocks Wohl angestoßen war, bald der donnernde Fluch erscholl: Es sterbe der Sittenverderber Wieland!

Dieser, der als Franzosenfreund Geächtete, und Klopstock, der vorzugsweise deutsche Sänger, bildeten die Pole, zwischen welchen sich Liebe und Haß der Bundesbrüder in auf- und absteigender Linie bewegte. Auf jenen zielend spottete Hölty

der gaukelnden Afterschwester,
Die in goldnen Sälen Lutetiens
Ihr Liedchen klimpert. Schande dem Sohne Teuts,
Der's durstig trinket, weil es Wollust
Durch die entloderten Adern strömet.

Im gleichen Sinne sang Hahn in seinem Gedichte: Teuthard an Minnehold,

Dein Herz ist deutsch und deutsch mein Herz!
Es liebt Dich! Wiss' es ganz! Verflucht,
Was Franzensitte lehrt!

Und jedem Folger Fluch! Hier ist
Mein Wort! Hier meine Hand! Schlag' ein!
Und ewig sei der Bund!

So wenig dieses gespreizte Deutschthum damals eine reale Grundlage hatte oder ein bestimmt erkanntes vaterländisches Ziel verfolgte, so gewann doch die Literatur durch jene, von Klopstock angeregte und von den göttinger Barden geschürte Sucht einen doppelten Vortheil. Zunächst entwöhnte man sich der, noch durch Ramler, Gleim und Wieland vertretenen Neigung, bei jeglicher Gelegenheit Apoll und die neun Musen oder andre Götter vom classischen Olymp herbeizurufen. Statt ihrer wurde jetzt, wenn auch in übertriebener Weise, die germanische Mythologie ausgebeutet und so der Weg für ein allgemeineres Interesse und für ein tieferes Verständniß derselben gebahnt. Sodann zwang die Vernachlässigung oder gar völlige Verwerfung des Reims, dieses uralten, mit unsrer Sprache innigst verwebten Bandes von Ton und Sinn, den damaligen Dichter zur größeren Pflege der bisher wenig beachteten deutschen Prosodie. Namentlich dienten die bald beginnenden metrischen Uebersetzun-

gen, vor allen Voſſens Leiſtungen, in dieſer Beziehung eine neue Aera zu begründen. „Es hat aber," wie Schiller an Goethe ſchreibt, „mit der Reinheit des Silbenmaßes die eigene Bewandtniß, daß ſie zu einer ſinnlichen Darſtellung der innern Nothwendigkeit des Gedankens dient, da im Gegentheil eine Licenz gegen das Silbenmaß eine gewiſſe Willkürlichkeit fühlbar macht. Aus dieſem Geſichtspunkt iſt ſie ein großes Moment und berührt ſich mit den innerſten Kunſtgeſetzen."

Im Widerſpruche mit jener überſpannten Begeiſterung wurde übrigens die Dichtkunſt von den Jünglingen ziemlich handwerksmäßig betrieben. So meldet Voß an Brückner, daß er mit Hölty und Hahn verabredet, nach einem Gartenhauſe zu wandern, „dort Kaffee zu trinken und Jeder ein Gedicht zu machen. Erſt machten wir uns recht vergnügt und darauf ging Jeder für ſich in verſchiedenen Gängen und dichtete bei'm Schein des Mondes. Um ſieben Uhr kehrten wir zurück, mit Beute beladen." Ein andres Mal geht Voß mit den Freunden zu Dorfe, „um die Nacht hindurch Verſe zu machen." Sie ziehen im Mondſchein nach Wehnde und dichten da „um die Wette."

Am 3. November verließ André, ein junger, mit Boie nah verbundner Engländer, Göttingen, um als Lieutenant nach Amerika zu gehen, wo er einen unverdient ſchimpflichen Tod finden ſollte. Denn während er 1780 als engliſcher Major und Adjutant Sir Henry Clintons die Unterhandlungen mit dem verrätheriſchen amerikaniſchen General Arnold leitete, fiel er in Civilkleidern einem feindlichen Milizcorps in die Hände, gab ſich den für Engländer Gehaltenen als Offizier zu erkennen und wurde, trotz angelegentlichſter Verwendung von Feind und Freund, durch Waſhington als Spion zum Strange verurtheilt.

Dieſem, ſeinem ſcheidenden Landsmann, gab ein gleichfalls in Göttingen ſtudierender Engländer, Sohn des berühmten Admirals Rodney, den Abſchiedsſchmauß und Voß fühlte ſich nicht wenig geſchmeichelt, als auch an ihn die Einladung erging, an der Feſtlichkeit Theil zu nehmen. Ein junger Graf Wallersdorf und

mehrere vornehme Jünglinge waren zugegen, und, als der für Voß völlig neue „Landesvater" angestimmt war, wurden ihm, wie er, der Adelsfeind, mit freudiger Selbstgefälligkeit meldet, „Grafen und Freiherren zu Brüdern."

Doch weder die adlige Freundschaft noch die berauschende Gunst der Musen vermochte Voß der ernsten Wissenschaft zu entfremden. Unter Fortsetzung seiner dogmatischen Studien trat er im Winter in Heynes philologisches Seminar. Zugleich hörte er Forkels Vorlesungen über die Theorie der Musik, lernte bei Hölty Italienisch, und ertheilte dafür seinen Freunden und Andern Unterricht in der französischen Sprache. Die Bundesversammlung wurde gleichwohl regelmäßig abgehalten und ein Bundesbuch in schwarzvergoldetem Lederbande zur Aufnahme allseitig gebilligter Dichtungen angelegt. Dabei wurde brav Kaffee getrunken und so leidenschaftlich geraucht, daß fast „der ganze Parnaß zu Tabackfängern wurde." Denn schon hatte Voß den „Pfeifenkopf," darauf Hölty die „Tabackspfeife" gesungen und Ewald in einem Liede den Apoll sogar zum „Tabacksgott" erhoben, der dieses edle Kraut wachsen ließ, um durch das „Käuen und Lecken" desselben die Sterblichen von der Pest zu befreien. Doch ist die Hyperbel in Vossens Versen kaum weniger abgeschmackt, wenn er seine Pfeife anredet:

Du vertreibst den Gram, der aus verdüsterten
Lüften brauset, Du hauchst pythische Sprüche der
Brust des forschenden Sehers,
Und die Weisheit der Götter ein.

Deine Glorie strahlt fernen Jahrhunderten;
Denn ich singe Dein Rohr, und das Medusenhaupt,
Das aus silbernem Rachen
Die balsamische Lohe sprühet.

Bei der Plattheit der besungenen Gegenstände, bei dem Mangel an Tiefe des Gedankens und an jeglicher Spur von einem synthetischen Geiste glaubte man das dichterische Element durch ungewohnte Sprachformen, durch Unklarheit des Ausdruckes

und Unverständlichkeit der Idee ersetzen zu können. „Wenn die Dunkelheit," meinte Voß, „nur nicht in der Sache, sondern in dem Uebermaß der Begeisterung liegt, so kann sie bald aufgelöst werden, und desto größer ist dann das Vergnügen. Ueberhaupt warum sollte die Poesie, diese Schatzkammer der Sprache und erhabener Gedanken, nicht auch ein Studium verdienen?" Ein andres Mal erklärt er: „Natur, ja die ist Dichtkunst, und einzig Dichtkunst, da eine leere Phraseologie mit all ihrem farbigen Schimmer wie eine Seifenblase verschwindet."

So galt ihm bald das roh Natürliche, bald die absichtlich verworrene Sprachform als poetisch, so glaubte er die heiligen Weihestunden der Begeisterung, in welchen der Genius über den engen Gesichtskreis der Mitlebenden hinaus und in die Welt der Unsichtbarkeit ahndend hinüberblickt, im Mondenscheine nach Verabredung mit den Genossen herbeirufen zu können. Wie der Dichter sich eins fühlen müsse mit Gott und seiner Welt, wie nur in dieser Hingebung ein schöpferischer Funke der Allmacht erfaßt und nur durch dessen Ausstrahlung Fortlebendes und Fortwirkendes gezeugt werden könne, davon war dem ehrlichen Voß bei seinen Reimereien kaum eine Ahndung aufgegangen. Darum mußte die Erscheinung von Friedrich Leopold Stolberg, dessen feuriges Auge

in a fine frenzy rolling
Did glance from heaven to earth, from earth to heaven,

der an Herz und Haupt, in Fehl und Tugend, in schwärmerischer Begeisterung und in Tiefe der Empfindung ein Dichter, wenn auch in seinen Werken nur ein Dilettant der Dichtkunst, war, auf den engen philisterhaften Sinn der Hainbündler einen überwältigenden und nachhaltigen Eindruck hervorbringen. Zwar erkannten die Meisten nur den äußern Abstand zwischen dem reichen, sich in freiester Beherrschung der Sitte bewegenden Grafen und ihrer bäuerlich derben oder kleinstädtisch ängstlichen Beschränktheit, aber Einzelne empfanden es wohl, daß Jener von

der Weihe einer höheren Freiheit emporgetragen werde. Zu diesen gehörte der geistreiche, aber höchst excentrische und durch seine Selbstgefälligkeit oft anstoßende Cramer, der sich dem Bunde lange spottend gegenüber hielt, und Bürger, der ein Feind aller überschwänglichen Gespanntheit war, der dichterisch dachte und fühlte, und vielleicht ein vollkommener Dichter geworden sein würde, wäre sein Leben selbst ein reineres und mehr geläutertes gewesen. Bürger blieb jedoch, auch nachdem er Amtmann in Gelliehausen geworden, dem göttinger Bunde in Lieb' und Treue zugethan und erließ noch später, als einst ein scherzhaftes Zerwürfniß mit diesem obwaltete, einen launigen Erlaß an denselben, der mit den Worten beginnt: Wir, von und durch uns selbst Condor und Selbstbeherrscher aller Haine und allen Gefieders auf Erden, entbieten denen Eulen, Rohrdommeln, Wiedehopfen und Rohrsperlingen des alten Gemäuers und Dorn- und Schilfgesträuchs zu Göttingen Unsere condorliche Ungnade.

Der Bund aber trieb sein Wesen fort, und als im Frühling 1773 Klopstock demselben seinen Messias sandte, war des allgemeinsten Entzückens kein Ende. „O, welch ein Mann ist Klopstock," schreibt Voß, „ein Prophet, ein Engel Gottes kann nicht mehr die Seele durchbohren, als unser Klopstock!" Um diese Zeit faßte Voß den Entschluß, der Theologie zu entsagen und sich dem ausschließlichen Studium des Alterthums und namentlich der alten Literatur zu widmen. Er konnte jetzt bereits Homer und Pindar lesen und schickte sich an, im Sommer Heynes Vorträge über die griechischen Tragödien und über die Sänge Pindars zu hören.

Dabei wurden fleißig Gedichte gemacht. „Daß dieser und jener Gedanke," schrieb er damals, „anschließendere Sprache bekommen und die Sprache noch harmonischer, origineller, kurz noch simpler sein müßte, weiß ich. Aber Empfindung und Einheit — nicht jene horazische Weisheit, die will ich nicht, sondern diejenige, die sich um Einen Gegenstand bald im Affecte der Trauer, bald der Freude,

bald der Hoffnung, bald der tiefsten Verzweiflung und Wehmuth dreht; so denkt die Seele, und so muß der Odendichter singen! — sind doch darin und das ist ja die Hauptsache. Ich wollte mein eignes Urtheil für Eigenliebe halten, aber Andere sagen eben das." Die reale Einheit des Gegenstandes, das nackte Unicum, das er besang, galt ihm also als Ersatz der Einheit, welche in des Dichters Seele die reichste Mannigfaltigkeit zur schönen Harmonie verbindet. So war ihm, wenigstens damals, das Grundgeheimniß aller Poesie wohl eben so unverständlich, wie Andern die selbstgefälligen Worte blieben, welche er „an die Dichter" richtete:

Dichter, deren Gesang Nachwelten richten,
Weh' Euch einst, wo der Spruch des Afterrichters,
Und sein murmelnder Nachhall
Unter dem Pöbel Euch weilt!

Stolz durch Geniuskraft, blickt Hohn dem Dünkling,
Und den Knechten des Knechts! Des Sumpfes Schreier
Schmäht der Leu zu zerstampfen;
Wandelt durch Wälder, und herrscht.

Sängerliebe.

Auch seine bisherigen Minnelieder waren gemachte; denn Voß selbst versichert noch im Mai 1773 auf's Bestimmteste und Ehrlichste, daß er sich nie verliebt habe, ihm auch „gar nicht einmal die Versuchung angekommen sei." Nur das Spiel der Phantasie stellt dem sehnenden Jüngling „die künftige Geliebte" vor's Auge, von der er singt:

Wie ein Geist, schwebt in der Dämmrung die Gestalt,
Die im Nachttraum und des Tags Traum mir erscheint;
Und mein Ohr lauscht nach dem Seufzer,
Der so athmend ihr entbebt!

Bald aber gewinnt seine Liebe, wenn auch nicht Fleisch und Blut, doch einen concreten und würdigen Gegenstand. In einem Briefe an Ernestine Boie, geboren am 1. Februar 1755, dritte Tochter des Probstes Johann Friedrich Boie zu Flensburg, und Schwester seines Freundes und Wohlthäters, hatte Voß jenes Bekenntniß von der Freiheit seines Herzens ausgesprochen. Ernestine antwortete, daß es ihr Thorheit erschiene, sich nicht zu verlieben, und so war bald der Ton der Vertraulichkeit und Offenheit gefunden, der bei fleißig fortgesetztem Briefwechsel und unter der theilnehmenden Vermittelung des Bruders und Freundes schnell zu einem innigen Vertrauen und endlich zu einem unauflöslichen Verein für das Leben führte. Schon wenige Monate nach Eröffnung dieses Verkehrs durfte Voß, unmittelbar nach Empfang eines Briefes, und „von diesem begeistert" der Freundin in dem übersendeten Gedicht „an Selma" sagen:

Ist gleich redlich mein Herz, schwingt sich empor mein Geist
Zu dem strahlenden Kranz edler Unsterblichkeit;
Dennoch bin ich nicht Deines
Wunsches, bestes der Mädchen, werth!

An dem röthlichen Baum, wo Du im Abendglanz
Philomelen behorchst, und an die Schwester denkst,
Steht urplötzlich Dein Bruder
Und ein Fremder an seiner Hand.

Selma! Wenn Dir alsdann schnelle Vergessenheit
Deiner leichteren Tracht, wenn Dir der Wange Gluth
Und des klopfenden Herzens
Ahndung sagte, daß ich es sei!

Die schnell entkeimte und eifrig genährte Liebe ließ den jungen Barden mit um so mehr gehobener Stimmung das Fest des zweiten Julius begehn, das Klopstocks Geburtstage zu Ehren auf Hahns Zimmer veranstaltet war. „Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt," so erzählt Voß von dieser Feier. „Oben stand ein Lehnstuhl ledig, für Klopstock,

mit Rosen und Levkojen bestreuet, und auf ihm Klopstocks sämmtliche Werke. Unter dem Stuhle lag Wielands Idris zerrissen. Jetzt las Cramer aus den Triumphgesängen, und Hahn etliche auf Deutschland sich beziehende Oden von Klopstock vor. Und darauf tranken wir Kaffee; die Fidibus waren aus Wielands Schriften gemacht. Boie, der nicht raucht, mußte doch auch einen anzünden und auf den zerrissenen Idris stampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein Klopstocks Gesundheit, Luthers Andenken, Hermanns Andenken, des Bundes Gesundheit, dann Eberts, Goethes, Herders. Klopstocks Ode der Rheinwein ward vorgelesen, und noch einige andere. Nun ward das Gespräch warm. Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutschland, von Tugendgesang, und Du kannst denken, wie. Dann aßen wir, punschten, und zuletzt verbrannten wir Wielands Idris und Bildniß."

Andrerseits mahnte die Liebe den angehenden Gelehrten zu vermehrtem Eifer für die Erlangung von Kenntnissen, deren Besitz ihm die Aussicht auf ein öffentliches Amt und durch dieses die Erfüllung seiner Herzenswünsche gewähren könnte. So fügte Voß im folgenden Winter seinen übrigen Studien noch das der italienischen und spanischen Sprache hinzu. Dabei wurde der classischen Metrik eine immer schärfere Beachtung zugewendet und für die Anwendung derselben auf die deutsche Sprache manche fruchtbringende Bemerkung gesammelt. Solche ernstliche Beschäftigung und die sein ganzes Herz erfüllende Liebe zu einem Mädchen, das ihm auch ungesehen, nach den Schilderungen des Bruders und der bestätigenden Erzählung des gemeinschaftlichen Freundes Esmarch, als das Ideal allen Liebreizes und jeglicher Tugend erschien, ließ Voß den Abschied der stolbergschen Brüder weniger schwer empfinden, als dies nach dem überströmenden Gefühlsrausch der jungen Freundschaft zu erwarten stand. Und wenn je wehmüthige Erinnerung das Gemüth allzu trübe zu umschleiern drohte, dann griff er zur allzeit bereiten Leier, um seinen Schmerz in einer Elegie auszuweinen, wenn er ihn nicht

in einer heitern Idylle hinwegläcHeIn oder in einem launigen Erguß fortspotten konnte.

Unter seinen Gedichten hatte die Satyre „an die Herren Franzosen" und namentlich die Stelle:

Billig schielet ihr Grimm über den Rhein in das abscheuliche
Land, wo Höchstädt vom Mord, Roßbach vom Mord freier Franzosen raucht!

in Hannover Aufsehn erregt und „unter den Stutzern" Anstand gefunden. „Ich mache mich schon auf den Zorn der Herren Journalisten gefaßt," schreibt er, „aber mit Klopstocks Beifall kann ich die ganze Welt verachten. Unrecht habe ich Niemand gethan und die Wahrheit muß den Franzosen mißfallen."

„Du verwirfst," fährt er in demselben Briefe fort, „das Schimpfen durchaus. Ich denke, mit Einschränkung. Blos gescholten, und geradezu an den Sünder selbst, fruchtet freilich nichts, aber voll Sachen, im Enthusiasmus eines edeln Unwillens, und in Rücksicht auf die Leser, die man warnen will, warum sollte ich da den stärksten Ausdruck nicht fahren lassen, wenn er noch dazu der eigentlichste und dichterischste ist? Das niedrigste Wort kann oft, nicht immer, an dieser Stelle edel, ja erhaben werden. Zürnt nicht oft die heilige Schrift mit Schimpfwörtern?"

Der Winter war wie an andern Arbeiten, so auch an der Entstehung neuer Gedichte reich. Mit Miller wurden zwei Bogen Neujahrswünsche zu Stande gebracht, welche den Verfassern zwei Dukaten einbrachten, und gegen das Frühjahr wurde beschlossen, daß Voß ein Buch aus dem Spanischen, Hölty ein italienisches, Miller und Hahn aus dem Englischen und Französischen übersetzen und der für solche Arbeit zu erwartende Gewinn zu einer gemeinsamen Reise nach Klopstocks Wohnsitz verwendet werden solle. Dieser Plan und die daran geknüpfte freudige Aussicht zerschlug sich zwar, dafür entschädigte die Bundesbrüder der Eingang eines eigenhändigen Schreibens von Klopstock. Zu Anfang des März 1774 berichtet der wonnetrun-

lene Voß: „Der größte Dichter, der erste Deutsche, von denen, die leben, der frömmste Mann will Antheil haben an dem Bund der Jünglinge. Alsdann will er Gerstenberg, Schönborn, Goethe und einige Andere, die deutsch sind, einladen, und mit vereinten Kräften wollen wir den Strom des Lasters und der Sklaverei aufzuhalten suchen. Zwölf sollen den innern Bund ausmachen. Jeder nimmt einen Sohn an, der ihm nach seinem Tode folgt, sonst wählen die Elfe. Mehr wissen wir selbst noch nicht. Der vierzehnte Morgen in der Republik klärt wohl das Uebrige auf. Gerstenberg wundert sich, wie Deutschland nach Göttingen gekommen ist. Die Grafen schreiben, daß er viel von uns erwartet. Schande über uns, wenn wir seine Erwartungen nicht erfüllen. Aber Gott wird uns helfen, denn Freiheit und Tugend ist unsre Losung. Ohne Einwilligung des Bundes darf künftig Niemand von uns etwas drucken lassen. Klopstock selbst will sich diesem Gesetz unterwerfen."

In demselben Jahre erschien auch der erste Theil der ersehnten „deutschen Gelehrtenrepublik" mit ausführlicher Darlegung ihrer Einrichtung, ihrer Gesetze und der Geschichte des letzten Landtages, „auf Befehl der Aldermänner durch Salogast und Wlemar, herausgegeben von Klopstock." Dieser galt den Hainbündlern als ihr so einzig und ausschließlich würdiger Herr und Meister, daß Voß schon in obigem Briefe, ganz allgemein von „seinen" Erwartungen redend, vor der Möglichkeit eines Mißverständnisses sich eben so sicher fühlte, wie einst der Pythagoräer bei dem Ἀυτὸς ἔφα.

Die Osterferien wurden zu einer Reise nach Flensburg bestimmt, nachdem Boie, der im Februar von einem Weihnachtsbesuche in der Heimath nach Göttingen zurückgekehrt war, auf Erlangung der erforderlichen Mittel Aussicht eröffnet hatte. So konnte Voß seiner Erneſtine, die bereits geschmollt, daß er nicht mit dem Bruder gekommen, im Freudenrausche und im hoffnungsvollen Blick auf die nächste Zukunft schreiben: „Heida! Nun gehn wir dem Frühling mit starken Schritten entgegen.

Dann leſ' ich Kleiſts Frühling unter einem blühenden Apfelbaum! Dann höre ich die liebe Nachtigall! O wie ſchön, wie ſchön! Freuen Sie Sich, Erneſtinchen? Wo iſt meine Pfeife? Ich muß eine mit Sonnenfeuer ausrauchen. Eine neue Pfeife, die noch keine Flamme des Heerdes entweiht hat. Sie brennt! So ſchön hat mir in drei Monaten keine Pfeife geſchmeckt!"

Anfang Aprils war Voß in Hamburg, vom Morgen bis Mitternacht faſt ununterbrochen bei Klopſtock weilend, der ihn der vollkommenſten Vertraulichkeit würdigte und ihn durch den Antrag einer Informatorenſtelle dauernd in Hamburg zu feſſeln verſuchte. Bei einer Pfeife Kanaſter und ächt engliſchem Bier flogen im Geſpräch über die Gelehrtenrepublik und den Jünglingsbund, über den Meſſias und Klopſtocks neueſte Bardieten, die der Dichter mit „vollkommenſter Declamation" vortrug, die Stunden raſch vorüber. Frau von Winthem, Klopſtocks Nichte, erwies ſich als freundlich gefällige Wirthin, der Kapellmeiſter Karl Philipp Emanuel Bach lud den jungen Voß ein, ihn bei Aufführung ſeiner Compoſition von Ramlers Auferſtehung auf den Chor zu begleiten. Auch der Buchdruckereibeſitzer Bode, der „treuherzige, offne deutſche Mann," Unzer, Vater und Sohn, Frau Alberti, die Wittwe des im Kampfe mit Paſtor Götze früh verſtorbenen Geiſtlichen, und die altonaer Freunde Duſch und Ehlers nahmen den Gaſt freundlichſt auf. Bei ſo vielen Liebesbeweiſen konnten dem Beſuche des guten Claudius in Wandsbeck nur anderthalb Tage geſchenkt werden, doch auch hier ward der Reiſende mit ſolch ungezwungener Herzlichkeit empfangen, daß der Hausherr, als er mit ſeiner Gattin in der Kirche communiciren wollte, dem Gaſt ohne Umſtände auftrug, unterdeſſen das Kind zu wiegen und etwas für den „Boten" zu ſchreiben.

Von Hamburg ging Voß nach Flensburg ins Haus des ehrwürdigen Paſtors Boie, deſſen Bild er ſpäter in der Idylle: der ſiebenzigſte Geburtstag in der Geſtalt des Pfarrers von Grünau zu verewigen ſuchte. Kaum waren dort einige Tage fröhlich verlebt, als Voß, nachdem er ſich abends auf dem

Spaziergange erhitzt, und nachdem ihm „Erneſtine Boie noch eine Pfeife Toback in die Schlafſtube gebracht“ hatte, von heftigem Blutſpeien befallen ward, welches, neben wiederholtem Aderlaß, ernſtes ärztliches Einſchreiten nöthig machte, ihn längere Zeit auf's Krankenlager warf, zugleich aber ſein Verhältniß zu der gaſtfreundlichen Familie auf's Wärmſte ſteigerte.

In dieſer Leidenszeit war Erneſtine die allzeit ſorgſame Pflegerin des Kranken, und bei'm Eintritt der Geneſung ſeine treue Geſellſchafterin. Da erzählte ſie von dem glücklichen Stillleben ihrer Kindheit, das ſie ſpäter unter dem Titel „Ehemals und Jetzt“ in reizender Einfachheit ſchilderte. „Früh ſchickte man,“ erzählt ſie, „zu meiner Zeit die Kinder in die Schule, damit man zu Hauſe mehr Ruhe habe, und ſie ſelbſt an Stillſitzen und Ordnung gewöhnt würden. Die ſogenannte kleine Schule reichte für die Bedürfniſſe der Seele bis in's achte Jahr. Hier lernte ein Kind leſen, und, wenn es darin fortſchritt, den kleinen Katechismus und einige Sprüche aus der Bibel. Morgens und mittags mußte es hier zwei Stunden geduldig ausharren, wenn es gelobt werden wollte, und kam es nach Hauſe, ſo durfte es ſpielen. Vom fünften Jahre an ward ein Mädchen auch wohl abends eine Stunde in die Strickſchule geſandt. Vom achten Jahr an durften die Kinder in die große Schule gehen, die morgens um ſieben Uhr mit einer Betſtunde in der Kirche anfing. Hier ward ein Lied geſungen, und jedes war mit einer Handlaterne verſehen. Vor acht war Alles in der großen Schulſtube verſammelt, wo zwei Lehrer die Aufſicht hatten. Zur Rechten des erſten Lehrers ſaßen am langen Tiſche die Mädchen, zur Linken die Knaben. Hier las man zuerſt ein Capitel aus der Bibel und hörte eine Erklärung darüber an; dann mußte man rechnen und ſchreiben, und, wer ſeine Sachen ſchnell und gut gemacht hatte, durfte ein ſelbſtgewähltes Lied aus dem Geſangbuche auswendig lernen. Einige Stunden in der Woche hörte man auch bei ausgebreiteten Landkarten etwas von der Einrichtung der Welt, die Namen der Könige und Fürſten, und

welches Land jedem gehörte. Was man davon gefaßt hatte, schrieb man sich in ein kleines Buch. Das Zusammenlernen der Knaben und Mädchen ward dadurch weniger schädlich, daß sie strenge gesondert blieben, selbst nicht einmal mit einander aus der Schule gehen durften. Nachmittags von vier bis sechs sandte man ein Mädchen in die Nähschule, um eine regelfeste Nath und einen gründlichen Saum nähen zu lernen, auch wohl gar zur Aufheiterung ein Zeichentuch. So wie ein Mädchen aus der Schule kam, mußte es irgend ein bestimmtes Geschäft im Hause besorgen. Dann erst durfte es mit der Puppe spielen."

Nachdem Ernestine sodann berichtet, wie das Mädchen im dreizehnten Jahre die öffentliche Schule verlassen, die in Kenntniß und Fertigkeit gebliebenen Lücken durch abendlichen Privatunterricht ausfüllen, dagegen schon jetzt den Pflichten des Hauses den größern Theil des Tages widmen mußte, sich morgens nicht schmücken durfte, „ehe sie ihr Bett gemacht und die unter ihrer Aufsicht stehenden Zimmer geputzt hatte," wenig Besuche empfing und noch wenigere abstattete, beschreibt sie die im Freien zugebrachten Sommerabende, die Familienspaziergänge in den grünen Wald, und das Hauptfest, auf das man sich das ganze Jahr freute, die Spazierfahrt, die mit Sonnenaufgang begann und bis zum Abend dauerte. Dann wird des fröhlichen, thätigen und anspruchslosen Auftretens der Jungfrau gedacht, und endlich mit den Worten geschlossen: „Im Stillen zu wirken, mit Leichtigkeit und Heiterkeit das Haus zu verwalten, die Stirn des Mannes zu erheitern, wenn er des Tages Lasten getragen, seine Sorgen zu theilen und zu vermindern, sich selbst vergessen zu können, war ehemals und ist jetzt der Beruf des Weibes. Geistige Unterhaltung fordern wenige Männer von ihren Weibern, aber ein empfängliches Herz dafür machte manche Ehe auf die Dauer glücklich. Manches Weib wirkte fröhlicher und thätiger in ihrem Berufe, wenn sie in den Ruhestunden Hebung der Seele und Vermehrung ihrer Kenntnisse bei dem Manne fand."

Ein Mädchen, das bei schlichtesten Jugendeindrücken und bei dem auf das einfach Nothwendige beschränkten Unterricht sich ein warmes Interesse auch für höhere und ferner liegende Lebensaufgaben schon früh angeeignet, entsprach so ganz der Herzens- und Geistesrichtung, die Voß selbst gewonnen, daß zwischen ihnen bald ein mehr als inniges Verständniß erwuchs, und er nach wiedererlangter Kräftigung mit einem Herzen voll Dankbarkeit und Liebe das patriarchalische Pfarrhaus verließ.

Ueber Lübeck, wo der ehemalige Hofprediger, jetzt dortige Superintendent Cramer den Universitätsfreund seines Sohnes gastfrei aufnahm, gelangte Voß nach Hamburg zurück. Hier fanden sich außer den früher gewonnenen Freunden: Ebeling, die Altonaer Hensler und Mumsen, die zum Besuch Anwesenden, Kapellmeister Reichard aus Berlin und Professor Ebert aus Braunschweig, endlich auch Friedrich Stolberg zu einem geistsprühenden und geistweckenden Kreise zusammen, in dessen Mitte Voß, soweit sein noch nicht völlig gehobenes Körperleiden zuließ, mehrere genußreiche Wochen verlebte. In Hamburg trat Voß mit Stolberg und dem gleichfalls anwesenden Hahn in den Freimaurerorden, für welchen Schönborn dieselben schon im vorangegangenen Herbst zu Göttingen geworben hatte. Voß ließ sich unter der ausdrücklichen Bedingung verbleibender Geistesfreiheit aufnehmen, entzifferte die Sinnbilder der ersten drei Grade seiner Neigung gemäß, vermied aber später, „als im Innern die Sinnbildnerei sprechender ward," die Loge, wie jede heimliche Verbrüderung.

Auch mit Claudius wurde wieder ein glücklicher Tag verlebt. „Er hat ein vortreffliches Herz," schreibt Voß, „seine Frau ist sehr artig und sie lieben sich beide auf's Aeußerste, aber heirathen hätten sie noch nicht sollen. Indeß ist Claudius immer zufrieden und munter, und seine Frau auch. Wechselweise wiegen sie ihre Tochter, oder tragen sie auf dem Arme herum. Ich habe mich gewundert, wie schön der Bote Wiegenlieder singen kann."

Erst am 21. Juni erhielt Voß von seinem ärztlichen Freunde Hensler Erlaubniß, die Weiterreise nach Göttingen anzutreten. Dort wurde er bei seiner Ankunft mit der Nachricht überrascht, daß er des langen Ausbleibens halber von der Liste des philologischen Seminars gestrichen sei: eine Härte, welche vielleicht die bald erwachsende Gehässigkeit gegen Heyne zuerst anfachte. Da das Sommerhalbjahr bereits zum Theil verstrichen, überdieß Vossens Gesundheitszustand noch immer bedenklich war, so gab er den Collegienbesuch um so leichter auf, als er schon glaubte, erfahren zu haben, „daß man in den Collegien nicht den Schatz selbst gräbt, sondern nur den Gebrauch der Schaufel und die Gebetsformeln hermurmeln lernt."

Seine fortdauernde Kränklichkeit hielt ihn auch von der Bundesfeier entfernt, die diesmal wiederum an Klopstocks Geburtstage begangen, und bei welcher Johann Anton Leisewitz, der Verfasser des Julius von Tarent, als ordentliches Bundesglied aufgenommen wurde. Um so fleißiger war jetzt Voß daheim, da zu seinen übrigen Beschäftigungen noch die Leitung des Musenalmanachs hinzukam, welche ihm der nach Spaa verreiste Boie übertragen hatte. Mit des Letztern Schwester wurde jetzt der Briefwechsel immer eifriger und immer offener fortgesetzt und am 8. August sprach er's unverholen aus: „Ich habe Dich eher geliebt, als ich Dich gesehn habe. Bloße Freundschaft bringt den Trübsinn nicht hervor, der vorigen Winter meine Seele füllte. Meine ganze Reise war Liebe!"

Uebersiedlung nach Wandsbeck.

Um Michaelis 1774 war großer Jubel im Dichterkreise; denn Klopstock, der Angebetete, erschien in edler, umfaßbarer Leiblichkeit. Er weilte zwei Tage in Göttingen und weihte sich, unter strenger Vermeidung jedes andern Verkehrs, ausschließlich den Bundesgenossen, denen er die großen, unter ihrer Mitwir-

kung verfolgten Zwecke darlegte und erläuterte. Vor Allem müsse künftig jede neue Schrift „nach Geschmack und Moral“ geprüft werden, ehe sie an's Licht der Oeffentlichkeit treten dürfe. „Nebenabsichten sind die Vertilgung des verzärtelten Geschmacks, ferner, der Dichtkunst mehr Würde gegen andre Wissenschaften zu verschaffen, manches Götzenbild, das der Pöbel anbetet, einen Heyne, Weiße, Ringulf, zu zertrümmern, den Schemel der Ausrufer, wenn sie zu sehr und zu unverschämt schreien, umzustürzen.“ Auf Klopstocks Vorschlag wurden seine seeländischen Freunde Schönborn und Resewitz als Mitglieder des Bundes aufgenommen, dem jetzt auch Closen aus Eßlingen, der in Göttingen starb, und Overbeck aus Lübeck sich anschlossen.

Aber zu eben der Zeit, da der Dichterverein auf dem Gipfel stolzester Entfaltung angelangt schien, und seine Glieder welterschütternde Pläne für die Zukunft faßten, waren dessen Augenblicke schon gezählt. Bald nach einander mußten Leisewitz, Hahn und die Miller Göttingen verlassen. Boie trat längere Reisen an und legte die selbstständige Weiterleitung des Almanachs in Vossens Hände. Dieser ließ denselben für das nächste Jahr auf Subscription erscheinen, und, da sich der bisherige Verleger, Dietrich in Göttingen, zu karg erwies, den Druck in Lauenburg auf eigne Kosten vornehmen. Außer Klopstock und den Verbündeten hatten Goethe, Lenz, Bürger, Herder, Claudius und der ältere Cramer Beiträge zugesichert und die Nennung ihrer Namen verstattet. So eröffneten sich für den neuen Jahrgang die günstigsten Aussichten. Voß fand in der Herausgabe desselben nicht nur eine seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprechende Beschäftigung, sondern bei der fortwährenden Vermehrung der Abonnentenzahl, die für den Jahrgang 1776 gar auf 1559 stieg, die Mittel zu einer selbstständigen bürgerlichen Existenz.

Der Aufenthalt in Göttingen wurde Voß indeß mehr und mehr verleidet. Seinen Gönner Heyne hatte er sich durch Rücksichtslosigkeit und schroffen Widerspruch entfremdet, und die Vorlesungen der übrigen Professoren hatten für ihn schon lange jede

Anziehungskraft verloren. Die älteren Freunde waren bis auf Hölty sämmtlich geschieden, und dieser bereit, mit Voß weiter zu ziehn, und ihm bei den Arbeiten für den Almanach helfend zur Seite zu stehen. Auf einen Vorschlag von Claudius wurde beschlossen zunächst nach Wandsbeck zu gehen, das außer der erfreulichen Anwesenheit jenes wackern Freundes den Vortheil eines wohlfeilen Aufenthaltes und durch die Nähe Hamburgs tägliche Gelegenheit bot, mit Klopstock und andern auserlesenen Freunden zu verkehren, zugleich auch die reichen literärischen Hülfsmittel der großen Reichsstadt mit Leichtigkeit zu benutzen.

Der Bund lebte zwar noch eine Zeit lang im Herzen der Brüder fort, aber bald fehlte der Schwärmerei die Nahrung und der Reiz, welchen der tägliche Austausch von Gesinnung und Empfindung gewährt hatte. An die Stelle selbstgewählter ungeheuerlicher Zwecke trat bei'm Herannahen der Mannesreife die dringlich mahnende Stimme nächster Staats- und Bürgerpflichten. Die Titanskraft, die sich segenspendend über die Breite des Universums ergießen sollte, wurde durch das eiserne Gesetz der Nothwendigkeit in die Enge des Philisterthums eingezwängt und zur nüchternen Frohnarbeit verdammt, wo die Anforderungen von Amt und Haus, und die Sorge für das tägliche Brod die einzigen Menschheitszwecke des ehemaligen Bündners blieben.

In Göttingen wurde der Hainbund nach Klopstocks Anwesenheit und während seines augenscheinlichen Zerfalls mit bitterstem Spott verfolgt. Gab schon der Name des Meisters zu wohlfeilem Wortspiel reichlichen Anlaß, so steigerte die übertreibende Fama bald die jugendlichen Thorheiten zum abenteuerlichsten Wahnwitz. Da erzählte man von Eichenkränzen, welche die Verbündeten tags und nachts auf ihren Häuptern trügen und von einem geheimnißvollen Ochsenberge, wo sie, vierhundert an der Zahl, in Ziegenfelle gekleidet, nach Hexenart nächtliche Orgien feierten und sich aus maßlosen Krügen im einbecker Bier berauschten.

Dieſe Spöttereien, der Abfall mancher ehemals begeiſterten Bundesbrüder, die zunehmende äußere Vereinſamung und ein wachſender Groll gegen den einſt hochverehrten Heyne verbitterten Voß die letzten Tage in Göttingen. Da gedachte er mit wehmuthsvollem Schmerze der ſeligen Stunden,

als dort mit dem Schimmer des Mondes
Uns in der Eiche Graun heiliger Schauer ergriff,
Daß wir dem Vaterlande, der Tugend und Freundſchaft ſchwuren!
Wahrlich! ein edler Schwur, nicht ungeſegnet von Gott!
Tretet heran und zeugt mir's, ihr Tage des goldenen Alters,
Oft bei Liedern und Milch unter dem blühenden Baum,
Oft in den Lauben des Sommers bei blinkenden Kirſchen und Erdbeern,
Und dem rheiniſchen geiſtflügelnden Nektar geſeiert!
Zeug' es, o ſtille Nacht, die dem mühlenrauſchenden Garten,
Nach den Gluthen des Tags, Schimmer und Kühlungen troff,
Als durch Balſamviolen und rothe Johannisbeerhecken
Mit verſchlungenem Arm Weisheit und lachender Scherz
Süß wie Mädchengeflüſter in Nachtigallhainen uns führte. —

Jetzt wank' ich troſtlos Verlaßner um jed' einſt ſelige Stätte,
Setze mich thränenvoll, wo mein Geliebter einſt ſaß,
Klag' in wehender Nacht an der herbſtlichen Eiche des Bundes:
Ach! dort ſtand der Mond! Dort entbrannte der Stern!
Hier umarmten wir uns und jauchzten! Der hangende Zweig hier
Kränzt' in Stolbergs Nacht noch den verſammelten Bund!
Weinend ſink' ich dann auf die kalten Trümmer des Raſens
Und das ſterbende Laub rieſelt herunter auf mich.

Um Oſtern 1775 verließ Voß, und bald nachher auch Hölty Göttingen. Mit ihrem Abgange war der Bund zerſprengt; Hohn und Schadenfreude lächelte ſeinem Untergange zu; aber nach mehr als einem halben Jahrhundert lebten im Munde des deutſchen Volkes die Lieder fort, welche der Begeiſterung unerfahrner, aber unverdorbner Jünglinge entſtiegen waren. Wird doch noch heute in manchem älteren Kreiſe gern der Rundgeſang und das Neujahrslied von Voß angeſtimmt, noch heute Cramers: Feinde ringsum, Millers: Was frag' ich viel nach Geld und

Gut! und Höltys Lieder: Ueb' immer Treu' und Redlichkeit, Wer wollte sich mit Grillen plagen, und: Rosen auf den Weg gestreut, auch wohl Overbecks: Blühe, liebes Veilchen, von Jüngling und Jungfrau gesungen.

Am 10. April traf Voß in Hamburg ein, wo ein günstiges Geschick ihn noch einmal mit Miller zusammenführte, welcher Klopstock dahin begleitet hatte, sowie mit den stolbergschen Brüdern, die sich anschickten, die Schweiz zu besuchen, endlich mit Klopstock, den der Markgraf von Baden mit den liebenswürdigen Worten zu sich geladen hatte: „Freiheit ist das Edelste, was ein Mensch haben kann. Die sollen Sie bei mir finden. Ich bin begierig, den Dichter der Religion und des Vaterlandes bei mir zu sehen."

In so glücklicher Vereinigung wurden die ersten Tage zu Hamburg auf's Heiterste verlebt. Bei einem Mittagsmahle in Ehlers' Hause wurde das Frühlingslied eines gnädigen Fräuleins, das Voß mit Closen und Miller in Göttingen gedichtet hatte, im Chor gesungen. „Sie hätten nur hören sollen," schreibt der entzückte Dichter, „wie herrlich Klopstock singen kann! Nächst ihm that sich auch Claudius mit seinem Küstertone hervor, und die leise italienische Stimme der Frau von Winthem that auch keine üble Wirkung, besonders bei „„Butterbrod mit Braten,"" bei „„krepiren, geflegelt."" Gestern Nachmittag war ich mit den Grafen und Miller bei Bach, der uns eine Stunde lang mit einer ganz himmlischen Musik unterhielt. Die andere Woche werde ich mit Miller nach Wandsbeck gehn und mein Landleben anfangen."

Hier bezogen Voß und Miller eine freundliche Wohnung mit Gärtchen, und schon in den ersten Tagen des dortigen Aufenthalts wurden sie mit den besuchenden Grafen von Claudius durch Knittelverse auf „Grütze und Carbonade, das Ideal des Traktirens bei ihm" eingeladen. „Wir liegen," schreibt Voß, „den ganzen Tag im Walde oder in Claudius' kleinem Garten auf einem Grasstücke neben einer Laube von zwei Stock-

werken und hören den Kukuk und die Nachtigall. Seine Frau liegt mit ihrer kleinen Tochter im Arm neben uns, mit losgebundenen Haaren und als Schäferin gekleidet. So trinken wir Kaffe oder Thee, rauchen ein Pfeifchen dabei, und schwatzen oder dichten," und später: „Claudius ist ein gar vortrefflicher Mann, nur Klopstock und Ehlers kommen ihm gleich. Und seine Frau ist, wie er sie verdient. Wenn ich so des Abends bei Sonnenuntergang mit ihnen sitze und das Herz sich öffnet, dann fühl ich's, daß es noch Rechtschaffenheit und Tugend giebt, und feuriger wird der Entschluß, immer besser zu werden."

Nachdem die Grafen ihre Weiterreise angetreten hatten, auch Miller fortgegangen und Klopstock auf längere Zeit entfernt war, lebte Voß bei einsam friedlichem Naturgenusse seinen Studien und seinen Almanachsorgen. Nur selten wurde Hamburg besucht, nur einmal das fernere Lübeck, wo Gerstenberg kürzlich als königlich dänischer Resident mit einer liebenswürdigen, musikkundigen Gattin seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Hier durfte Voß bei geistreich belebtem Gespräche, bei zwölf stets gestopft bereitstehenden Pfeifen und dem trefflichen Rheinwein des lübischen Rathskellers, von welchem dem Residenten hundert und vierzig Flaschen als Ehrengeschenk gespendet waren, acht Tage heiter verschwelgen.

Im Juli veranlaßte ihn die Erledigung des Rectorats im heimathlichen Neubrandenburg, eine Werbereise dahin zu unternehmen. Auf dem Pfarrhofe zu Ankershagen traf er mit seinem treuen Freunde Brückner zusammen, und bald lag er in den Armen der freudig überraschten Eltern. Im nahen Penzlin begrüßten ihn alte Freunde und Schulgenossen auf's Herzlichste und Ehrenvollste; selbst sein ehemaliger Patron von Oertzen empfing ihn mit anerkennender Freundlichkeit. Das glückliche Wiedersehen so vieler Geliebter mußte Voß über das Fehlschlagen seines nächsten Reisezwecks trösten, das, nach seiner eignen Angabe, durch die Antwort bedingt war, welche er dem Superintendenten auf die Frage in Betreff der Erbsünde ertheilte. Nach neuerlich

ausgesprochener Ansicht entging ihm das Rectorat, weil er „das landsittliche Eigenthumsrecht über die leibeigenen Gutsunterthanen“ öffentlich mit scharfen Worten gegeißelt hatte.

Neben einem Schatz freundlicher Erinnerung hatte die Reise Voß auch eine so sichtliche Festigung seiner Gesundheit eingetragen, daß er in heiterster Stimmung nach Wandsbeck zurückkehrte. Hier stellte sich im August auch Hölty ein, um Vorkehrungen zu treffen für das künftige gemeinsame Leben. Doch das rasche Wachsen seines Leidens, das sich immer deutlicher als unheilbare Schwindsucht kundgab, zwang ihn bald zur Rückkehr in die Heimath, in der ihn am 1. September 1776 ein früher Tod ereilte, nachdem er ein Jahr zuvor am Grabe seines Vaters vorahnend gesungen:

Schwebe, wenn der Tropfen Zeit verrinnet,
Den mir Gott aus seiner Urne gab,
Schwebe, wenn mein Todeskampf beginnet,
Auf mein Sterbebett herab!

Daß mir Deine Palme Kühlung wehe,
Kühlung, wie von Lebensbäumen träuft,
Daß ich sonder Graun die Thäler sehe,
Wo die Auferstehung reift,

Daß mit Dir ich durch die Himmel schwebe,
Wonnestrahlend und beglückt wie Du,
Und auf einem Sterne mit Dir lebe,
Und in Gottes Schooße ruh!

Vermählung.

Im Spätherbst 1775, nachdem die Vorarbeiten für den Almanach des folgenden Jahres beendet waren, eilte Voß nach Flensburg, um seine Erneſtine unter der segnenden Zustimmung ihrer Eltern öffentlich als Braut zu umarmen. Zu Anfang Novembers kehrte er nach Wandsbeck zurück, wo der Winter, na-

mentlich als nach Neujahr die stolbergschen Brüder auf der Heimkehr von Weimar in Hamburg verweilten, in fröhlicher Burschenweise verlebt wurde. Um Ostern 1776 aber verließ Claudius das trauliche Wandsbeck, das er auf Herders Empfehlung mit Darmstadt vertauschen sollte, um dort dem geschäftslosen Amte eines Oberlandcommissarius vorzustehn. Voß aber zog es auf's Neue nach Flensburg, wo ihn aber diesmal statt der gehofften Freude der Schmerz erwartete, seinen hochverehrten Schwiegervater auf dem Siechbette anzutreffen und bald auf der Todtenbahre ruhen zu sehen. Ihm widmete er ein Lied wehmüthiger Erinnerung, das mit den Worten schloß:

Unsrer Mutter thränenlose Trauer,
Und des besten Mädchens bange Schauer,
Ach sie foltern, foltern noch am Wehsten,
Und ich kann nicht trösten!

In schwer umdüsterter Stimmung kehrte er nach seinem Wohnorte zurück, an welchem ihm die Tröstung, welche Claudius in immer gottgefaßter, heitrer Laune so trefflich zu spenden verstand, jetzt doppelt fehlte. Aber auch ihm gab rastlos schaffende Thätigkeit allmähliche Beruhigung und endlich den früheren Gleichmuth wieder. Nachdem er gemeinschaftlich mit Hölty einen Theil von Shaftesburys philosophischen Werken, und mit Boie an Chandlers Reisen in Griechenland übersetzt hatte, ließ er im deutschen Museum eine Uebertragung von Pindars erster pythischer Ode mit kritischen Anmerkungen erscheinen. Im August war auch die Verdeutschung von Platos Apologie des Sokrates so weit vollendet, daß sie Klopstock zur abschließenden Durchsicht vorgelegt werden konnte. Dieser besuchte den Verlassenen öfter in Wandsbeck, um sich auch dort mit dem Freunde der Badeluft zu ergeben, brachte auch wohl die braunschweiger Gäste Lessing und Eschenburg bei längerem Verweilen in Hamburg hinüber in Vossens ländliches Asyl. „Lessing hat," schreibt Letzterer, „einen Blick, wie ich noch nie gesehn habe, in seinen blauen Augen, einen rechten Geierblick."

Für eine feste, die lang erstrebte Heirath ermöglichende Anstellung stand bald eine Professur in Kiel, bald das Conrectorat zu Hamburg in Aussicht. Da sich jedoch durch den Einfluß des Senior Götze die Hoffnung auf letztgenanntes Amt, und durch Carl Friedrich Cramers Eifersucht die Bewerbung um die kieler Lehrstelle zerschlug, so entschloß sich Voß unter Klopstocks Billigung „auf den Musenalmanach zu heirathen", da dessen „Einnahme gewisser als alle Professionen und manche Aemter, und zeitlebens gesichert ist." Der Dichter Leopold Friedrich Günther von Göckingk, damals Kanzleidirector zu Ellrich am Harz, hatte sich bereit erklärt, Voß bei der ferneren Herausgabe des Almanachs zur Seite zu stehen; der Verleger Bohn in Hamburg versprach ein ansehnliches, contractmäßig zugesichertes Honorar, und, als noch Stolberg zur Aussteuer den Ertrag seines Homer an Voß geschenkt hatte, wurden endlich im Frühling 1777 entscheidende Schritte zur Vermählung gewagt. „Wir sind ja beide genügsam," so lautet es in einem Briefe an Ernestine, „und haben — uns. Mumsen schafft uns ein Klavier an, das Lusthaus im Garten wird gebessert, neue Blumen werden gepflanzt, Du sollst die Königin des Gartens sein und jede Laube ein Tempel unserer Liebe."

Noch blieb bei dem Widerstreben der Brautmutter, welche ihre Ernestine nicht dem Lose einer ungesichert scheinenden Zukunft preisgeben wollte, manch ernstliches Hinderniß zu besiegen. Fast zwei Monate weilte Voß in Flensburg, ohne die mütterliche Einwilligung zur Feststellung des Hochzeitstages erlangen zu können. Die Braut nähte von vier Uhr morgens an der kleinen Aussteuer, deren Anfertigung sie ganz allein beschaffen wollte, während Voß emsig an seiner Odyssee arbeitete. Wenn aber nachmittags die Sonne ihm allzu heiß auf's Zimmer schien, so wurde sein Arbeitstisch in die Küche neben die Stühle von Mutter und Tochter gestellt. So wurden sie einst von Friedrich Stolberg und seiner Schwester Katharina bei deren Durchreise durch Flensburg überrascht, und die gräflichen Geschwister waren

höchlich ergötzt, als sie den patriarchalischen Kreis durch ihre Gegenwart erweitern durften.

Endlich, nachdem ein „Königsbrief" allen Formalitäten und Hindernissen ein Ende gemacht, erschien der 15. Juli, an welchem Ernestine aus Zweigen eines Myrthenstockes, den ein armer Schützling des voßischen Hauses großgezogen, sich eigenhändig den Brautkranz flechten und der glückliche Bräutigam ihr denselben auf's Haupt setzen durfte.

Nach wenigen Wochen langte das junge Pärchen in Wandsbeck an, mußte aber, da das für dasselbe bestimmte Zimmer von dem Wochenbette der Wirthin besetzt war, zunächst in dem kleinen Bretterhäuschen des Gartens sein bescheidenes Obdach aufschlagen. Dagegen ward ihm die freudige Ueberraschung Claudius zu umarmen, der kürzlich von Darmstadt nach Aufgebung seines dortigen Amtes zurückgekehrt und auf's Neue in Wandsbeck heimisch geworden war. Dieser und seine Rebekka erwiesen sich dem voßischen Hause sofort als zu Rath und That allzeit bereite Nachbaren; Klopstock, Mumsen, der Physicus Hensler in Altona und Joachim Heinrich Campe, der sich von der Leitung des dessauischen Philantropins zurückgezogen und in der Nähe Hamburgs eine Erziehungsanstalt für Knaben gegründet hatte, wurden bald die oft einsprechenden und immer willkommenen Gäste.

Im Spätsommer 1777 traf Christoph Kaufmann, ein vierundzwanzigjähriger schöner und kräftiger Schweizer mit Empfehlungen von Lavater, der jenem, seinen physiognomischen Studien zufolge, den nächsten Platz unmittelbar nach Christus angewiesen haben sollte, in Hamburg und Wandsbeck ein. In dunkeln, oft derben, und dennoch Jeden bezaubernden Worten deutete Kaufmann an, daß er schon mit mancher vorübergegangenen Generation zusammen gelebt habe, und noch lange nach dem gegenwärtigem Geschlechte auf Erden wandeln würde. Er behauptete, fast gar keines Schlafes zu bedürfen, und außer dem Getränke von Milch und Wasser nur Vegetabilisches zu genießen. Ein

junger Begleiter, der in Kaufmanns Gegenwart nie reden durfte, mußte deſſen ſich fortwährend drängende Gedanken ſogleich niederſchreiben, damit dieſe der Welt nicht verloren gingen. Als Arzt erklärte Kaufmann, daß kein Kranker, der ſeinen Vorſchriften mit Zutrauen folge, ſterben werde, und in der That kamen unter ſeiner Behandlung Heilungen zuſtande, die allgemeine Verwunderung erregten. Beſonders gern erzählte er von den in Perſien verrichteten Heldenthaten und von der glänzenden Aufnahme, die ihm am weimariſchen Hofe erwieſen und durch das herzogliche Geſchenk eines prächtigen Wagens bezeugt war. Ergötzlich war dabei, wie der ſkeptiſch nüchterne Voß und der frommgläubige Claudius einander die Zweifel an den Worten und Thaten des Wundermannes mittheilten, und doch wiederum Jeder denſelben gegen die Angriffe des Andern in Schutz nahm.

Da Kaufmann zu Ende Auguſts über Mecklenburg nach Berlin ziehen wollte, ſo war das junge Ehepaar, das die voßſchen Eltern in der Heimath zu beſuchen gedachte, bald zu einer gemeinſchaftlichen, die Koſten bedeutend verringernden Reiſe entſchloſſen, und nicht ohne mancherlei Abenteuer, aber immer mehr über das Wunderbare jener Erſcheinung enttäuſcht, trafen Voß und Erneſtine im Elternhauſe ein, in welchem herzlichſte Liebe ſie begrüßte und beherbergte. Die alten Voß hatten trotz der im ſiebenjährigen Kriege eingebüßten Schätze doch noch aus beſſerer Zeit manch werthvolles Hausgeräth gerettet, von welchem der Dichter ſpäter den großen Mörſer, der zugleich mit der Glocke gegoſſen ward, ſowie

> Beſem und Mangelholz, und die zierliche Elle von Nußbaum
> Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Köpfen und Schnörkeln,
> Schraubenförmigen Füßen, und Schlüſſelſchilden von Meſſing

in kindlicher Pietät wahrheitsgetreu beſang. Das junge Paar genoß im Umgange mit den Eltern, mit Verwandten und Freunden, beſonders mit dem edlen, weichherzigen, aber kränkelnden Brückner eine Reihe glücklicher Wochen und kehrte erſt im Spätherbſt nach Wandsbeck heim.

Voß hatte in diesem Jahre Bruchstücke von der Uebersetzung der Odyssee im deutschen Museum veröffentlicht und so nach Wilhelm von Humbolds Aeußerung „durch die Einführung des Alterthums in die deutsche Sprache die größte und wohlthätigste Einwirkung auf die Nationalbildung ausgeübt, die in einer cultivirten Zeit möglich ist.“ Im Verlaufe des Winters dichtete er die büßende Jungfrau, den Rosenhügel und den Abendschmaus, letzteren als scherzhafte Erwiederung der in Hamburg reichlich genossenen Gastfreundschaft. Im Gegensatz zu der hier geschilderten Opulenz wahrte Voß im eignen Hause die sparsamste Einfachheit. Wurde doch sogar, damit der studierende Ehemann und die Hausfrau abends bei demselben Lichte arbeiten konnten, für letztere ein Küchensessel auf den Eßtisch gestellt und mit diesem an das Stehpult gerückt. Ernestine berichtet aus dieser Zeit: „die kleinen Freuden, die dem Leben Würze geben, überall zu suchen und zu finden, war eins der liebsten Geschäfte meines Mannes, und in keiner angestrengten Thätigkeit unterbrach ich sie zur Unzeit, wenn ich unvermuthet etwas entdeckte, was ich nicht allein genießen wollte.“

Im Juni 1778 erreichte Voß die Trauerbotschaft vom Tode seines Vaters. Bald darnach schenkte Ernestine ihrem Manne den ersehnten Sohn, der bei der Taufe, auf welcher Claudius im seidnen Kleide eines darmstädtischen Oberlandcommissars erschien, dem gräflichen Freunde zu Ehren Friedrich Leopold genannt ward. Am Tage, an welchem die junge Mutter ihren feierlichen Kirchgang gehalten, meldete sich zum Schreck derselben der Bürgermeister von Otterndorf im Lande Hadeln zum Besuch, um Voß, der auf Büsch's Verwendung zum dortigen Rectorat vorgeschlagen war, persönlich kennen zu lernen. Der Bürgermeister, eine starke Figur mit sehr lebhaftem Gesichte, trat an der Hand eines geputzten Frauenzimmers, das er als seine Gattin vorstellte, in die Stube, erklärte sich mit beredter Würde für einen Gelehrten und begann, mit Voß in sehr hohem Tone ein förmliches Examen anzustellen, während seine Begleiterin in

gebrochenem Französisch ein gleiches mit der jungen Hausfrau vornahm. Das Gespräch der Herren wurde immer lebhafter, und auf die Frage, nach welcher Chrestomatie er lehren werde, erklärte Voß ziemlich barsch, daß er seine Schüler nur aus den Autoren selbst unterrichten würde. „Wie?" entgegnete Jener, „auch die basedowsche würden Sie nicht gebrauchen?" „„Die am Allerwenigsten,"" sprach Voß. Da sprang der dicke Herr auf und rief mit komischer Heftigkeit: „Dann soll Sie der Teufel holen; denn ich selbst bin Basedow." Dabei umarmte er den Ueberraschten herzlich und versicherte, die empfangne Antwort durch seinen vorwitzigen Scherz verdient zu haben. Dann traten Claudius und Campe mit ihren Frauen und andern an der Thür horchenden Freunden lachend herein, und in heiterster Stimmung zog der ganze Schwarm in den Gasthof, wo Basedow einen Schmaus bestellt hatte und bei'm Nachtisch die künstlerische Gabe entfaltete, jegliches alte und neue Lied in die Melodie des dessauer Marsches hineinzuzwängen.

Bald nach diesem Begegniß stellte sich Voß persönlich den Behörden in Otterndorf vor, worauf er als erwählter Rector heimkehrte. Im Herbste wurde dann gepackt und gerüstet, und, nachdem Voß noch die Freude gehabt, mit Klopstock und dem zum Besuch anwesenden Lessing einen genußreichen Abend zu verleben, ging es zu Schiffe den Elbstrom hinab. In der Nähe von Stade beherbergte der englische Marinecapitain Müller, ein ehemaliger Universitätsgenosse von Voß, die Reisenden auf seinem dort ankernden Kriegsschiffe, dessen Lärmkanone sie am andern Morgen weckte, um sodann in der Staatsschaluppe nach Stade übergeführt zu werden. Hier begrüßte der Landsyndikus Peter Wilhelm Hensler, als Dichter der jüngere genannt, die Freunde herzlich, beschenkte Voß, „der sich ohne Uhr nicht in Otterndorf sehen lassen dürfe," mit einer solchen, reichte diesem außerdem ein Darlehn von hundert Thalern, und erwiederte, als Voß dafür seine Odyssee zum Pfande setzen wollte:

Hier ist das Geld, die Hand nehm' ich nicht an,
Ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann.
Auch braucht's des Pfandes nicht: unsterbliche Gedichte
Sind für Frau Themis Schaugerichte,
Die als bewegliches und consumtives Gut
Selbst nicht einmal zu Hypotheken gut.

Das Schulamt.

Otterndorf im Lande Hadeln ist ein kleines Städtchen an der schiffbaren, in die nahe Elbe mündenden Medem, und der Geburtsort des fleißigen Culturhistorikers Christoph Meiners. Die Umgegend ist, obwohl flach, im Sommer heiter und freundlich, da in dem fetten Marschboden überall stattliche Landhöfe, durch hohe Eschen, auch wohl durch ein Lustwäldchen gegen den Wind geschützt, auf den wallartigen Wurten emporragen. Der Aussicht von den erhöhten Deichen auf den reichbelebten Elbstrom und auf das gegenüber in bläulicher Ferne dämmernde Dithmarschen, fehlt es nicht am Reiz mannigfachen Wechsels. Die Bewohner bewahren im stolzbewußten Besitze ihrer Marsch, ihres Deichs und ihres Rechts ein selbstständiges Freiheitsgefühl, treu anhänglichen Nachbarsinn und herzliche Gastfreundschaft. „Alles spricht Wohlstand und Rechtlichkeit aus, und jedes Geschäft geht nach festgesetzter Regel."

Bei trübem, rauhem Herbstwetter legte die voßsche Familie die sechs Meilen lange Landfahrt von Stade nach Otterndorf zurück. Zutrauliche Herzlichkeit begrüßte sie und führte sie in die kleine, aber neu ausgebaute Amtswohnung. Eine lange Reihe von Schmäusen und Einführungsfeierlichkeiten nahm die ersten Wochen in Anspruch und durfte von den Ankömmlingen nicht abgelehnt werden. In einer Gesellschaft bei dem achtzigjährigen Bürgermeister fanden sie diesen, der Wittwer war, an dem mit Silber belasteten Kaffetische die Gäste eigenhändig bedienend. Dann verschwand der Wirth, um draußen, mit der

Küchenschürze und überzogenen weißen Ermeln angethan, den gespickten Kälberbraten an den Spieß zu heften, und später bei'm Abendessen mit rothglühenden Wangen den Gästen von seinen weiten Reisen und anderem Hörenswerthen belehrend zu erzählen.

Voß sah sich durch den Zwang des regelmäßigen Schulunterrichts, durch die zur Vorbereitung für denselben und zum vorschriftsmäßigem Kirchenbesuch erforderliche Zeit, in seinen bis dahin freien Stunden für Lieblingsstudien und Nebenbeschäftigung allerdings wesentlich geschmälert. Dennoch widmete er sich mit freudiger Berufstreue dem neuen, bei der geringen Reife seiner Schüler doppelt schweren Amte; und, kam er erschöpft, auch wohl einmal verstimmt aus der Schule nach Hause, dann scheuchte der Gruß der freundlichen Gattin, das Entgegenjauchzen seines kleinen Fritz, eine heitre Musikstunde am Klavier des verständigen Küsters, das Gelingen eines Liedes oder der Verkehr mit den lieben Griechen schnell den Unmuth von der Stirn. Nur der häufige Mangel guten Trinkwassers, die oft wiederkehrenden verderblichen Marschfieber und eine weit verbreitete Blatternepidemie störte zuweilen den glücklichen Frieden des dortigen Aufenthaltes. Gegen letzteres Uebel hatte Voß die Impfung seines Söhnchens bei dem sehr bedenklichen Ortsarzte durchgesetzt und durch dies erste Beispiel die Verbreitung jenes Schutzmittels in Stadt und Gegend heimisch gemacht.

In kurzer Zeit hatte Voß das Vertrauen und die Liebe der Hadeler erworben. „Er versteht sein Ding," sagten sie; „er hört gern von den Unsrigen, und hält Friede mit Collegen und Priesterschaft." Dies gelang ihm, obwohl es seiner Ueberzeugung widersprach, nach den streng dogmatischen Sätzen des lutherischen Katechismus zu unterrichten. Sein Streben galt, „an Glaubenslehren den Hauptzweck unseres Daseins zu knüpfen: gut zu leben und treu in Erfüllung der Pflichten zu sein." „Ein Glaube," sagte er oft, den ich blos ausspreche, wie ihn Andre mir vorsprechen, kann mir nicht die Ruhe geben, in der ich freudig

fortwandle und dem Tode in's Auge sehe. Das, woran ich mich halten soll, muß jede Untersuchung ertragen. Ich muß das Gefühl in mir bewahren, daß mein Glaube nur dann Gott wohlgefällig sein kann, wenn er sich auf Ueberzeugung gründet."

Die Osterferien 1779 benutzte Voß zu einer Fahrt nach Hamburg, um Vorkehrung zur Herausgabe seiner vollendeten Odyssee zu treffen. Ein unerwartetes Zusammentreffen mit Friedrich Stolberg wurde dort bestens genutzt, und gab Voß die Ueberzeugung: „der Graf ist von seiner Geniehaftigkeit ganz umgekehrt, und denkt über Lavater, wie wir." Zur Zeit des Johannisfestes ergötzte man sich an dem muntern Treiben des belumer Jahrmarktes, der auf einem großen freien Platze des Außendeichs am Einflusse der Oste in die Elbe vierzehn Tage lang unter dem Zuströmen der ganzen Nachbarschaft abgehalten wurde. Auch schloß man sich der großen Lustfahrt an, die alljährlich nach dem an der Elbmündung gelegenen hamburgischen Städtchen Ritzebüttel unternommen ward, wo der Dichter Barthold Heinrich Brokes eine Eichenpflanzung gegründet hatte, welche in dieser baum- und schattenlosen Gegend als Brokeswald geehrt und geschätzt wurde.

Am 29. October 1779 erhöhte die Geburt eines, Heinrich getauften, Sohnes das stille Glück des Hauses, in welchem sich die Gatten so befriedigt fühlten, daß das angetragene Rectorat zu Hannover mit leichtem Herzen abgelehnt wurde. Als aber im heißen Spätsommer 1781 ein bösartiges Quartanfieber die ganze Familie ergriff und die kundigen Landeseinwohner eine öftere Wiederkehr dieses Leidens bei den einmal Ergriffenen in Aussicht stellten: da fing Voß an, „sich herzlich aus der sumpfigen Einöde wegzusehnen, wo er mensa und τύπτω erklären mußte und jämmerlich leben bei Regenwasser." Seine Hoffnungen waren damals auf Quedlinburg und auf Riga gerichtet, von wo man ihm Anträge gemacht hatte.

Dazwischen gab er 1781 Uebersetzungen der tausend und einen Nacht, aus dem Französischen, heraus. Auch ließ

er im Herbste seine „Antikritiken" zusammendrucken, nachdem diese als Verhöre über die Recensenten der bodmerschen und stolbergschen Ilias und der klopstockschen Fragmente einzeln im deutschen Museum erschienen waren. „Gefühl für den Freund, Stolberg, hatte den Ton geschärft," schreibt er, „auch der Ton war gerecht, aber, weil ich offen erschien, unbesonnen. Nur Männer, wie Klopstock, Jacobi, Ebeling, nicht weniger Gleim, fanden die Rüge des Mißurtheils verdienstlich. Andre wurden mir abgeneigt, zumal, da ich auf Klopstocks Wunsch noch ein paar Verrufer seiner Fragmente heimleuchtete, und bald darauf einer Selbstvertheidigung mich unterziehn mußte. Aber Klopstock schrieb mir, daß Bernstorf, den er gesprochen, mit meinen Heimleuchtungen nicht wenig zufrieden sei."

In dieser Zeit körperlicher und geistiger Verstimmung empfing Voß von seinem Freunde Stolberg den Vorschlag, an Stelle des zur Professur nach Kiel berufenen Jakob Christian Rudolf Eckermann das Rectorat in dem fröhlich aufblühenden Eutin zu übernehmen. Dieser Antrag wurde freudig angenommen, und „wie verjüngt" sang Voß das Brautfest, „im Vorgefühle der Seligkeit, mit Stolberg und seiner Agnes ein geistigeres Leben in Eutins fruchtwallendem Seethale zu beginnen."

Am 1. Juli 1782 um Mitternacht wurde das trauliche Otterndorf verlassen. „Liebe Freunde begleiteten die Scheidenden zum Hafen. In der Dunkelheit wimmelte es von hülfreichen Händen. Es waren die treuen Schüler, welche die Reisenden noch einmal segneten und die Kinder ins Schiff trugen." Ueber Hamburg, wo ein neuer Fieberanfall Ernestinens die Weiterreise verzögerte und ein flüchtiges Zusammentreffen mit Stolberg und seiner jungen Gattin eine kurze Freude bereitete, traf Voß mit seiner Familie, die in den letzten Jahren durch die Geburt seines Söhne Hans und Wilhelm bis auf vier Knaben herangewachsen war, am 21. Juli in Eutin an. Mit großen Erwartungen und hochgespannter Hoffnung war er dahingezogen; doch das fortdauernde Fieberleiden seiner Frau, das Kränkeln des

ältesten Knaben, die längere Abwesenheit Stolbergs, unerfreuliche Berichte über die Almanach-Unternehmung, welcher Bürgers parallele Bestrebungen bedenklichen Abbruch zufügten, und gelehrte Zwistigkeiten mit Heyne hatten den reizbar Empfindlichen bereits verstimmt und erbittert, als er die ihm bestimmte baufällige und beschränkte Amtswohnung betrat, die nicht einmal den einfachen Bedürfnissen genügte, an welche die Seinen im bescheidenen Otterndorf gewöhnt waren.

Zwar erwiesen sich die wohlwollenden Behörden sogleich zur Abhülfe des erkannten Uebelstandes bereit. Es ward dem Rector ein neues Haus nebst Garten zugesagt, eine einstweilige Wohnung für denselben im Rathhause eingeräumt und, was nur die Umstände zuließen, zur Erleichterung der Uebersiedlung beschafft; aber häusliches Leid und innerer Unmuth ließen Voß seines neuen Aufenthalts nicht froh werden.

Erst, nachdem er im nächsten Frühjahr mit Frau und Kindern die Großmama in Flensburg besucht und dort vom Morgen bis zum Abend im Freien umhergeschwärmt, als nun auch Ernestine ihre Gesundheit wiedergefunden hatte, kam er „wie ein Jüngling nach Eutin zurück.“ Im Herbste verlor Voß seinen Erstgebornen, dessen Tod seinem ahnenden Herzen als Vorbote des Risses vorschweben mochte, der bald zwischen Stolberg, der dem Entschlafenen seinen Namen, und dem, der diesem das Leben gegeben, einzutreten begann.

Verschiedene Anträge, durch welche man Voß für die Schulen von Halberstadt und Berlin, wie für die Universität von Halle zu gewinnen bezweckte, veranlaßten ihn zu einer freimüthigen Vorstellung an den Grafen Holmer, der sich sogleich dafür verwendete, daß dem Supplicanten neben andern Vortheilen eine bedeutende Gehaltserhöhung bewilligt ward. Der gleichzeitig angebotne Titel wurde jedoch dankend abgelehnt, weil er „für den kurzen Namen zu vielsilbig sei, und mit dem Artikel gerade den fünffüßigen Jambus „„der Consistorialassessor Voß““ bilde.“ Nun fand Voß seine Lage so verbessert, daß er selbst erklärte, „es

als Rector nicht besser finden zu können." „Aber," fährt er fort, „ein Rector ist ein trauriges Geschöpf; man muß erst völlig Pedant sein, ehe man im Schulstaube unter dem ewigen Dociren sich glücklich fühlen kann." Einige, in seinem Hause lebende Kostgänger, unter welchen der spätere russische Gesandte in Copenhagen, Baron Paul Nicolai, der voß'schen Familie stets die treueste Anhänglichkeit bewahrte, fanden an Ernestine eine sorgsame liebevolle Mutter, an ihren Söhnen muntre Spielgenossen, an Voß selbst aber oft den grämlich zürnenden Pädagogen, der dem Treiben der „jungen Wildfänge" nur selten eine nachsichtsvolle Theilnahme zuwandte.

Denn immer bitterer wurde um 1784 der Kampf gegen Heyne, der die Priorität mancher von Voß veröffentlichten Ansicht beanspruchte, und der sich durch die Controverse über das Aeta, durch einen Aufsatz über den Okeanos, durch die Verwerfung der mystischen Deutung in der Mythologie, und durch Vossens Beschreibung vom homerischen Hause vielfach verletzt und beeinträchtigt glaubte. Im göttinger Magazin wurde Letzterer „ein Bauernjunge, ein kleinstädtischer Schulfuchs, ein Geniefleg el, der Peitsche würdig und vogelfrei" genannt, und sein Undank gegen Heyne als elende Nichtswürdigkeit bezeichnet. Zu solchen Anschuldigungen fügte Lichtenberg mit leichterregtem Spott über die neue, von Klopstock und Voß befürwortete Rechtschreibung einen „Forschlag künftig keine Bänklaider mer zu tragen" hinzu. Hierin wurde beantragt, statt des einfältigen „der" und „physisch" das richtigere „där" und „füsisch" zu schreiben, auch behauptet: „Was die Engländer in der Füsik, die Franzosen in der Metafüsik sind, das sind die Deutschen unstreitig in der Ortokrasi," und mit der Umwandlung von Klopstock und Pfarrer in „Klopfstock" und „Farren" allerlei frecher Muthwille getrieben.

Diesen „banditischen Angriffen" stellte Voß verschiedene zu seiner Vertheidigung und Ehrenrettung geschriebene Aufsätze im deutschen Museum entgegen. Auch in das Intelligenzblatt der

allgemeinen Literatur ließ er eine Erklärung einrücken, welche mit den Worten schloß: „Nach jenen unbeantworteten Ehrenrettungen die Giftpfeile von „„Lehrer und Schüler,"" „„Wohlthat und Undank"" immer von Neuem aus dem Hintergrund zu schicken, dazu gehört eine Stirne, eiserner als die Gottscheds, der niemals gegen die Neuerer den Umstand nutzte, daß Jemand aus seinen Vorlesungen zu lernen versucht, wie man es — nicht machen müsse." Stolberg schrieb über diese Angelegenheit in einem Briefe: „Mit Vossens Antwort auf den giftigen Biß seines elenden Gegners werden Sie zufrieden sein. Es wird Lichtenberg gehn, wie Lichtwers Schlange, die sich selbst in den Schwanz biß, und verrecken mußte."

Um sich auf einige Zeit von den Griechen fern zu halten, die ihm so vielen Verdruß zugezogen, beschäftigte er sich jetzt, die Uebersetzung der tausend und einen Nacht zu vollenden, Lieder für seinen Almanach zu dichten, das für denselben von Andern Eingesandte zu recensiren und zu feilen und eine selbstständige Sammlung von Gedichten und prosaischen Aufsätzen herauszugeben, in welcher etwas über vierhundert Hexameter seiner Luise erschienen.

Auch mit dem hochverehrten Meister Klopstock sah sich Voß bald nachher in eine, den Bau deutscher Hexameter betreffende Fehde verwickelt, die besonders hervortrat, als Voß die zur Uebersetzung und zu dem Commentare des Virgil geschriebene Vorrede, welche später bei Ruhnken große Anerkennung fand, dem Freunde mitgetheilt hatte. „Im vorletzten Briefe," schreibt Voß, „war Klopstock mit mir zufrieden; der letzte war wieder mürrisch und befehlend. Ich sollte noch dies und das für ihn anführen. Aber es war zu spät und ich schickte ihm die abgedruckte Vorrede. Ich habe mich stumpf gesonnen, meinen Tadel in Honig zu tauchen: Ueberzeugung muß er seinen Freunden nicht streitig machen. Was kann ich dafür, daß er auf's Gerathewohl Hexameter machte und hinterher Beschönigungen ausgrübelte, woraus Niemand klug werden kann."

Neben allen diesen Beschäftigungen wurde eifrig Stoff für eine umfängliche Bearbeitung der alten Erdkunde gesammelt, die Voß neben den prosodischen Studien vorzüglich anzog. Eine so regsame und vielseitige Thätigkeit mußte bei zeitraubenden Berufspflichten seinen Geist in steter Spannung aufrechterhalten. Dabei gab die Anerkennung, welche seine Leistungen als Philolog und Liedersänger in weiten Kreisen gefunden, der Selbstliebe eine wohlthuende Befriedigung, und seine getreue Erneſtine und vier Söhne, von welchen der jüngste, Abraham, am 12. Februar 1785 zu Eutin geboren war, schufen um ihn ein häusliches Glück, das ihn die äußeren Wirren wenigstens auf Stunden vergessen und selbst wiederkehrendes Körperleiden mit Gleichmuth tragen ließ.

Sein persönlicher Verkehr blieb auch hier auf Wenige beschränkt, da Stolberg meistentheils fern war, und von sonstigen Geistesgenossen keiner völlig mit Voß übereinstimmte, ausgenommen Gerstenberg, der 1783 seinen Wohnsitz nach Eutin verlegt. Dagegen fehlte es nicht an Durchreisenden oder zum Besuche verweilenden Freunden aus der Fremde. Mehrmals erschienen der Kanzler Cramer aus Kiel, Overbeck aus Lübeck, Claudius und Klopstock aus Wandsbeck und Hamburg als gern gesehene Gäste. Auch Johann Abraham Peter Schulz, der durch theoretische Kenntniß, wie durch eigne Compositionen, besonders für den Volksgesang ausgezeichnete Musiker, — geboren zu Lüneburg 1740, Kapellmeister des preußischen Prinzen Heinrich zu Rheinsberg seit 1780, später in Copenhagen angestellt und 1800 zu Schwedt verstorben, — weilte auf einer nach Dänemark unternommenen Reise längere Zeit im eutinischen Rectorhause. Denn schon lange stand der Herausgeber des Almanachs im lebhaften Verkehr mit dem Componisten, der einer Menge Lieder von Voß und seinen Mitarbeitern gefällige, im Volksmunde bald wiedertönende Musik untergelegt hatte. Eine von Voß aus dem Dänischen übersetzte, von Schulz componirte Hymne führte wesentlich des Letztern Ruf nach Copenhagen herbei. Seine Athalie, seine melo-

dienreiche Oper Aline und andre Werke haben ihm in der musikalischen Welt einen geachteten Namen erhalten.

Zwei Jahre, bevor ein größerer Stern im Reich der Klänge, Karl Maria von Weber, zu Eutin das Licht der Welt erblickte, 1784 kam Schulz dahin in schwerumdüsterter Stimmung. Denn wenige Monate vorher hatte der Tod ihm eine geliebte Gattin und die Kinder geraubt, in deren Besitz er eine „Fülle irdischer Glückseligkeit" gefunden. Allmählich löste die Herzlichkeit des voßischen Hauses und der Eindruck einer in reichstem Sommerglanze prangenden Gegend den tiefen Schmerz in mildere Wehmuth, und, wenn er abends das „zwischen dem schöngebohnten Nußbaumschranke und dem Fenster stehende Klavier" öffnete, und auf den Schwingen der Töne sich losringend vom Erdendrucke, in erhobener Stimmung heitere Laute anzuschlagen begann: dann sammelte sich Alt und Jung um den Musikkundigen, und horchte, wie Dichter und Componist das gemeinsame Tischlied anstimmten:

Gesund und frohen Muthes
Genießen wir des Gutes,
Das uns der große Vater schenkt.
O, preist ihn, Brüder, preiset
Den Vater, der uns speiset,
Und mit des Weines Freuden tränkt.

Zusammenleben und äußerer Verkehr.

Die Wiedervereinigung.

Der Freund, an dessen Gegenwart sich Voß in Eutin vor Allem zu erlaben hoffte, Friedrich Leopold Stolberg, war während seiner ersten Ehejahre nur selten, und stets nur auf Wochen oder Monate dort anwesend. Ungeachtet daher der persönliche Verkehr der Freunde oft unterbrochen wurde, ja vielleicht eben, weil die allmählich sichtbare Abweichung ihrer Denkweise und ihrer Gefühlsrichtung bei der kurzen Dauer des jedesmaligen Zusammenlebens nie zum entschiedenen Gegensatze gedieh; weil die idealisirende Phantasie bei jeder längeren Entfernung die Herzen der Getrennten auf's Neue vereinte, und unter den Freudenthränen glücklichen Wiedersehens jede Verstimmung verschwamm; weil voll Pietät für die Erinnerung an den gemeinsamen, unschuldigen Jugendenthusiasmus Beide die Pflicht erkannten, sich gegenseitig zu ertragen und dem Andern erträglich zu machen; vor Allem, weil Beide edeldenkend und rechtlich, und Beider Gattinnen Frauen von treu hingebender und versöhnlich milder Gesinnung waren: so blieb das freundschaftliche Verhältniß unter ihnen in jener Zeit ein herzlich ungetrübtes. An solche Tage des goldenen Friedens erinnerte Voß nach dem Tode der jungen Gräfin in einem Gedicht an Stolberg:

Sie hieß die Freundin Agnes hier,
Dort heißt sie anders nun.
Ach! sanft und ruhig sprachen wir!
Man pflegt' auf ein Gespräch mit ihr
Wie selig schon zu ruhn.

Am Frühesten gelangte den Freunden die Verschiedenheit der Meinungen in religiösen Dingen zum gegenseitigen Bewußtsein. Der weiche, phantasiereiche, im frommgläubigen Elternhause erzogene Stolberg schwärmte mit hingebender Begeisterung für Alles, was dem instinctiven Gefühle als wahr, recht und schön erschien, während Voß, von jeher mehr zum kalt nüchternen Nachdenken geneigt, und unter rationalistischen Einflüssen aufgewachsen, Alles, selbst das Höchste, mit dem Verstande erfassen, oder das, was den Gesichtskreis desselben überragte, wegwerfen zu müssen glaubte. So sah Voß in dem Treiben Lavaters, dem Stolberg selbst in die abenteuerlichsten Verirrungen mit gläubigem Vertrauen folgte, nur marktschreierische „Caspariade." Wie hätte Jener es mit Gleichmuth ertragen können, wenn Lavater an den Teufelsbanner und Wunderthäter Pater Gaßner die Worte richtete: „O Gaßner! Ich weiß, daß ich nicht werth bin, an einen Mann Gottes zu schreiben. Bitten wir Gott, daß wir einander bald sehn können und daß sich kein Satan zwischen uns hineindrängt. Meine Seele dürstet nach einem lebendigen Zeugen des lebenden Jesus. Ich bedarf nichts Innigeres, als einen unmittelbar verbundenen Jesus"! Der Mißbrauch, den der schweizerische Prophet mit dem thierischen Magnetismus trieb, „sein pfäffisches Einherprangen und das Anpreisen katholischer Ceremonien bei seinem Haß gegen evangelische Denkfreiheit" verführte Voß zu manch bitterem Worte in Stolbergs Gegenwart, der dann wohl einmal in verletzter Stimmung dem Freunde den, von Zimmermann erfundenen Vorwurf der „Jesuitenriecherei" machte.

So waren bei Stolbergs stets wechselndem Kommen und Gehen seit dem Tage, da Voß in Eutin einzog, zehn Jahre

nicht ohne wiederkehrende Verstimmungen verflossen, als sich die Aussicht auf eine dauernde Wiedervereinigung eröffnete. Noch 1788 hatte Voß an Miller geschrieben: „die schönen Tage des Bundes! Jetzt wird man so altklug und steif. Könntest Du doch nächstens, da Stolberg hieher kommt, auch unter uns sein, und einen Bundesabend mitfeiern;" dagegen lautete sein Brief 1791: „Mit Stolberg werde ich denn künftig wieder zusammenwohnen. Wenn er nur nicht auf der Reise noch herberen Geist einsaugt! Wenn er dem Andersdenkenden in seiner Stille nur Ruhe ließe, wie dieser sie ihm von ganzem Herzen läßt! Wir haben wenig Gespräche mehr, wo nicht Worte am Gehege der Lippen gemustert werden müssen: über Religionsfreiheit und politische Freiheit, über den Adel, sogar über Poesie und poetische Kunst. Wie es mir geht, so geht es Klopstock, so geht es seinem eignen Bruder. Die Reise sollte ihn heilen, hoffte ich, aber er hat mir verschwiegen, daß er in Lavaters schwülem Dunste sich erlaben würde. Das, fürcht' ich, bringt unheilbare Verschlimmerung. Seine Briefe athmen einen so kränklichen Geist, daß ich Alles besorge. Schon einmal nahm ich Abschied von ihm für dieses Leben."

Als nun der Graf zurückkehrte, da hatte der Einfluß des münsterschen Kreises, der erneuerte persönliche Verkehr mit Lavater und das, was er in Italien und im Umgange mit dem österreichischen Clerus an religiösen Eindrücken empfangen, seinem Ringen nach innerlich befriedigender Harmonie bereits in den unwandelbaren Grundsätzen der römischen Kirche, in der großartigen Consequenz, mit welcher jene durch Jahrhunderte verfolgt, weiter entwickelt und zu immer fester geschlossener Einheit durchgeführt wurden, sowie in der Macht, welche sie dem überfluthenden Freiheitstaumel entgegenstellten, ein Ziel vor Augen gesetzt, dem er mit freilich noch unsicherm Schritte und vielleicht nur halb bewußt entgegeneilte.

Je tiefer sich Stolberg in die Unmittelbarkeit des Offenbarungsglaubens versenkte, während Voß das Recht der absolute-

sten Denkfreiheit verfocht, um so weniger war eine Ausgleichung ihrer Ansichten, oder gar eine Uebereinstimmung derselben möglich. Folgerichtig mußte Voß dabei vollständige Toleranz predigen, während Stolbergs Standpunct jeden andern nothwendig als einen irrenden ausschloß. Wenn dieser dennoch in dem lebhafter entbrennenden Kampfe gewöhnlich als der Mildere, Nachgiebige erschien, so war das wohl eben so entschieden eine Folge seines weichen, liebevollen Gemüthes; wie andrerseits ernste Wahrheitsliebe und rechtlicher Sinn, zugleich aber auch halsstarrige Rechthaberei Voß abhielt, sich gegen die, im Glauben des Freundes wurzelnde Intoleranz selbst tolerant zu erweisen, obwohl er diese Pflicht in der Ode: die Andersdenkenden entschieden ausspricht. Darin heißt es:

Wohlan! Wir bleiben einig
Und gönnen uns die Ruh'!
Ich sage, dieses mein' ich,
Und jenes meinest Du.

Scheint künftig, was ich meine,
Dir gar zu wunderlich,
So denk', ob's anders scheine
Mir selbst, und fasse mich.

Die Worte, Lieber, haben
Oft mancherlei Verstand,
Oft hat man tief gegraben,
Bis man den rechten fand.

Oft sehn wir nur Erscheinung,
Die wir uns selbst verrückt,
Wie besser sich die Meinung
Zum Widerlegen schickt.

Ich pflegte sonst doch billig
Besonnen noch zu sein;
Und jetzo tappt' ich willig
In Albernheit hinein?

Doch immer werd' als thöricht,
Was mir vernünftig scheint,
Geworfen in den Kehricht,
Nur nicht als bös, mein Freund!

Weniger als der religiöse Zwiespalt konnten abweichende politische Ansichten die Freunde trennen, so lange sie noch Beide die knabenhafte Freiheitsbegeisterung, die sie aus frühem und ernstem Studium des classischen Alterthums eingesogen, über die Universitätsjahre hinaus und in das Mannesalter hinüber trugen. Stolberg, der schon im Vaterhause und im vertrauten Umgange mit den Bernstorf die freisinnige Entwickelung des modernen Staatslebens als Grundsatz in sich aufgenommen hatte, sah, so lange er bei einer vorzugsweise idealistischen Richtung die Folgen der unbegrenzten Freiheit nicht einmal ahndete, voll schwärmerischer Ueberzeugung in der beginnenden Neugestaltung des französischen Königthums den Anfang einer allgemeines Glück verbürgenden Zeit. Voß aber hatte früh genug den Makel einer niedern Geburt und die übermüthige Herrschsucht privilegirter Stände erfahren, um sich mit ganzem Herzen für Alles zu begeistern, was diese zu dämmen und jenen aufzuheben geeignet war. Dabei sahen Beide in ihrem Meister Klopstock den Hohenpriester der Neuzeit, der, ehe die Revolution ihm zur „verpesteten Freundin" geworden, mit erhabener Prophetenstimme verkündete: „Großes ist geschehen für Gesetzlichkeit der Obermacht. Aber Größeres steht bevor. Kampf der Patricier und Plebejer durch Europa. Die Fürsten im Dunstkreise der Patricier werden verkehrt sehen und verkehrt handeln. Nach vielem Elend wird Vernunftrecht walten vor dem Schwertrecht."

Eine solche mehr oder weniger klar bewußte Ueberzeugung, daß die alten Staats- und Gesellschaftsformen abgenutzt seien, und das neue Jahrhundert Neues und Besseres bringen werde, durchzog damals, wie ganz Europa, so auch unser Vaterland. Daher erwachte schnell, selbst in den Lebenskreisen, die vorzugsweise materiellen Interessen huldigten, eine begeisterte Theil-

nahme für die französische Revolution. Nicht nur in Mainz und im ganzen leichtbeweglichen Rheinlande, auch in Norddeutschland schlugen die Herzen dem Aufgange der überrheinischen Freiheitssonne jubelnd entgegen. Beging doch sogar das ernst besonnene Hamburg, das im friedlich ungestörten Handelsgetriebe den Stolz und die Stütze seiner Größe sah, am 14. Juli 1790 zur Erinnerung an den Bastillensturm ein allgemeines Freiheitsfest, das Knigge als Augenzeuge so beschreibt: „Es wurde außer der Stadt gefeiert. Alles, was von rechtlichen, für Freiheit warmen Leuten in Hamburg lebt, war zugegen. Kein Edelmann außer mir, dem Grafen Dohna und Ramdohr aus Celle, war dazu eingeladen. Alle Frauenzimmer waren weiß gekleidet, und trugen Strohhüte mit dem Nationalbande, auch Schärpen und Ordensbänder davon. Die Damen gaben dann auch den Herren Stücke von diesem Bande. Als ich ein Stück erhielt, machte ich meinen Orden los und heftete statt dessen dies Band an, was allgemeinen Beifall fand. Wir hatten auch Musik. Ein Chor von Jungfrauen sang dazu ein vom Kaufmann Sieveking verfertigtes Lied, dessen Refrain von uns Allen wiederholt wurde. Wir blieben von zehn Uhr des Morgens an den ganzen Tag zusammen. Die drei schönsten jungen Weiber sammelten für die Armen. Klopstock las zwei neue Oden. Bei Abfeuerung der Kanonen, Musik und lautem Jubel wurden Gesundheiten getrunken, unter andern: auf baldige Nachfolge in Deutschland und Abschaffung des Despotismus. Vor und nach Tische wurde getanzt. Es war ein herrlicher Tag und es wurde manche Thräne der Rührung vergossen. Alle Amerikaner, Engländer, Franzosen und Schweizer, die hier sind, wurden dazu eingeladen."

Noch dauerte der allgemeine Taumel freudigster Siegesgewißheit, als bereits im vorblickenden Geiste gewiegter Staatsmänner und bei dem in Recht und Besitz bedrohten Adel die Besorgniß vor den zerstörenden Folgen jenes Rausches erwachte, und den nach Hülfe Spähenden in der Kirche ein rettender

Bundesgenosse erschien. Nicht jene unsichtbare Kirche, welche die im Glauben Einigen mit Gott und seiner Welt verbindet, und deren höchstes Gesetz die Liebe ist, sondern ein Menschenwerk, das unter der Anmaßung heiliger Namen und unter dem Vorwande geweihter Rechte die niedersten irdischen Zwecke verfolgt und ausbeutet, diese Kirche, welche stets der Herrschsucht und der Habbegierde das Schwert lieh zur Eroberung neuer Macht und neuen Reichthums, sich selbst aber den Schlüssel zur Rüst- und Schatzkammer vorbehielt: sie war es, die sich mit Adel und Regierung zu Schutz und Trutz verband.

Da begann im Kreise der Eingeweihten und Auserlesenen die Jagd der List, die mit Leimruthe, Lockpfeife und Schlinge die blinde Menge anzuziehen und zu fesseln trachtete; da begann ringsum ein schleichendes Werben um Streiter für das neue Glaubensheer; da spendete man aus vollem Säckel das Handgeld freigebigster Versprechen zur Befriedigung irdischen Ehrgeizes, wie zur Erbeutung der ewigen Seligkeit. Und, als der fränkische Leichtsinn den friedlichen Weg allmählicher Umgestaltung in den Gewaltschritt maßloser Umwälzung verkehrte, als man im Namen der Tugend Verbrechen auf Verbrechen häufte und statt der lebengebärenden Liebe wahnsinnigen Haß und vernichtenden Mord predigte: da flatterte die aus süßestem Traume aufgeschreckte Menschheit schutzsuchend und geschlossenen Auges in das weite Netz, das die List ausgespannt hatte, und die Gewalt mit neu erstarkter Hand zusammenschnürte.

Zu denen, welche sich durch schreckliche Wirklichkeit plötzlich aus dem Frieden idealer Verzückung herausgeschleudert sahen, gehörte Stolberg, während Voß selbst durch die mißbräuchlichste Anwendung des einmal zugegebenen Prinzips nicht in seiner Ueberzeugungstreue wankend gemacht werden konnte. Dem gegenseitigen Naturel entsprechend spähte Jener in den brausenden Sturmwellen angstvoll nach sicheren Ankergründen, mindestens nach einem vor augenblicklichem Untergange schützenden Halt; Voß aber puppte sich fest und fester in das eigene Ich

ein, mit dem halsstarrigen Stoicismus des Natursohnes jeglichem Wetter trotzend. So ging dieser dem Fluche der Vereinsamung, Jener dem Schicksal entgegen, das willenlose Werkzeug unlauterer Zwecke zu werden.

Die natürliche Mitgift für das Leben, die im Physischen als Constitution, in Rücksicht auf Fertigkeit und Geschick als angebornes Talent, nach der Richtung des Gemüths und nach dem Maße der Willenskraft als Temperament und Charakter bezeichnet wird, war Stolberg in einem edelgebildeten, für Leibesübung und ritterliche Kunst wohlgerüsteten Körper, in einem sinnlich und geistig leicht entzündetem Herzen, und in einem scharf entwickelten Erkenntnißvermögen zu Theil geworden. Aber das Erkannte zur lebendigen Erscheinung, das innerlich Erlebte zum fruchtbringenden Gedanken, das Gewollte zur That zu gestalten, das war ihm selbst in den Jahren voller und freier Kraft nur selten vergönnt. Lenksam und nachgiebig, voll offenen, wohlwollenden Vertrauens fügte er sich willig der leitenden Hand sowohl von Eltern und Lehrern, wie von Jugendgenossen und später erworbenen Freunden, und je reiner er sich selbst wußte in Absicht und Streben, um so geneigter war er, dem zu folgen, der ihm ein hohes und würdiges Ziel vor's Auge stellte. Dazu kam die stets wiederkehrende Sinnestäuschung, durch welche eine früh erwachte, durch keinen Zwang gebändigte Phantasie, sein Urtheil ablenkte, seine Entschließung wankend, seinen Tritt unsicher machte.

Vergebens hatte er in Jugendtaumel und Sinnengenuß, in der Tiefe des Wissens, wie auf den lichten Höhen der Kunst, auf dem Felde staatsmännischer Thätigkeit oder im übersinnlichen Reiche der Philosophie eine Befriedigung des Einheitsbedürfnisses gesucht, das seine Brust mit glühender Sehnsucht erfüllte. Denn weder durch äußern Zwang, noch durch eigene Energie zu ausdauernder Arbeit gestählt, begnügte er sich da, wo er empfangen sollte, im geistreichen Behagen den emporsprudelnden Schaum abzuschlürfen, da, wo es zu geben galt, aus nicht erworbenen,

sondern ererbtem Reichthum freigebige Spenden zu vertheilen. Mit dem titanischen Uebermuth eines redlichen, aber die eigene Kraft überschätzenden Willen, wollte er durch die Strahlen des Göttlich-Ewigen das Erdendasein befruchtend erwärmen, wollte er Freiheit und Tugend, Schönheit, Wahrheit und Recht dem Himmel abtrotzen. Aber so oft er auch den Blick hinaufrichtete in das Licht, immer wieder zerfiel es vor dem Prisma des blinzelnden Menschenauges in unvollkommene und ungenügende Einzelbegriffe. So suchend und irrend floh er von Täuschung zu Täuschung, bis er sich endlich an den Felsen der alleinseligmachenden Kirche unlösbar gekettet sah, dort, wo nach den Worten, die er in der Geschichte der Religion an seine Kinder richtete, „Feuer des Himmels die Flamme der Andacht auf dem Altar zündet und im Dampfe des Weihrauchs das fromme Gebet emporsteigt."

Stolberg's Antlitz trug nach einem aus seinen Mannesjahren erhaltenen ähnlichen Bilde das Gepräge genialischer Schwärmerei. Das feurig belebte Auge, eine fein gebogene Nase, der beredte Mund und die weichlich rundliche Gesichtsform sprechen eine, keineswegs unreine, Sinnlichkeit, wohlwollende Offenheit und leicht erregte Begeisterung aus. Sein freiwallendes Haar und die Nachlässigkeit der Kleidung deuten auf Verachtung der Modeform und auf die ungezwungene Sicherheit der vornehmen Geburt.

Ihm gegenüber zeigt Voß in einem, von Tischbein 1817 gemalten Bilde den ernsten Blick des Denkers, den streng geschlossenen Mund mit leicht aufgeworfener Oberlippe, ein edeles Längenprofil mit hervorragender, sanft gekrümmter Nase, das Haar scharf von der hohen und freien Stirn emporgekämmt. Seine Kleidung ist der fest zugeknöpfte blaue Oberrock, den Voß in stets unverändertem Schnitte zu Otterndorf wie in Eutin, und später in Jena und Heidelberg, nebst breitkrämpigem niederem Hute und hohem Stock auf der Straße zu tragen pflegte, während er im eigenen Hause und oft selbst beim Besuch eines Freundes im Schlafrock und in der Nachtmütze erschien.

Wie die Kleidung und der Gesichtsausdruck war auch sein Charakter. Die Mode und jeden äußern Anspruch der Welt nicht aus Mißachtung, sondern aus Unbekanntschaft vernachlässigend, erschien er auf dem Markte des Lebens ernst, gegen fremde Ansichten zugeknöpft und abgeschlossen, nur im vertrauten Kreise heiterem Behagen zugänglich. Herkunft und erste Jugendeindrücke hatten in Sprache und Gebährde bleibende Spuren der Rauhheit und Derbheit hinterlassen, und da er den größten Reichthum seiner Erkenntniß als einsamer Autodidact erworben, so war ihm die eigenwillige Zähigkeit, mit welcher der Geizige einen mühsam errungenen Schatz verwahrt, zur andern Natur geworden. Früh unter Niedern und Ungebildeten als glänzende Ausnahme, im Elternhause als einziger, hochbefähigter Sohn belobt, hatte er sich von selbstgefälliger, gegen Andere leicht ungerechter Eitelkeit nicht frei zu halten vermocht. Dann im Kreise von Genossen weilend, die unter andern Eindrücken und Umgebungen aufgewachsen, fühlte er sich sowohl im örtzenschen Hause, wie selbst unter den Universitätsfreunden, als nur geduldeter Emporkömmling oft empfindlich berührt, und mit dem unbewußten Neide, den Niedere so leicht gegen den Höhern empfinden, ward ihm bitterer Adelshaß und Widerstreben gegen die Schranken der Gesellschaft zu eigen. Dazu kam, daß sein Verstand in der Schule unter wohlgesinnten, aber engherzigen Lehrern sich nur in einseitiger, auch in Göttingen nicht abgestreifter Weise entwickelte, und daher, wie sein Gesichtskreis, auch der Tummelplatz seiner Kräfte stets ein scharf umschriebener blieb.

Alle diese Gegensätze, die in dem Traumleben der Universitätsjahre unbemerkt vorüberrauschten, traten im reifern Mannesalter zur gegenseitig schmerzlichen Ueberraschung als Grundverschiedenheit ihrer Naturen hervor.

Beide hießen Dichter, aber Stolberg fühlte und dachte dichterisch, wenn er gleich das in Haupt und Herzen Wogende nur in unvollkommener Nachahmung mustergültiger Vorbilder wiederzugeben vermochte. Voß machte Verse, nicht zwar auf Be-

stellung, doch oft auf lediglich äußeren Antrieb, oder um seinen Almanach und durch diesen den beschränkten Hausschatz zu füllen, bekundete aber zugleich im künstlichen Reimbau, wie in reimfreier Form, vor Allem bei Uebertragung des Alterthums auf unsre Literatur eine solche Meisterschaft der Sylbenmessung, des metrischen Tactes und der classischen Gestaltung, daß selbst Goethe ihm nicht das Zeugniß versagt, Wesentliches von ihm gelernt zu haben.

Beide liebten die alte Literatur, aber der Eine als geistreich Genießender, der Andre mit dem gründlichen Ernst und dem unermüdlichen Fleiße des Forschers. Beide hatten für die Freiheit geschwärmt, aber Stolberg als Graf, der Das, was ihm als ererbtes Vorrecht zugefallen, hochherzig jedem Andern gönnt, Voß als der Sklave, der im erwachenden Selbstgefühl die fesselnde Kette zerbricht. Beide fühlten sich als Deutsche, aber Jener als ein durch Tradition und Geschichte mit den wichtigsten Epochen des vaterländischen Lebens innigst Verwachsener, Dieser als ein neuer Pflanzbürger, der von dem Grundbesitz, den ihm das Schicksal jahrhundertlang vorenthalten, auch sein gebührend Theil erobern will. Beide endlich waren gut und fromm, aber Stolberg suchte die Ruhe des Herzens in Uebereinstimmung mit der ihm äußerlich entgegengebrachten Offenbarung, Voß fand sie in der Ueberzeugung, welche er seiner eigensten Natur nach in sich und aus sich zu entwickeln vermochte.

Auch die Verschiedenheit von Rang und Reichthum, der Gegensatz in den Ansprüchen des geselligen Lebens und in den Pflichten des Berufes ward sichtbarer, seitdem Stolbergs lang gehegte und in der ersten Ehe stets bethätigte Vorliebe für eine dem rein Natürlichen verwandte Einfachheit den Anforderungen eines hohen Amtes und dem Geschmack einer an größeren Glanz gewöhnten Gattin weichen mußte.

Wenn daher die vertrauensvolle Innigkeit und die begeisterte Hingebung der Jugendfreundschaft sich zu einem kälteren und gemesseneren Verkehr umwandelte, so durfte das wohl we-

niger überraschen, als das noch siebenjährige Fortbestehn eines näheren Umgangs, zumal, da Stolberg leicht leidenschaftlich erregt, in Wort und Werk rasch und heftig war, Voß dagegen eine die Grenze der Grobheit so nahe berührende Ungezwungenheit besaß, daß er, wie ein Freund versichert, selbst das Angenehmste auf unangenehme Weise zu sagen gewöhnt war. Aber sie hatten sich einst geliebt, geliebt mit dem ganzen unentweihten Gefühl jugendlicher Inbrunst, und mit feuriger Begeisterung einander einst ewige Freundschaft zugeschworen. Dieses Wort zu brechen, war Stolberg zu edel, Voß zu ehrlich, und Beide mochten in Augenblicken reinster Empfindung ahnden, daß wahre Liebe unvergänglich sei und die hier durch Irrthum und Mißverständniß Getrennten einst wieder zusammenführen werde in verklärter Uebereinstimmung.

Der tägliche Umgang aber hatte fortan für Beide oft etwas Peinigendes und Beängstigendes. „Heute", schrieb Voß schon in den ersten Zeiten der Wiedervereinigung, „sah ich in Stolbergs Gesicht, da er auf meine Worte zu achten schien, aber etwas Anderes dachte, einen Zug, wie das verzerrte Lächeln eines Fauns, ich möchte sagen, eines Teufels." Wenn Stolberg von seinen Reiseerlebnissen sprach, bemerkte Voß oft auffallende Lücken in der Erzählung, die einer geheimen Censur unterworfen schien. Gespräche über längst Abgesprochenes wurden durch Anstöße eingeengt. Ruhige Erörterung, freundliche Lösung eines Mißverständnisses, wahrheitsdurstige Ausgleichung fand sich seltner ein. „Einst", so erzählt Voß, „nach langer Scheu sagte ich meiner Frau: heute Mittag will ich bei Stolberg essen. Ich fühle mich so durchaus heiter, daß Nichts in der Welt mich trüben kann. Auf dem Schloßhofe, nahe vor seiner Wohnung begegnete mir Stolberg, aus dem Schloßgarten kommend. Wie haben Sie's in Sicilien gefunden? fragte ich in Beziehung auf den Theokrit, über dessen Hirtennatur ich ihm Aufträge gegeben hatte. Er erwiederte mit feierlichem Gesicht: Ich versteh' Ihre Frage, aber, von der ewigen Seligkeit nicht

zu reden, will ich nur den irdischen Zustand, wie er vor Alters war, und wie er jetzt ist, kurz angeben. Und nun folgte eine unaufhaltsame Belehrung von dem gräßlichen Ehemals und dem erwünschten Jetzt, während welcher ich langsam zurückschlenderte und, ungefragt über den Zweck meines Ganges, von dem Belehrenden bis an die Linden meiner Hausthür begleitet ward.“ Derselbe Berichterstatter meldet in leider sehr galliger und daher schwerlich unparteiischer Stimmung von dem Ausfall eines Zwiegesprächs über den Adel: „Wer, Teufel! rief Stolberg, kann uns nehmen, was unser ist? Wer's Euch gab, sagte ich, die Meinung. Im Weggehn rief er durch die halb offne Thür zurück: Verzeihen Sie mir meinen Schuh, ich verzeih' Ihnen den Barfuß. Den fliehenden Panther sucht' ich heim mit den Distichen:

Edlere nennst Du die Söhne Gewappneter, die in der Vorzeit
Tugend des Doggen vielleicht adelte, oder des Wolfs?
Was Dich erhob vom Adel, die edlere Menschheit, schmäh'n sie
Als unadligen Tand. Nenne sie Adlige, Freund.“

Hausfreunde.

Bevor sich Stolberg für längere Zeit in Eutin niedergelassen, sah sich Voß in seinem dortigen literarischen Verkehr fast ausschließlich auf Heinrich Wilhelm von Gerstenberg beschränkt. Dieser war als Sohn eines dänischen Rittmeisters am 3. Januar 1737 zu Tondern in Schleswig geboren. Nachdem er auf dem Gymnasium zu Altona den Schulunterricht empfangen, ging er 1757 zum Studium der Jurisprudenz nach Jena und gab dort schon als Student „Tändeleien“ und „prosaische Gedichte“ heraus. Als aber Kaiser Peter III. den von seinem Vater an Dänemark abgetretenen Theil von Schleswig durch Waffengewalt wieder zu gewinnen trachtete, und ein russisches Heer be-

reits unter dem Grafen Romanzow 1760 bis Pommern vorgerückt war, trat Gerstenberg in die Dienste seines Vaterlandes, in welchen er 1763 zum Rittmeister erhoben ward. Um jene Zeit veröffentlichte er nach Gleims Vorbild „Kriegslieder eines dänischen Grenadiers." Auch betheiligte er sich als Mitarbeiter an der holsteinischen Wochenschrift: der Hypochondrist. Die Thronumwälzung in Rußland und der Tod Peters III. stellte den Frieden wieder her, und Gerstenberg trat 1766 in den Civilstand zurück, in dem er zwei Jahre später durch Hartwig von Bernstorf das Amt eines Conferenzsecretairs bei der deutschen Kanzlei in Copenhagen erhielt. Dort schrieb er in dem lebhaft angeregten und anregenden Verkehr mit Geistes- und Gesinnungsgenossen außer einer Reihe von kleineren Gedichten, Cantaten und Dramen die „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur", zu welchen Sturz, Funk, Oertling, Schönborn, Klopstock und Resewitz Beiträge lieferten. 1766 erschienen „Gedichte eines Skalden", im glücklich nachgeahmten Tone altnordischer Poesie, und 1768 das bekannteste seiner Werke, die Tragödie Ugolino, die durch shakespearesche Regellosigkeit vielen Anstoß erregte, ihres widerlichen Stoffes wegen von Bodmer durch den „Hungerthurm in Pisa" parodirt, von Andern dagegen hoch geschätzt, von Stolberg sogar den Werken beigezählt wurde, die dem Namen des Verfassers die Unsterblichkeit sichern müßten. 1771 arbeitete Gerstenberg an einem Drama, „das der Waldsjüngling heißen und die Empfindung eines Menschen, der außer sich nichts gesehn, entwickeln" sollte, ein Thema, das vielleicht dem Calderon entlehnt war, und als eine des Dichters Kräfte übersteigende Aufgabe unvollendet blieb.

Nachdem Gerstenberg sich mit einer Engländerin verheirathet hatte, die ihm in langer Ehe sieben Kinder schenkte, zog er 1775 als dänischer Resident und Consul nach der Reichsstadt Lübeck, wo er im Umgange mit Overbeck und dem schönwissenschaftlichen Kreise in Hamburg ein den Musen und heiterem Genuß gewidmetes Leben führte. 1783 lockte ihn die Schönheit

der Gegend und der Wunsch, mit Voß zusammen zu leben, nach Eutin, wo er mehrere Jahre verweilte, auch dort

bewahrend mit immer offenem Auge
Jene goldene Frucht, die Hespers Tochter
Seinem süßen Gesang' zum Lohn verehrte.

Später folgte er einem Rufe als Mitglied der Lotteriedirection in Altona, wo er bis 1812 in öffentlichen Diensten, dann bis zu seinem am 1. November 1823 erfolgten Tode als Privatmann weilte.

So unselbstständig Gerstenberg in seinen eignen Productionen war, und so wenig ihm, außer einem gebildeten Ohr für melodischen Wortfall Dichtertalent einwohnte, so bleibt ihm doch das Verdienst, das Verständniß Shakespeares und das Interesse für nordische Dichtung geweckt und wesentlich gefördert, und dadurch der weichlichen Empfindsamkeit ein neues kräftigendes Element entgegengestellt zu haben. Die Formlosigkeit seines Ugolino gab aber gleichzeitig Anstoß zu der stürmischen Bewegung, welche sich bald im allgemeinen Originalitätsdrange offenbarte. Gerstenberg war ein vielseitig gebildeter, heitrer Weltmann, wohllebend und wohlthätig, und sowohl Claudius wie Voß in trüber Zeit ein liebreich helfender Freund.

Unter Vossens Amtsgenossen stand ihm sein Schwager Christian Rudolph Boie, der jüngere Bruder seiner Gattin, am Nächsten. Dieser war 1788 als Conrector nach Eutin berufen, ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit, ein tüchtiger Lehrer, guter Gesellschafter und „ein goldtreuer Freund", der aber schon 1795 einer langwierigen schmerzlichen Krankheit unterlag.

Der Nachfolger desselben wurde Gabriel Gottfried Bredow, am 14. December 1773 als Sohn armer Eltern zu Berlin geboren. Da er sich als Schüler des dortigen joachimsthaler Gymnasiums früh ausgezeichnet hatte, wurde er unter Mitwirkung Meirottos und andrer Gönner in Wolfs philologisches Seminar zu Halle aufgenommen. Hier erwarb er sich bald solche Anerkennung, daß Spalding auf geschehne Anfrage seinem

Freunde Voß Bredows Berufung auf's Wärmste empfahl. „Mein Mitarbeiter", schreibt Voß am 2. October 1796 an Wolf, „wird Ihr Bredow, und Morgen erwarte ich ihn. Sie theilen meine Freude, einen solchen Gesellschafter zu erhalten. Wie oft wird Ihr Name zwischen uns schweben, wie oft Ihr edler Geist!" und einige Wochen später: „Ihr Bredow ist ein trefflicher Jüngling, fleißig und ernstvoll für edle Zwecke, und gutmüthig. Er ist mein beständiger Abendgenoß." Bredow ging, wie auf Vossens allgemeine pädagogische Grundsätze, so auch auf dessen Ansichten über Metrik und alte Geographie auf's Aufmerksamste ein, und gab unter solcher Mitwirkung sein „Handbuch der alten Geschichte", wie seine Untersuchungen über einzelne Gegenstände der alten Geschichte, Geographie und Chronologie heraus. Später übernahm er das Rectorat für den abgehenden Voß, aber schon 1804 vertauschte er jenes Amt mit einer Professur in Helmstädt, von wo er 1809 einem Rufe nach Frankfurt a. d. O. und 1814 nach Breslau folgte. Eine um jene Zeit nach Paris unternommene Reise hinterließ ein unheilbares Uebel, das ihn schon am 5. September 1814 dem Tode in die Arme führte.

Vossens Geist aber lebte auch nach Bredows Abgang auf der eutiner Schule fort; denn diesem folgte Georg Ludwig König, geboren zu Celle 1766, und als Hofrath und emeritirter Director zu Eutin verstorben am 16. September 1849. Auch dieser war ein Mann, „dem kein Bücherstaub die Augen geblendet hatte, dem seine Gelehrsamkeit nicht eine Last, sondern ein leuchtend Licht, Schmuck, Zier und allzeit fertige Waffe war, der als Lehrer nicht durch Methodik, sondern durch die Macht seiner Persönlichkeit wirkte. Es ging von ihm eine Kraft aus, welche in seiner Gegenwart alles Gemeine und Rohe bannte, und auch entfernt von ihm seine Schüler noch mit ihrer Weihe durchdrang. Er war kein christlich religiöser Mann in strenger Bedeutung, aber die tiefste Ehrfurcht vor allem Hohen und Heiligen durchdrang sein ganzes Wesen, und die strenge Moral eines Kant war leibhaftig in ihm."

Zu den übrigen Umgangsfreunden des voß'schen Hauses gehörte der Hofprediger Georg Heinrich Albrecht Uckert, der, später nach Gotha berufen, dort 1814 verstarb, und dessen Sohn als gothaischer Lehrer und Bibliothekar Vossens Ansichten, besonders in Beziehung auf alte Geographie, durch Unterricht und durch zahlreiche Schriften verbreitete. Auch die Justizräthe Ludwig Benedict Trede, Cabinetssecretair und genauer Vertrauter des Herzogs Peter, und Jacob Hugo Eschen zählte Voß zu seinen Gefreundeten, und den 1777 gebornen Sohn des letztern, Friedrich August Eschen, zu seinen Lieblingsschülern. Dieser hatte sich schon als Jüngling durch Uebersetzungen aus Horaz und aus griechischen Classikern, wie durch Beiträge zum schillerschen Musenalmanach einen vortheilhaft bekannten Namen erworben, als er am 7. August 1800 im Chamounythale durch den Sturz in eine Bergspalte sein hoffnungsreiches Leben einbüßte.

Der nächste Nachbar Vossens war der von diesem, wie von Stolberg, als Freund, als Arzt und als tiefer Denker hochverehrte Leibmedicus und Hofrath Christoph Friedrich Hellwag. Geboren am 6. März 1754 zu Calw in Würtemberg, hatte er die Prinzessin Friederike Amalie bei ihrer Vermählung mit dem Herzog Peter als Leibarzt begleitet, und sich, nachdem er der jungen Fürstin die Augen zugedrückt, durch Anhänglichkeit an den Herzog, so wie durch seine Vermählung mit einer Schwester des Dichters von Halem, in den oldenburgischen Landen so gefesselt gefühlt, daß er seinen bleibenden Wohnsitz in Eutin nahm, wo er erst 1835 ein segensreiches Wirken beendete. Mehrere Aufsätze von ihm im schwäbischen Merkur, seine zahlreichen medicinischen, physiologischen, physikalischen und mathematischen Schriften, darunter eine Abhandlung über den Gebrauch des Storchschnabels, eine Vergleichung der Farben des Regenbogens mit den Tönen der Octave, eine Untersuchung über den vielfachen Regenbogen, und die 1824 erschiene Physik des Belebten und Unbelebten bezeugen die Vielseitigkeit seiner Interessen

und Leistungen, durch welche er mit allen bedeutenden Männern des Landes in innige Verbindung, mit der hochbegabten Gräfin Luise Stolberg in das Verhältniß einer achtungsvollen Freundschaft gelangt war.

Von Hellwags Schwägern war zwar nur der jüngere, Ludwig Wilhelm Christian von Halem, als Cabinetssecretair, später als Bibliothekar bleibend in Eutin wohnhaft, aber auch der ältere gehörte trotz seiner Entfernung eine längere Zeit zu Stolbergs Vertrauten und zu den mit Voß Befreundeten.

Georg Anton von Halem, der Familientradition gemäß aus einer brabantischen, unter Philipp II. geflüchteten Familie stammend, war am 2. März 1752 zu Oldenburg als Sohn des dortigen Syndicus geboren. Schon im zehnten Jahre durfte er seinen Vater auf einer größeren Reise nach Holland, später mehrmals nach Gröningen, Bremen und Hamburg begleiten. In letzterer Stadt sah er als Knabe den Dichter Dreyer, der durch ein handschriftlich verbreitetes Witzblatt viel Aufmerksamkeit, oft auch bedenklichen Anstoß erregte. „Des Herrn Klopstocks Braut", schrieb dieser einmal, ist zwar nicht mit ihm gereiset, allein sie bleibt ihm auch entfernt getreu. Man will mich unterdessen versichern, daß dieser Vicemessias fast an jedem Orte eine Sulamithin haben soll", und ein andermal „Klopstock spreche ich täglich, und muß zur Steuer der Wahrheit sagen, daß sein Umgang, Gottlob! nicht das Geringste von seiner Schreibart an sich hat. Er redet, scherzt und lacht nicht nur, wie ein anderer vernünftiger Mensch, sondern ist auch wahrhaftig ein recht artiger und angenehmer Compagnon."

Halem hatte durch solche früh gewonnene Eindrücke und Erfahrungen, durch gründlichen Unterricht und fleißige Benutzung der väterlichen Bibliothek schon jung eine ungewöhnliche Bildung erlangt und, angeregt durch einen poetisirenden Lehrer, manch gelungenen Vers zu Stande gebracht. So gewann er die Gunst des Grafen Rochus zu Lynar, der als dänischer Statthalter in Oldenburg lebte und der Wissenschaft wie der Kunst

nicht blos Interesse, sondern auch eigne Thätigkeit zuwandte. 1768 bezog Halem die Universität Frankfurt, wo ihn vorzüglich Darjes und Friedrich Samuel Böhmer in den Tempeldienst der Themis einweihten. Im achtzehnten Jahre besuchte er seinen Gönner, den Grafen Lynar, der inzwischen die Herrschaft Lübbenau in der Niederlausitz geerbt, und dort mit seiner Gattin, einer Gräfin Reuß, einen geistig belebten Kreis um sich versammelt hatte. Ueber Dresden und Leipzig ging Halem nach Halle, wo ihn der Geheimerath Klotz im seidnen Schlafrock bei der Morgenchocolade empfing, nicht müde wurde, den jungen Reisenden über die Personalien der preußischen Universitäten auszufragen und bei'm Abschiede demselben in das, nach damaliger Sitte vorgelegte Album die Worte schrieb: vanitas vanitatum! omnia vanitas!

Im weitern Verfolge seiner Reise war Halem zu Straßburg Zeuge des Einzugs der Dauphine und ihrer Uebergabe an den Grafen von Noailles, so wie der bei diesem Anlaß veranstalteten Festlichkeiten, unter welchen der Anblick des bis zur Spitze glänzend erleuchteten Münsterthurms einen überwältigenden Eindruck hervorrief. Nach kurzem Aufenthalte in Wetzlar wandte sich der junge Student nach Copenhagen, um sich dem dortigen, für den Staatsdienst höchst förderlichen Doctorexamen zu unterwerfen. Hier verlebte auch Halem glückliche Tage im Hause des Hofpredigers Cramer, mußte aber neben vielen andern auch die Bekanntschaft einer intriguanten Conferenzräthin machen, welche unter Struensees Ministerium ihren Einfluß auf die Besetzung von Staatsämtern so ungescheut kundgab, daß sie einem am Kartentische gegenübersitzenden General laut zurief: Excellenz, ich höre noch immer nicht, daß mein Empfohlner etwas wird. Kann ich denn nicht einmal mehr einen Lieutenant machen? Dieselbe, welche mit den Gunstbegehrenden hoch zu spielen und die zu ihrem Nachtheil auf den Tisch gekreideten Spielschulden mit den Manschetten zu tilgen pflegte, hatte die Frechheit, den jungen Halem an ein angeblich von seinem Vater

zugesagtes Geschenk zu erinnern, und ihm endlich wirklich zehn Dukaten aus der schwach bestellten Reisekasse abzupressen.

Die Freude, den Doctorhut erlangt zu haben, und die Hoffnung, nun gemeinsam mit dem Vater arbeiten zu können, wurde durch den 1771 erfolgten Tod des Letztern gebrochen. Zwei Jahre später geschah die Verwandlung Oldenburgs aus einer dänischen Provinz in ein selbstständiges Herzogthum, in welchem Halem, kaum zweiundzwanzig Jahr alt, das Amt eines Landgerichtassessors und 1779 das eines Regierungs- und Justizkanzleiraths erwarb. 1781 vermählte er sich nach erlangtem Dispens mit der Halbschwester seiner Mutter, einer Tochter des Justizraths Wardenburg, dem in zweimaliger Ehe dreiundzwanzig Kinder geboren waren. Aber schon im nächsten Jahre wurde Halem durch den Tod seiner Gattin beraubt, nachdem diese ihm ein gesundes Töchterlein geschenkt hatte. Erst nach sechszehnjährigem Wittwerstande fand Halem in der Tochter des Pastors Gramberg zu Oldenbrok seine zweite Frau, die ihm fünf Söhne und vier Töchter gebar.

In beglückter Ehe, in einem geachteten und segensreichen Berufe, und dabei der Wissenschaft und den Musen eifrig zugethan, im Umgange mit geistvollen Freunden und regem brieflichen Verkehr mit Voß, Stolberg, Bürger, von Hennings, von Knigge, Lavater, Kosegarten, Wieland, Reinhold und andern hervorragenden Männern, hatte Halem friedlich schöne Tage durchlebt, als 1811 das Herzogthum durch Machtspruch Napoleons als Arrondissement des Departements der Elb- und Wesermündungen ein integrirender Theil des französischen Kaiserthums wurde. Herzog Peter, durch die Gewalt des Weltherrschers gezwungen, das seit tausend Jahren von Wittekinds Nachkommen regierte Stammland zu verlassen, hatte nach feierlicher Verabschiedung der übrigen Staatsdiener den Vorständen und Mitgliedern der höheren Behörden den Antrag gemacht, in seine persönlichen Dienste zu treten und ihm nach Rußland zu folgen.

Halem aber, der sich nicht entschließen konnte, das deutsche Vaterland zu verlassen, trat, durch die Noth gezwungen, in den französischen Dienst, der ihm nur das untergeordnete und schlecht besoldete Amt eines Raths bei'm kaiserlichen Tribunal zu Oldenburg gewährte. Bei Installation dieses Gerichts sah er sich gezwungen, eine Rede zu halten, in welcher er die aus der Verschmelzung deutschen und römischen Rechtes hervorgegangenen Mängel, und die Ueberschattung derselben durch die „jenseits des Rheins erwachsene und bald zum Baum gewordene" Gesetzgebung berührte. „Er überschattet auch uns", fährt er fort, „wohl uns, daß es geschah, nachdem er in den Stürmen der Erfahrung tiefer wurzelte und nun in herrlicher Krone uns winkt. Mit Zuversicht begeben wir uns in diesen Schatten, den Napoleon des Großen Hand über uns breitete. Durch Nichts wurden, nach der Weiseren Urtheil, die Römer dem menschlichen Geschlechte so wohlthätig, als durch ihre Gesetzgebung. In der Wissenschaft des Rechts waren sie Erfinder. Ein gleicher Preis der Nachwelt harret auch der Franzosen; und der Name Napoleons, der auf jeder Höhe glänzt, wird auch am Firmamente des Rechts ewig als ein Polarstern strahlen. Mit Vertrauen folgen wir seinem leitenden Lichte." Dann spricht er mit den Worten eines neuern Gesetzgebers: „Ceux, qui sont le plus directement froissés, cèdent avec dévouement à l'intérêt général. Entrainé par ce noble sentiment, chacun fait abnégation de soi même, et ne balance pas, quelle que soit sa position personelle, à remplir un honorable devoir."

Im Jahre 1812 wurde Halem als Rath an die cour impériale in Hamburg versetzt, wo er bis zum November 1813 alle Drangsale der Belagerung theilen und nach Auflösung der französischen Regierung als Flüchtling in Eutin erscheinen mußte. Hier war der in sein Land zurückgekehrte Herzog hochherzig genug, ihm eine Anstellung als Regierungsrath zu gewähren. So lebte Halem nach den Stürmen der letzten Jahre im ungetrübten Frieden zu Eutin, bis ihm 1815 auch die zweite Gattin

entrissen ward, für welche er schon ein Jahr darauf in der Schwester der Verstorbenen Ersatz fand. Während dieser dritten Ehe schrieb er noch im neunundsechzigsten Jahre voll Dankbarkeit: „Ich fühle mich jetzt so wohl, wie ich beinahe in meinem ganzen Leben nicht war.“ Am 4. Januar 1819 beschritt er noch nachmittags die hohe Treppe zu der im eutiner Schlosse aufgestellten Bibliothek, und brachte den Abend in heitrer Gesellschaft zu, als plötzliche Brustbeklemmung ihn nach Hause eilen hieß, und er anderthalb Stunden später mit den Worten: Es ist vorbei! seinem Schwager, Freunde und Arzte Hellwag sterbend in die Arme sank.

Halems Geschäftsthätigkeit zeichnete sich durch Humanität und Gerechtigkeit, durch Raschheit und Ordnung aus. Mit großer Vorliebe verfolgte er die schriftstellerische Laufbahn, die er 1776 mit Uebersetzungen aus Ossian begann, und die ihn 1780 durch Widmung des Gedichtes Teudelinde an Stolberg mit diesem in nähere Verbindung brachte. Außer Uebersetzungen und kleineren Gedichten lieferte er größere Schauspiele, Reisebeschreibungen, Biographieen und andere historische Schriften, sowie Beiträge zu fast allen gelesenen Journalen des nördlichen Deutschlands. Auch gehörte er zu den Gründern und Herausgebern der von 1787 bis 1797 in Oldenburg erscheinenden „Blätter vermischten Inhalts.“ Voß, mit welchem Halem durch lyrische Beiträge zum Musenalmanach früh bekannt geworden, blieb ihm stets in freundlicher Gesinnung zugethan. Dagegen entfernte sich Stolberg, der mit ihm besonders während seines Aufenthalts zu Neuenburg im vertrautesten Verkehr gestanden, von diesem Freunde, nachdem der als Illuminat, als adliger Demokrat und als Katholikenfeind verfolgte Knigge an Halem einen Vertheidiger gefunden hatte.

Auch der talentvolle Landschaftsmaler Strack aus Hessen, der bereits zu Anfang der neunziger Jahre nach Eutin berufen ward, und Johann Heinrich Wilhelm Tischbein, der nach manchem Schicksalswechsel, 1800 dort ein bleibendes Asyl fand, ge-

hörten zu den mit Stolberg wie mit Voß verbundenen Umgangsgenossen.

Beide aber waren mit gleicher warmer Verehrung dem edlen Grafen Holmer zugethan. Friedrich Levin von Holmer entstammte einer altadligen Familie, die ehemals in den Dithmarschen begütert gewesen. Sein Vater, Magnus Friedrich, war herzoglich holstein-gottorpscher Geheimerath, Präsident der Landescollegien zu Kiel, Erbherr auf Tangstedt und mit Karoline Friederike von der Wich vermählt. Der einzige Sohn derselben, geboren in Kiel am 13. September 1741, erhielt nach absolvirten Studien im zwanzigsten Jahre die großfürstlich russische und herzoglich holsteinische Kammerherrenwürde, trat 1763 in die Justizkanzlei zu Kiel, wurde bald darauf zum Legationsrath, und 1771 zum Conferenzrath ernannt. Nach der Cession des gottorpschen Antheils von Holstein an die dänische Krone trat Holmer 1774 an die Spitze des oldenburg-eutinischen Staatsdienstes, und wurde bei der Belehnung des Herzogs Friedrich August 1777 von Kaiser Joseph II. für sich und seine Nachkommen in den Reichsgrafenstand erhoben. Zwei Jahre darauf vermählte er sich mit Sophie Henriette Elisabeth, Freiin von der Lühe, die ihm am 25. November 1781 einen Sohn gebar.

Am 10. Mai 1806 starb Holmer als Geheimerath und dirigirender Minister, geschmückt mit dem weißen Adler-, dem St. Stanislaus- und dem St. Annenorden, in Eutin, welches, während die übrigen Lande des Herzogs unter französischem Drucke schmachteten, vielleicht aus Unkenntniß des Feindes über die dort waltenden Hoheitsrechte, unbesetzt geblieben war. Alle Zeitgenossen rühmen Holmer als einen Mann von hochherziger und redlich wohlwollender Gesinnung, sowie von einem freien, weitblickenden Geiste. Herzog Peter, der, um die „kraft- und würdevolle Thätigkeit" desselben zu ehren, seinem Minister einen Denkstein errichten ließ, trug Halem auf, die Grabschrift für diesen zu entwerfen, „aber deutsch, damit sie die Dankbarkeit und das Mitgefühl der Vorübergehenden erregen könne." Halems Vorschläge fanden jedoch

keine Billigung', und an ihrer Stelle bezeichnen das Grab des trefflichen Mannes die wahrscheinlich von Voß stammenden Worte:

Bieder war er, gerecht, und mit Wahrem einet' er Schönes,
Alles, was Menschen betraf, fühlte sein menschliches Herz.

Nicolovius.

Von allen Umgangsfreunden, die in Eutin mit Stolberg und Voß verkehrten, wurde Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, welcher Beiden nahe stand und sich von Beiden angezogen fühlte, durch die allmähliche Entfremdung derselben am Schmerzlichsten berührt.

Derselbe war, als Sohn des Kriegs- und Domainenraths Ludwig Nicolovius, am 13. Januar 1767 zu Königsberg geboren. Schon im elften Lebensjahre hatte er nebst zwei Brüdern und zwei Schwestern das harte Schicksal, kurz nach einander beide Eltern zu verlieren. Unter treuer verwandtschaftlicher Pflege und gewissenhafter vormundschaftlicher Aufsicht wurde der Knabe dem Gymnasium seiner Vaterstadt zum Unterrichte übergeben, den er so wohl benutzte, daß er schon am 28. September 1782 als ein tüchtig Vorbereiteter die dortige Universität beziehen konnte. Nachdem Nicolovius zwei Jahre unter Kant und Kraus der allgemeinen wissenschaftlichen Vorbildung gewidmet, begann er das Studium der Theologie. In jener Zeit von heißer Verehrung für Johann Georg Hamann erfüllt, obwohl ihm von dessen Schriften nur die „Wolken" bekannt, und auch diese nur halb verständlich waren, entschloß er sich, geraden Weges dessen nähere Bekanntschaft zu suchen. Bald wurde Nicolovius mit diesem, wie mit dessen Sohne innigst vertraut. Die Jünglinge lasen gemeinsam Pope, Milton und Shakespeare, Aeschines, Homer und Theokrit und förderten sich gegenseitig im Wissen und Können, Hamann aber schrieb an Jacobi: „Ich kann Ihnen

nicht sagen, was der erste Besuch dieses jungen Mannes für einen ungemeinen Eindruck auf mich gemacht, aber noch weit mehr alle die Kleinigkeiten, welche ich meinem Sohne bisweilen aushole über den ganz außerordentlich originellen Character jener drei Brüder, von denen Jeder seinen eigenen Gang geht, bei der größten Harmonie."

Nach rühmlich bestandener Candidatenprüfung schiffte Nicolovius im Frühling 1789 von Pillau nach England, dem Lande längst gehegter Sehnsucht. In London wurde er mit dem dänischen Legationssecretair Schönborn bekannt, der ihn mit freiem Geiste in einen umfassenden philosophischen Ideenkreis einweihte, und, durch ein warmes Herz, wie durch den reichsten Schatz des Wissens gleich ausgezeichnet, bleibenden Eindruck in der dankbaren Seele des Jünglings hinterließ. Dieser erfreute sich gleichzeitig genauen Umgangs mit dem damals noch in London weilenden Grafen Gustav von Schlaberndorf, der später in Paris über dreißig Jahre hindurch das wunderbare Einsiedlerleben führte, dort die 1804 in Deutschland erschienene, freimüthige Schrift „Napoleon Buonaparte und das französische Volk" schrieb, und, von den Führern der verschiedensten Parteien, von regierenden Staatsmännern und Gesandten um Rath befragt, einen wesentlichen Einfluß auf die öffentlichen Begebenheiten ausübte.

Im Herbste kehrte Nicolovius nach Deutschland zurück, zunächst von Düsseldorf angezogen, da er bereits vor Hamanns am 21. Juni 1788 zu Münster erfolgtem Tode mit dessen Freunde Jacobi in freundschaftliche Beziehung getreten war. Von Jacobis Herzlichkeit und liebenswürdigem Takte hingerissen, schreibt Nicolovius bald nach dem Abschiede von Pempelfort an jenen: Il a l'air froid et le coeur chaud, sagt Rousseau von einem seiner Freunde. Dies paßt auch auf mich, und wohl mir, wenn die reine und unauslöschliche Flamme in mir nicht verkannt wird. Ich hoffe künftig mit ruhigerer und freierer Seele zu Ihnen kommen zu können, als das erste Mal, und Liebe soll mich stärken, wenn Achtung mich niederdrücken will."

Dann besuchte Nicolovius Münster und das Grab Hamanns, in Gedanken „an all den Segen, der ihm durch den Verstorbenen zu Theil geworden.“ „Alle Freuden meiner edleren Existenz,“ schreibt er an Jacobi, „schließen sich an die Bekanntschaft mit ihm, zu der ich getrieben wurde ich weiß nicht, wie. Durch ihn habe ich Sie und durch Sie alle Bessern, die ich kenne, alle schönsten Freuden meines Lebens.“

Ueber Osnabrück und Braunschweig nach Berlin gekommen, schreibt er am 26. December: „Ich brenne jetzt vor Verlangen, Stolberg zu sehn. Wie schlägt mir das Herz, wenn ich mir den edlen Geist seiner Schriften und manchen Zug zurückrufe, der mir sonst von ihm bekannt geworden,“ und am Tage darauf, nachdem die gewünschte Bekanntschaft gemacht worden: „Stolberg ist der Zweite, den ich je kennen gelernt habe, in dem ein höheres Leben wirkt, als alle Philosophie zu geben vermag. Auf der Stirn trägt dieser θεῖος ἀνήρ jene apokalyptische Anrede: ich weiß, daß Du die Bösen nicht tragen kannst.“

Eine solche Stimmung gewann ihn schnell für Stolbergs Antrag, in dessen Haus zu ziehen. Winkte ihm dort doch eine Lebensaufgabe, in welcher er das Wort Ciceros zu erfüllen hoffte: in tota vita constituenda multo est cura major adhibenda, ut constare in vitae perpetuitate possimus nobismet ipsis, nec in ullo officio claudicare. Vor Beginn des neuen Verhältnisses besuchte Nicolovius im Februar 1790 Schlesien, wo er besonders den Philosophen Christian Garve und Samuel Gottlieb Bürde, den geistlichen Liederdichter, achten lernte, sodann Dresden, dessen Kunstschätze ihn lange fesselten, und endlich Königsberg, wo er in uneigennütziger Weise Verfügungen zu Gunsten näherer und entfernterer Verwandten traf. Zugleich benutzte er den dortigen Aufenthalt zur Durchsicht und Ordnung von Hamanns hinterlassenen Papieren, von welchen ein größerer Theil an Jacobi gesandt und mit den Worten begleitet wurde: „Wie lange werden Sie uns noch Ihren „„Character Hamanns““ vorenthalten? Zeigen Sie doch bald frei der Welt, daß

der Unvergeßliche auch noch in Ihrem Herzen lebe und mehr als Einer, den Sie gekannt, in die Wolke jener Zeugen gehöre, deren die Welt nicht werth war. Sie sind fähig und werth, der Menschheit dies Denkmal zu errichten und zu zeigen, welches Lebens voll Kraft und Geist sie fähig sei. Möchte recht bald Ihr Herz Sie treiben, Hand ans Werk zu legen, und wenigstens uns, die wir ihn kannten, eins zu schenken, das uns theuer und lieb sein kann, wie der Mann, den es uns darstellt. Sein Denkmal, von Ihrer Hand errichtet, ist einer meiner angelegentlichsten Wünsche."

Im Januar 1791 begab sich Nicolovius nach Holstein, wo er bei seinem Eintritte unter die Bewohner von Tremsbüttel und Emkendorf ahndete, daß der Geist der Ruhe über ihn kommen werde. „Insbesondere labte er sich an dem milden Sonnenschein des Herzens, der das Wesen der edlen, unerschöpflich liebevollen Gräfin Julie Reventlow durchstrahlte. Sie war die Krone jenes Kreises, und, wenn gleich fortwährend leidend, behielt sie demungeachtet eine Heiterkeit und Lebhaftigkeit der Seele, welche ihr immer neue herzliche Huldigungen erwarb." In Bezug auf den jetzt beginnenden näheren Verkehr mit Stolberg spricht sich Nicolovius dahin aus: „Es wird mir fast täglich einleuchtender, daß es eitler Plunderkram sei mit aller philosophischen Moral. Wenn es hoch kommt, kann sie das edle Gewächs der Menschheit beschnitzeln, daß es nicht kraftlose Schößlinge treibe, und daß es thräne wie der Weinstock. Aber das volle Leben und Gedeihen kommt anderswo her. Der Geist hoher Freiheit weht nicht, wo jene Moral herrscht, und ihre wenigen Zöglinge stehn da, und müssen da stehn wie Eunuchen neben Männern voll Kraft."

Anderthalb Jahre wurden dann der Reise durch Italien gewidmet, in Rückblick auf welche Nicolovius ausruft: „Die letzten Monate in jenem Zauberlande, die wir in süßester Ruhe genossen haben, sind mir eine lebendige Quelle des Entzückens geworden. So viele tausend Ideen haben Leben gewonnen, die

wir Alle von Jugend auf als Unterricht in die Seele aufgenommen, und die in jenen schöneren Ländern, in jenen feiner empfindenden Völkern geschaffen wurden. Soll ich denn nicht jenes Land und Volk von ganzer Seele lieben, mich seiner von ganzem Herzen freun? Freude und Liebe gebiert doch das Gute, zwar ohne Wehen, aber zahllos und nicht alternd. Sollte ich mich denn selbst verstümmeln, um nur schulgerecht zu werden und geschickt, mein Glück zu machen? Ist's nicht Glück, daß unvertilgbare Freude und Liebe mir in der Seele quillt, die, so oft ich oder Andre sie mir auch trüben mögen, mir dennoch immer wieder das Bild des heitern Himmels bringen."

Bald nach Absendung dieser Zeilen erkrankte Nicolovius heftig. Unter der theilnehmenden Fürsorge Stolbergs und der Seinen erholte er sich jedoch bald so weit, daß er abermals nach Emkendorf gehn, dort für seinen Körper völlige Genesung, und seine Seele jener Zauberwelt immer verwandter finden konnte. Dagegen war das getrübte Verhältniß zwischen Stolberg und Voß für Jenen, der Beiden mit Liebe und Vertrauen zugethan war, ein höchst peinliches. „Stolberg und Voß," so meldet er am 24. März 1793, „so sehr sie Freunde waren, dulden sich jetzt nur, und auch das kaum. So ist's wirklich, so wenig sie es sich gegenseitig auch gestehn. Da Beide mich nun für ehrlich halten und mit Zutrauen zu mir sprechen, so komme ich darüber in eine Klemme, in der kein ehrlicher Mann bleiben mag. Stolberg ist voll Eifer für das Christenthum, voll Liebe für den Adel, voll Verachtung gegen alle Weisheit, die vor und außer dem Christenthum gefunden wird. Voß aber haßt den Adel, und mag nur an griechischen Quellen seinen Durst löschen. Du kannst denken, wie jede Unterhaltung bei so verschiedener Denkungsart behutsam, schonend, oder voll Streit und Bitterkeit werden muß. Du wirst auch wissen, daß solche Unterhaltungen das Drückendste und Unerträglichste auf der Welt sind. Mir macht dies Alles manche tief traurige Stunde. Nebenbei thut es mir auch leid, daß ich Voß weniger sehe, als ich sonst

möchte. Denn ich schätze seinen tiefen, bis in's Innerste durchdringenden Blick. Bisweilen lerne ich von ihm über Autoren, die ich zu kennen glaubte, so viel in wenigen Augenblicken, daß ich mich herzlich des neuen Lichtes freue."

Im Herbste 1793 wurde das Verhältniß, welches Nicolovius an das stolbergsche Haus gebunden hatte, in freundlichster Weise gelöst. Er ging darauf nach Pempelfort, als dessen Gäste er neben dem Dichter Jacobi, dem Bruder des Hausherrn, auch Goethes Schwager Schlosser und des Letztern Tochter erster Ehe, Louise, antraf. Bald erwachte zwischen dieser und dem jungen Reisenden die innigste Herzensneigung, an deren öffentlicher Erklärung sich Nicolovius nur durch seine noch unentwickelte äußere Stellung verhindert sah. Mit einem Herzen voll reiner Liebe kehrte er nach Holstein, und von dort über Travemünde nach Königsberg zurück. Hier begrüßten ihn Geschwister, Großtante und Hamanns Kinder auf's Zärtlichste. Auch Kant und Kraus erwiesen sich in früherem herzlichen Wohlwollen, und waren eifrig bemüht, für den jungen Freund eine Professur oder ein geistliches Amt zu erlangen. Nachdem Nicolovius aber Schlossers Einwilligung zur Vermählung mit dessen Tochter erlangt, und gleichzeitig erfahren hatte, daß Letzterer das Kriegsgetümmel in den Rheinlanden mit der Ruhe Holsteins zu vertauschen beabsichtige, nahm er dankbar die Stelle eines eutinschen Kammersekretärs an, die ihm durch Stolbergs Verwendung erwirkt war.

Um diese Zeit empfing die glückliche Braut von ihrer Großmutter, der dreiundsechzigjährigen Frau Rath, folgenden, am 21. März 1794 geschriebenen Brief: „Liebe Louise! Siehst Du nun, wie Gott gute Kinder schon hier belohnt? Ist Deine Heirath nicht beinah ein Wunderwerk? Und daß sich Alles so schicken muß, daß Deine lieben Eltern und Geschwister nun mit Dir gehen, das würde doch nicht so leicht gegangen sein, wäre kein Krieg in's Land gekommen. Merke Dir das auf Dein ganzes Leben. Der Gott, der

dem Abraham aus Steinen Kinder erwecken kann, kann auch Alles, was wir mit unseren blöden Augen für Unglück ansehen, zu unserm Besten wenden. Nun, liebe Louise, Du Einzige, die mir von einer theuren und ewig geliebten Tochter übrig geblieben ist, Gott segne Dich! Sei die treue Gefährtin Deines zukünftigen braven Mannes, mache ihm das Leben so froh und glücklich, als nur in Deinem Vermögen steht, sei eine gute Gattin und deutsche Hausfrau, so wird Deine innere Stütze, den Frieden Deiner Seele Nichts stören können. Behalte auch in der weitern Entfernung Deine Großmutter lieb. Mein Segen begleitet Dich, wo Du bist."

Im Sommer traf Nicolovius in Eutin ein, und im Herbste begab er sich nach Pempelfort, wo er Braut und Schwiegervater zu umarmen hoffte, statt jener ersehnten Begegnung aber den Zusammenstoß zwischen Franzosen und Oestreichern, und die Einnahme Düsseldorfs durch die Erstern erleben mußte. Im nächsten Winter fesselte ihn sein neues Amt in Eutin, während die schlossersche Familie in Anspach verweilte. Im Mai 1795 eilte auch Nicolovius dahin, um am 5. Juni, dem Geburtstage seiner ehrwürdigen Großmutter, Louise als Gattin zu umarmen und von dort in das, jetzt auch für ihn heimische Eutin zu führen.

Der holsteinische Adel.

Zu den Verkehrskreisen, mit denen sich Stolberg durch Bildung und Lebensgewohnheit, durch gemeinsame Standesinteressen und gleiche gesellschaftliche Stellung zunächst verbunden fühlte, und mit welchen ein häufigeres Begegnen schon räumlich begünstigt war, gehörte der benachbarte holsteinische Adel. Ein warmer und freisinniger Antheil an den Bewegungen des Staatslebens, gründliche Sachkenntniß, wissenschaftliche Geistespflege und ein geläuterter Kunstgeschmack zeichneten diesen schon lange vor den Rittergeschlechtern anderer Länder vortheilhaft aus.

Selbst die Aufhebung der Leibeigenschaft, zu welcher der ältere Stolberg im achtzehnten Jahrhundert den ersten, für den ganzen dänischen Staat fruchtbringenden Anstoß gab, war bereits 1688 von dem Grafen Christoph Ranzau zu Schmoel, Hohenfelde und Oevelgönne versucht worden, nachdem er „den elenden Zustand der ewigen Leibeigenschaft mit großem Mitleiden bei sich erwogen, und es der Natur und der Vernunft zuwider gefunden hatte, daß Christen eine solche Gewalt über ihre Nebenchristen, Brüder und Schwestern ausübten.“ Zwar führten seine Nachkommen das Hörigkeitsverhältniß wieder ein; auch zeigte der Graf selbst, der als eifriger Hexenverfolger noch mit seiner „durchlauchtigen Gemahlin“ persönlich zu Gericht saß, und bei der Wasserprobe die verurtheilenden Worte: „sie schwamm wie eine Gans“ mehrmals aussprach, daß Licht und Finsterniß noch in hartnäckigem Kampfe rangen. Dennoch bezeugen die Bestrebungen Ranzaus und anderer Edlen Holsteins, daß das Licht einer in Frankreich aufgegangenen goldenen Literatur seine aufklärenden Strahlen schon damals bis in jene fernen Kreise hinübersandte.

Um 1751, zur Zeit König Friedrichs V., gelangte durch den Minister Hartwig von Bernstorf deutsches Element und deutsche Bildung an die Spitze der dänischen Regierung. Dieser verschaffte Klopstock Muße zur Vollendung seines Messias, er zog den, von Haller empfohlenen Botaniker Oeder, den Hofprediger Cramer, Johann Elias Schlegel, sowie den geistreichen Staatsmann und Schriftsteller Helfrich Peter Sturz nach Copenhagen, und gewährte dem Dichter Johann Jacob Dusch, dem von der großen Reise in den Orient zurückgekehrten Niebuhr und andern namhaften deutschen Gelehrten reiche Unterstützung. Auch der leutselige und gründlich unterrichtete König Christian VII. wandte, so lange seine Geisteskraft ungestört blieb, der deutschen Wissenschaft, selbst in Zeiten äußerer Staatsbedrängniß und finanzieller Noth, lebhaftes Interesse und freigebige Förderung zu. Unter seiner Regierung wurde am 14. September 1770 die Preßfreiheit

nach Dänemark verpflanzt. „Er ist also gewurzelt", schreibt Schlözer bald darauf, „dieser Baum des Lebens, in Dänemark gewurzelt, unter dem Königsgesetze gewurzelt, zu einem völlig so starken Wachsthume, zu einer reichlich so schönen Blüthe gediehen, als in jener stolzen und glücklichen Insel, die sich sonst rühmte, die einzige Pflegerin der Freiheit zu sein."

Mit gleich gerechter Liebe wurden die beiden Universitäten des Landes sowohl von Christian, wie von seinem Sohn und Mitregenten gepflegt, und, wenn es oft die Kräfte des Staates überstieg, hervorragende Lehrer dauernd an dieselbe zu fesseln, so war man doch stets bedacht, die eingetretenen Lücken in ersatzversprechender Weise auszufüllen. Die Städte Kopenhagen und Kiel, beide anmuthig gelegen, jene als Haupt- und Residenzstadt, diese durch öftere Anwesenheit fürstlicher Herrschaften, zugleich ein Tummelplatz heitern Gesellschaftslebens, lockten die adelige Jugend Holsteins zu längerem Besuche und boten im Verkehre mit dem hochgebildeten Fürstenhause, mit ausgezeichneten Staatsmännern, gelehrten Professoren und geistesfrisch strebsamen Jünglingen nicht allein höfische Freuden, Welterfahrung und schwärmende Burschenlust, sondern auch gründliche wissenschaftliche Belehrung. Ueberdieß reizte die nach Beendigung des siebenjährigen Krieges dauernde Ruhe jeden Bemittelten und Lernbegierigen zu größeren Reisen, sei es nach den Centralpunkten deutschen Geisteslebens, sei es nach den genußbietenden Hauptstädten diesseits und jenseits des Rheins, zu dem, durch die Blasirtheit späterer Touristen noch nicht entweihten Boden der Schweiz, oder zu den Natur- und Kunstwundern Italiens.

Auf solchem Wege erlangte der begüterte Adel Holsteins einen Grad der Bildung, der bald zum Bedürfniß der höhern Gesellschaft und für den Zulaß in dieselbe eine so nothwendige Vor- und Hauptbedingung wurde, daß dort, wie in wenig andern Ländern, das Vorurtheil der Standesunterschiede durch das anerkannte Recht geistiger Ebenbürtigkeit gemildert wurde. Entschiedener und bewußter, als anderswo, wurde es hier aner-

kannt, daß der Adel bei dem jähen Aufgang einer neuen Zeit seine bevorzugte Stellung nur dann bewahren werde, wenn jedes seiner Mitglieder beflissen wäre, im Kennen und Können, im Wissen, Wollen und Wirken den Zeitgenossen voranzugehen, wenn jeder Standesgenosse in der mittelalterigen Devise: Noblesse oblige die Aufforderung erkenne, den höchsten Interessen der Menschheit zu dienen.

Auffallend groß ist die Anzahl der Schriftsteller, welche gegen das Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts unter dem holsteinischen Adel auftraten. So gab Graf Adam Gottlob Detlev von Moltke mehrere poetische und politische Schriften heraus, und auch sein Sohn, Friedrich Ludwig, machte sich durch ein politisches Werk bekannt. Graf von Ahlefeldt schrieb: Mischmasch und Grillen für das Herzogthum Schleswig-Holstein, Graf von Dernath: freie Gedanken über den Kornhandel, und Gedanken über die oldesloer Saline. Wolf Karl Heinrich Friedrich Graf von Baudissin veröffentlichte, außer einer Schrift über die Bestimmung des Adels, eine Uebersetzung von Shakespeares Heinrich VIII., Kai Friedrich von Brockdorf unter verschiedenen Schriften: freie Gedanken des niedersächsischen Edelmannes, „nicht Aristokrat." Mehrere andere Glieder des brockdorffschen Hauses traten als juristische Schriftsteller auf. Andreas Baron von Lilienkron gab Biographisches, und Ludwig von Lilienkron zur Wirthschaftslehre Gehöriges heraus. Von Christian Detlev Friedrich, Grafen zu Reventlow, geheimem Rath und Staatsminister, erschienen cameralistische Bedenken. Auch Friedrich Adolf von Holstein schrieb Cameralistisches, und Friedrich, Reichsgraf von Hahn über Astronomie. Ebenso veröffentlichten die Grafen Andreas Konrad Peter und Christian Detlev Karl zu Ranzau, sowie Jens Peter von Neergaard mehrere Schriften, Josias von Qualen schrieb das wiederholt aufgelegte „Schreiben eines holsteinischen Gutsherrn, darin die Abschaffung der Hofdienste auf seinem Gute und die Folgen derselben nach zwanzigjähriger Erfahrung beschrieben werden." Der von Maria The-

resia geadelte Gottlob Benedict von Schirach wurde Redakteur des, seiner Zeit viel angefeindeten, aber dennoch höchst verdienstlichen „politischen Journals", und sein Gegner, August Adolf Friedrich von Hennings, Herausgeber des „Genius der Zeit". Selbst die weiblichen Glieder des Adels verschmähten es nicht, vor die Oeffentlichkeit zu treten. So schrieb Frau von Ahlefeldt, geborne von Seebach, eine große Anzahl von Romanen. Die Gräfin Baudissin, geborne Schimmelmann, und ihre Schwester, Gräfin Reventlow waren Schriftstellerinnen, und Letztere ließ unter dem Namen „Juliane" im Musenalmanach für 1777 Gedichte abdrucken, deren Mittheilung sie sogar mit dem adelsfeindlichen Voß in Verbindung brachte.

Die Letztere und ihr Gatte, Friedrich Graf von Reventlow, waren Diejenigen, bei welchen Stolberg nach ernster Beschäftigung vorzugsweise Erheiterung, im Leide Trost und Ermuthigung zu finden gewohnt war. Graf Reventlow hatte, nachdem er in den dänischen Staatsdienst getreten war, längere Zeit als Gesandter am englischen Hofe gelebt. Im Jahre 1800 wurde ihm als Curator die Leitung der, seit dem Tode des Kanzlers Cramer zwölf Jahre hindurch verwaisten Universität Kiel anvertraut, aber schon 1808 nahm er in Folge des Widerstandes, den die von ihm berufenen orthodoxen Geistlichen, Kleucker und Hermes, fanden, seine Entlassung, worauf er später als Gesandter nach Berlin ging und dort 1817 starb. Voß bezeichnet denselben als einen Mann von üppigem Witz, geschliffener Weltklugheit und starrem Festhalten an den Vorrechten der Geburt, während andere Zeitgenossen seine Geistesschärfe und Kenntniß, sein leutseliges Wesen und seinen rechtlichen Charakter rühmen. Ebenso abweichend ist das Urtheil, welches Voß über die Gräfin Friederike Juliane fällt. Er schildert sie als eine Frau „von empfänglichem Geiste und bis zur Kränklichkeit zartem Gefühl, streng haltend an dem ererbten Katechismus, und daher die fromme, auch wohl „„der Engel Julia"" genannt. Reich, fromm und kinderlos sorgte sie für ihre Gutsangehörigen, das heißt Leibeigenen, durch leiblichen

Trost und durch den geistlichen eines selbstgeschriebenen Lehrbüchleins." Andere Stimmen preisen „ihre geistvolle Lebendigkeit, den anspruchlosen, demüthig gläubigen Christensinn, den milden Glanz ihrer schönen Seele und die freudig standhafte Ergebung in körperliches Leid."

Sie war eine Tochter des Grafen Heinrich Karl von Schimmelmann, der, 1724 als Sohn eines Kaufmanns zu Demmin in Pommern geboren, sich dem Handelsstande widmete, beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges mit dem Grafen Bolza die Acciseeinkünfte in Sachsen pachtete, Kornlieferungen für die Preußen übernahm, den ganzen Vorrath der meißener Porzellanfabrik kaufte und, als Millionär nach Hamburg ziehend, die Güter Wandsbeck und Ahrensburg erwarb. 1761 trat er als Gesandter bei'm niedersächsischen Kreise in dänische Dienste, ward bald darauf zum Freiherrn von Lindenborg und zum geheimen Rath ernannt, nach Struensees Fall Finanzminister und 1779 in den Grafenstand erhoben, in welchem er drei Jahre darauf starb.

Gräfin Julia verkehrte, trotz ihrer Kränklichkeit, persönlich und brieflich nach den verschiedensten Richtungen hin mit einer fast krankhaften Lebhaftigkeit, da sie bei dem eigenthümlichen Thätigkeitstrieb der Kinderlosen beeifert war, ihre Denk- und Empfindungsweise auf Freunde und Angehörige zu vererben. Daß sie als streng orthodoxe Protestantin sich mit der Fürstin Gallizin, mit Lavater, Jacobi, Claudius und Stolberg in gleich ungestörtem Verständniß erhalten konnte, und selbst der Confessionswechsel des Letztern von ihr nicht verdammt, vielmehr auf's Schonendste beurtheilt wurde, beweist, wie sehr sich die Genannten, wenn auch nicht in dem Glauben, den sie bekannten, doch im Widerspruch gegen den verwandt fühlten, den sie gemeinschaftlich als unchristlich verwarfen. Sie alle standen mehr oder minder bewußt auf dem Boden, von welchem ein protestantischer Theologe, der Kanzler August Hermann Niemeyer, sagt: „ein unbedingter Glaube an symbolische Bücher und kirchliche Lehrbestimmungen ist schon halber Katholicismus, und hätten sich die

Reformatoren davon nicht losgemacht, wir hätten noch keine gegen Glaubenszwang protestirende evangelische Kirche."

Eine längere Zeit der Befreiung von amtlichen Geschäften machte es dem Grafen Reventlow möglich, mit seiner Gemahlin und einer Pflegetochter, Comtesse Ina Holk, sowohl im eigenen Kunstinteresse, als zum Heilversuch für die leidende Gräfin, im Herbste 1795 eine Reise nach Italien anzutreten, auf welcher ihn ein junger Schwabe, Christian Heinrich Pfaff, der später berühmte kieler Professor der Chemie, als Arzt begleitete. In Aschaffenburg wurde der kurmainzische Leibmedicus Hoffmann consultirt, der wegen seiner Unfehlbarkeit und wegen seines doktrinairen Dogmatismus bei den Katholiken höchsten Ansehens genoß, und der leidenden Gräfin von der Fürstin Gallizin als sicherer Nothhelfer empfohlen war. Sein bizarres Wesen und seine äußere Erscheinung, namentlich der ungewöhnlich große Kopf machten aber einen um so unerfreulicheren Eindruck, als weder die Kranke, noch ihr gleichfalls leidender Gatte durch des Heilkünstlers Mittel irgend welche wohlthätige Folge verspürte. Auch ein andrer Arzt, der berühmte Naturforscher Felice Fontana zu Florenz, konnte trotz zarter Theilnahme für die Leidende, seiner offen bekannten revolutionären Gesinnung wegen, wie seiner materialistischen Richtung nach, ihr Vertrauen nicht erwerben, und als derselbe gar von Schildkröten erzählte, die er nach ausgenommenem Gehirn noch monatelang am Leben erhalten und gefüttert habe, da wurde die Nervenschwache so erschüttert, daß sie einer Ohnmacht nahe war. Characteristisch für die Gräfin war auch, daß sie einst, da Pfaff seinen Landsmann Schiller als Lieblingsdichter pries, antwortete, daß dieser „allerdings die Menschheit wie eine schöne Blume in der Hand trage, für die aber das Gefäß mit der nährenden Erde, das Christenthum, fehle." In Rom trafen die Reisenden mit ihrem Landsmanne, dem gelehrten Antiquar Georg Zoëga zusammen, der, am 20. December 1755 in einem Dorfe des Stiftes Ripen in Jütland geboren, seit 1780 in Rom lebte und dort Bibliothekar des Kardinals Borgia ge-

worden war. Reventlow machte demselben Hoffnung zu einer Anstellung im Vaterlande und veranlaßte später dessen Berufung als Bibliothekar und Professor der Alterthumswissenschaft nach Kiel, aber Zoëgas frühzeitiger Tod im Jahre 1808 zerstörte die wohlgemeinte Absicht. Von dem Todten schrieb Hofrath Hirt: „Sein Verlust für die Wissenschaften ist unersetzlich. Durch seinen frühen Tod ist ein Schatz von Resultaten, die das Humanste geschichtlicher Forschungen betrafen, zu Grunde gegangen. Das Wichtigste, was er mit zwanzig Jahren längeren Lebens geleistet hätte, wird für die Nachwelt Hieroglyphe bleiben."

In Rom trat die Comtesse Holk öffentlich zur katholischen Kirche über, und wurde bei diesem Anlaß von dem heiligen Vater selbst mit einem so glänzenden Rosenkranze beschenkt, daß sie denselben später in der Heimath bei Hoffesten als Geschmeide zu tragen pflegte. Gräfin Julia kehrte, zwar dem Namen nach als Protestantin zurück, aber, abgesehen von vielen andern Umständen, dürften schon die reichen Geschenke an silbernem Altargeräth, mit welchen sie nach ihrer Rückkunft die katholische Kirche zu Kiel bedachte, auf mehr als bloße Hinneigung zum Römerthume deuten. Im Sommmer 1797 wieder in Holstein angelangt, suchte Reventlow sein, in der Nähe von Rendsburg an den öden Haiderücken gelehntes, von der Natur stiefmütterlich ausgestattetes Gut Emkendorf in einen gefälligen Kunstpark umzuwandeln, während er das große Schloß von einem italienischen Künstler al Fresko ausmalen, und mit werthvollen plastischen Werken schmücken ließ. So wurde der dortige Aufenthalt ein auch äußerlich erwünschter, während die Gastfreiheit und der Geistesreichthum der Besitzer aus Nähe und Ferne Besuche der bedeutendsten Männer anzuziehen vermochte.

Die ausgebreitete Verwandtschaft des reventlowschen Hauses diente ebenfalls dazu, Emkendorf fast ununterbrochen zum Sammelplatz zahlreicher Gäste zu machen. Zu diesen gehörte vor Allem die Schwester der Gräfin, Karoline Adelheid Kornelia, vermählte Gräfin Baudissin, obwohl sie eine ausgebildete

Weltdame, in voller Schönheit und Gesundheit, und in mancher Hinsicht der Gegensatz ihrer religiös schwärmerischen, durch Körperleiden der großen Welt entfremdeten Schwester war. Seltner als seine Gattin besuchte Graf Heinrich Friedrich von Baudissin, dänischer Kammerherr und eine Zeitlang Gesandter in Berlin, das Haus seines Schwagers. Dagegen fühlten sich sein Bruder, Karl Ludwig Graf von Baudissin, Generallieutenant und Gouverneur von Copenhagen, und dessen Gattin Lucie Charlotte, geborne Gräfin Dernath, dem emkendorfer Kreise näher verwandt. Ein Bruder der letztern, Graf Magnus von Dernath, der letzte Sprosse der in Holstein ansässigen jüngeren Linie eines ursprünglich niederländischen, jetzt in Oesterreich fortblühenden katholischen Geschlechts, war mit einer Tochter des Ministers Andreas Peter Bernstorfs, und Nichte Stolbergs vermählt. Eine andere Nichte des letztern hatte den Grafen Ranzau auf Rastorf, und eine dritte Schwester, Luise Henriette, den Grafen Kai von Reventlow auf Altenhof, nachmaligen dänischen Staatsminister, geheirathet. Dieser „stand an Feinheit und vornehmer Welt-Bildung vielleicht seinem Bruder nach, aber nicht an Geist und Umfang der Kenntnisse; und an Kraft, an Geschäftsblick und einfacher Tüchtigkeit des Characters übertraf er ihn.“ Ueber eben denselben schrieb Perthes 1834 kurz nach des Grafen Tode: „Er war der letzte der großartigen Adligen einer vergangenen Zeit, edlerer Art als ihn hatte das Vaterland keinen.“

Dies waren die Hauptglieder des emkendorfer Kreises, der, nach Vossens herbem Ausdruck, die Schmiede für Geistesknechtung bildete, nach Nicolovius' Anschauung die Zauberwelt, in welcher jeder Tugendsame das Bürgerrecht zu erlangen strebte. Stolberg galt unter den Freunden als das dichterisch belebende, Friedrich Reventlow als das wissenschaftlich ernährende, Gräfin Juliane und Magnus Dernath als das ethisch bestimmende Element. Die Gräfin Sophie Stolberg endlich, nicht mit körperlichem Reiz, aber mit umfassender Kenntniß ausgestattet, und neben ruhig klarem Verstande mit einer bis zur Verschlossenheit

erstarrten Selbstbeherrschung begabt, wußte alle jene Elemente vorsichtig zu benutzen, um das Herz ihres Gatten mehr und mehr der, ihr selbst längst befreundeten katholischen Geistesrichtung zuzuwenden.

Ganz entgegengesetzt waren die Interessen und Neigungen, denen Christian Stolberg und seine Gemahlin in Tremsbüttel huldigten. Weniger schnell begeistert, aber auch weniger leicht umgewandelt, als sein jüngerer Bruder, blieb Graf Christian, wie seinem Amte, so auch den klassischen Studien und dem stillen Verkehr mit seiner bescheidenen Muse, vor Allem aber der freiheitlichen Richtung in Staat und Kirche mit Treue zugethan. Noch am 31. Januar 1814 ließ er in den hamburger Correspondenten einen, der Jahreswechsel betitelten, Rundgesang einrücken, in welchem er freudigen Dank für die Befreiung des Vaterlandes vom äußern Feinde, sowie seine Hoffnung für die freiheitliche innere Entwicklung ausspricht, und mit den Schlußworten: „des alten Stolbergs Schwanenlied" vom Publikum Abschied nimmt. Seine Gattin, die Gräfin Luise, Schwester von Friedrich und Kai von Reventlow, zeichnete sich durch einen schneidenden Verstand, durch fast männlichen Geist, hohe Bildung und vorurtheilsfreie Gesinnung aus. Auch sie war kinderlos und in lebhaftem Wechselverkehr mit den bedeutendsten Männern ihrer Zeit, so unter Andern mit Bonnet in Genf. Aber, ungleich ihrer Schwägerin Juliane, suchte sie weniger ihre Ueberzeugung auf Andere zu übertragen, als durch Prüfung und Aufnahme fremder Ansichten das eigne Verständniß abzuklären und zu bereichern. Unter den benachbarten Gelehrten war insbesondere der vielseitig gebildete und geistesfreie Hofrath Hellwag zu Eutin Luisens vieljähriger treuer Freund und Rathgeber. An diesen schreibt sie 1790 nach Empfang des vossischen Virgil: „Ich bitte, sagen Sie an Voß, daß ich itzt bei'm Schmausen wäre. Sobald ich am Ende wäre, würde ich mich bei ihm bedanken für das herrliche Götterfest." Am 24. December 1792 heißt es in einem längeren Briefe an denselben: „Wie wehe es mir thut,

daß die schönen Rechte der Menschheit in Paris in der Person des Königs und seiner Familie so beleidigt werden, kann ich Ihnen nicht sagen. Auch sie sind Menschen, und sollten in dieser Qualität dem Volke weit heiliger sein, als dieses ihnen war. Das Elend der in Hamburg ankommenden Emigrirten ist namenlos. Die Meisten kommen zu Fuß, haben noch irgend einen kleinen Rest, von dem sie leben. Als die Prinzen sie abdankten — die Blutprinzen, wie ein Uebersetzer prince du sang verdeutscht — haben sich vierhundert auf der Stelle das Leben genommen, die Armen! Und dabei ist Keiner den das Unglück liebenswürdiger macht. Ich sagte, Keiner: so sagen die, die sie sahen. Und mehr oder weniger ist doch die ganze Nation diesen Unglücklichen ähnlich. Wahrlich, ich fange an zu glauben, daß die Franzosen zu ihrer Besserung, nicht zu unserer, nach Deutschland kommen müßten. Man fürchtet ein Blutbad in Paris, falls der König getödtet wird. — Mit dem neuen Jahre will ich Kant anfangen. Was ich von ihm verstehe, ist mir evident, aber ich verstehe so wenig! Ich kann durch sein Wortlabyrinth nicht durchsehn. Ist wirklich ein gutes Wörterbuch seiner neuen metaphysischen Sprache herausgekommen?"

Zwischen diesen Gegensätzen ging Stolbergs unverheirathete Schwester Katharina ihren friedlich einsamen Weg. In hingebender Liebe für die Kinder ihres jüngern Bruders, in heißer Verehrung desselben und seiner emkendorfer Freunde, aber auch in treuer Freundschaft für das Bruderhaus in Tremsbüttel und für die vossische Familie schuf sie sich einen Kreis stiller Pflichten, in deren gewissenhafter Uebung sie für manche entblätterte Hoffnung Trost und Ersatz fand. „Sie war eine ungewöhnliche Erscheinung, an nachhaltigem, im tiefsten Grunde ihres Wesens lebenden Feuer für Religion, Wahrheit und Recht, ihren Brüdern vielleicht noch überlegen, an Energie gewiß. Ihr Profil war bedeutend, ohne schön zu sein. Es quoll aus ihrer Brust mit einer seelenvollen Stimme und eigenthümlichen Betonung eine Fülle von innerer Ueberzeugung und Zuversicht, von war-

mer Zuneigung für alles Höhere und Bessere, eine überschwengliche Geringschätzung für alles Gemeine, ja Gleichgültige, die ihre Gegenwart den Schlechten unleidlich, den Flachen drückend, denen, die sie verstanden, anziehend machte." Ein wunderbares Verhältniß verband sie später mit Schönborn, dem Jugendfreunde ihrer Brüder.

Gottlob Friedrich Ernst Schönborn war am 14. September 1737 zu Stolberg am Harz geboren, als Sohn eines Geistlichen, der bald nachher, wahrscheinlich durch des ältern Grafen Einfluß, als Prediger nach Holstein berufen ward. Nachdem Schönborn zu Klosterberge die Schule und die Universität, vermuthlich in Kiel, besucht hatte, war er von 1764 bis 1766 Hauslehrer auf dem holsteinischen Gute Trenthorst, wo er mit dem im nahen Reinfeld lebenden Claudius befreundet und durch diesen nach Copenhagen an dortige Freunde empfohlen wurde. Hier bekleidete er von 1768 bis 1770 eine Hofmeisterstelle im Hause des ältern Grafen Bernstorf, mit welchem er später nach Hamburg übersiedelte und bis zu seines Gönners Tode 1772 als Hausgenosse verbunden blieb. Ein Jahr darauf erlangte er durch die Gunst des jüngern Bernstorf die Stelle eines dänischen Consulatssecretairs in Algier. Erst 1778 kehrte er von dort nach Hamburg zurück, wo er im herzlichen Zusammenleben mit den stolbergschen Brüdern deren Schwester Katharina kennen lernte. Dann ging er als Legationssecretair nach London, wo anfangs noch der Geheimerath Dreyer als dänischer Gesandter fungirte. Bald aber trat Graf Friedrich von Reventlow an dessen Stelle, und dieser sowohl, wie seine Gattin machten die Zeit gemeinsamen Aufenthalts in London zu der schönsten in Schönborns Leben. Die Kränklichkeit der Gräfin und politische Gründe veranlaßten jedoch Reventlow zu wiederholten längeren Urlaubsreisen und endlich zur Aufgabe jenes Postens. Schönborn dagegen blieb dort vierundzwanzig Jahre lang ein aufmerksamer Beobachter der großen Staatsereignisse, bis er 1802, im Dienst ergraut und als Legationsrath pensionirt, nach Deutschland zurückkehrte.

Drei bis vier Jahre lebte er als Gast im Hause von Friedrich Perthes und seiner Gattin, Caroline Claudius, täglich verkehrend mit der „Mutter Sieveking“ und mit „Vater Reimarus“; später wechselte sein Aufenthalt zwischen Hamburg und Copenhagen, Eutin und Emkendorf. Am letztern Orte bildete sich zwischen ihm und Katharina Stolberg das Verhältniß, das, ohne Ehe zu sein, in unzertrennlicher Genossenschaft, Gebundenheit und Gütergemeinschaft bestand. „Jenes weibliche Bedürfniß des Anschließens, bei Katharina durch nomadische Gewohnheiten überwachsen, schien in der Verbindung mit Schönborn wieder hervorzutreten. Sie pflegte ihn nach ihrer Weise mit zärtlicher Sorgfalt, und oft zu seiner höchsten Bedrängniß. Dieses seltene Paar, nur geistigen Spuren folgend, jeglicher Rücksicht auf äußerliche Erscheinung, auf Zeit- und Ordnungsverhältnisse unbewußt, erregte oft auf der Gasse die Verwunderung der Vorübergehenden, wenn er, in schlotterndem Oberrocke, willenlos, sie wahrhaft sibyllinisch von Kleidung und Ansehen, auf einen langen kaum von der Rinde entblößten Botenstab gestützt, stillstand und sich im Stillstande vergessend umschaute.“ Als Katharina aber, erblindet und hochbetagt, am 29. Januar 1817 den Freund verlor, welcher so lange der Mittelpunkt ihrer Gedanken gewesen, da trat „die innere Welt immer abgeschlossener und schroffer in ihrem Geiste hervor, da steigerte sich ihre Unruhe anstatt der Ergebung Platz zu machen, und mit Recht durfte ihr Schicksal beklagt, und die Pietät der Verwandten gerühmt werden, in deren Mitte sich am 22. Februar 1832 der rastlose Geist von seinen Banden löste.“

Schönborns Natur bezeichnet ein Freund mit den Worten: „er verhielt sich nicht nur negativ gegen die Aufstellungen Anderer, sondern auch negativ gegen sich selbst, doch blieb in diesem Kampf das innere Sein in Liebe und Wahrheit ihm unverloren.“ Der orthodoxen Kirche hat er, trotz seiner Verehrung für die Gräfin Juliane, nie angehört. Von seinen Schriften sind poetische Beiträge in Gerstenbergs Merkwürdigkeiten, im

göttinger Musenalmanach, im deutschen Museum, in Matthissons Anthologie und in der berliner Monatsschrift veröffentlicht. Sein, wahrscheinlich in Veranlassung einer Preisaufgabe der copenhagener Akademie geschriebener, Abriß einer Geschichte des Spinozismus ist 1836 zu Hamburg erschienen. Auch Schönborn gehörte einst den jugendlichen Freiheits- und Vaterlandsschwärmern an, die in einer, unserer Zeit kaum noch verständlichen Sprache ihre Empfindungen aushauchten. So lautet der Schluß einer 1776 an Claudius gerichteten Ode, der Rhein betitelt:

Ha! wo Du geboren wardst, gab's Retter der Freiheit!
Wo Dich empfängt das schäumende Meer, Retter der Freiheit!
Wann sehen wir einst, Vater Rhein, auch an jenen Ufern sie aufstehn
Und weg die Fürstenketten reißen,
Durch welche noch wandeln Deine heiligen Wasser?
O weg! Land Thuiskons, von Deinen Völkerschaften sie!

Plön und Meldorf.

Stolbergs jüngste Schwester, Juliane, war in Schleswig Hofdame bei der Landgräfin von Hessen, Tochter Königs Friedrich V., als sie in einem Officier des dort liegenden Regimentes ihren künftigen Gatten, von Witzleben, Bruder der Gräfin Agnes Stolberg, kennen lernte. Wenige Jahre nach seiner Vermählung wurde Witzleben als Hofchef des geisteskranken Herzogs Wilhelm nach Plön versetzt. Hier in anmuthiger Gegend, in äußerlich erwünschten Verhältnissen und in einer, durch sieben Kinder beglückten Ehe lebte das Paar unter lebhaftem Wechselverkehr mit Eutin, dessen nur eine Meile betragende Entfernung den Austausch der geschwisterlichen Besuche und Gegenbesuche fast in jedem Monate und oft für längere Dauer möglich machte. Witzleben und seine Gattin erfuhren noch die seltne Freude, im Kreise ihrer sämmtlichen Kinder und umgeben von Enkeln das Fest der goldnen Hochzeit zu erleben. Erst 1832 starb der Gatte, und

neun Jahre später seine treue Lebensgefährtin. Beide vererbten auf ihre Kinder den Segen reinster Liebe.

In Plön wohnte auch der Amtmann und Kammerherr August Adolf Friedrich von Hennings, Schwager des bekannten hamburger Arztes Reimarus, und Jugendfreund von Kestner und dessen von Goethe verherrlichter Gattin. Nachdem Hennings längere Zeit im schleswigschen Journal für Geistesfreiheit und ihren Schutz durch die Presse gekämpft hatte, gründete er 1793 als eigne, der liberalen Anschauung gewidmete Zeitschrift den Genius der Zeit, über welchen seine Schwester schreibt: „Schlimm ist es, daß die Menschen einen confusen Gedanken dabei haben, daß auch die Gerechtigkeit mit einer Binde vor den Augen gemalt wird. Dergleichen erfährt mein Bruder auch; gegen den tritt Claudius auf, wie die Stimme eines Predigers aus der Wüste, weiß zwar noch nicht, was der Genius sagen will, schreit aber doch aus vollen Kräften gegen ihn.“ In einem spätern Briefe erzählt dieselbe: „Bei Stolberg haben fast ein halbes Jahr die Brüder Droste gelebt, wovon drei katholische Geistliche sind und auch mitunter Messe gelesen haben. Davon ist denn dem armen Stolberg der Kopf so heilig verdreht, daß er erst sein Gedicht an die Westhunnen schrieb und nachher eine höchst unglückliche politische und religiöse Existenz hat, die ganze Welt im Verderben, und die Hölle im Hintergrunde erblickt, darüber jammert, daß er Kinder hat, die so zu Grunde gehn müßten, und einen Hofmeister wegjagt, weil er den Kindern bei der Geschichte der Kreuzzüge sagte, sie wären durch betrügerische Schwärmer veranlaßt. Dabei sagt doch mein Bruder: Stolberg ist ein guter Mann, wenn man nur seiner Schwärmerei aus dem Wege geht.“

Hennings selbst wurde bald über die „illusorischen Gefilde der Freiheit,“ in welchen er wandelte, enttäuscht. „Freilich,“ schreibt er 1793, „waren nicht alle Franken erster Erscheinung Catone, freilich sind jetzt nicht alle Franken Büttel, aber warme Theilnehmer an der ewigen heiligen Sache der Menschenrechte

und der Freiheit hofften auf ein Werk der Catone, wie sündige Menschen auf einen Erlöser, und eben die sehen jetzt das Werk der Teufel und der Büttel. Das Wichtigste ist jetzt, nur die Preßfreiheit zu retten, Alles verschwört sich dagegen," und 1794: „Gegen die jetzige Monarchie, die Paris, und in Paris eine Rotte von Ungeheuern ausübt, weiß ich kein Rettungsmittel, als die Auflösung in eine Föderativ-Republik. Noch ist Volksgeist da, das beweisen die Armeen, und so lange der da ist, ist noch nicht Alles verloren." In demselben Jahre veröffentlichte Hennings eine „philosophische Bibliothek der verschiedenen Meinungen über die heutigen Angelegenheiten der Menschheit, und dahin gehörige Schriften, kritisch und ohne Parteigeist dargestellt." Dabei verfolgte er sowohl die literarische, als die religiöse Thätigkeit, die sich überall kundthat, mit aufmerksamem Blick. 1796 schreibt er: „Stolbergs Ueberzeugung geht immer in Groll gegen anders Denkende über. Ich habe so sehr gewünscht, Vernunft gegen Vernunft mit ihm wechseln zu können, aber es ist unmöglich. Er kennt nur zwei Worte: Meinen und Verdammen." Dagegen sagt er von Voß: „Er büßt für seine Jugendsünden. Er war nicht immer der jetzige Voß. Nur mit Empfindsamen verbündete er sich einst. Jetzt ist er ein gar herrlicher Mann." Noch bitterer urtheilt Hennings ein Jahr später über Stolberg: „bei ihm hilft kein Entgegenkommen mehr. Er ist der Pharisäer, wir sind die Zöllner und Sünder; er und seine heilige Famile danken Gott in Loyola und Lavater, daß sie nicht sind, wie wir. Damals, als noch die Fürsten sich nicht um ihn bekümmerten, rief er Deutschland auf zu Aufruhr, und sang: es hat der Höhen so viel! sind der Geweihten nicht drei? Jetzt, da er Gold und Orden und Fürstengunst hat, fanatisirt er aus Stolz und Aberglauben, und möchte Alle, denen er eine schädliche Meinung beilegt, und wären es auch alte Freunde, zum Scheiterhaufen führen," und bald darauf: „Stolberg wird ein gefährlicher Mann. Sie sehen, was selbst der für ihn parteiische Voß von seinem Bunde mit den Katholischen sagt." Noch

in demselben Jahre schreibt Hennings: „Zwischen mir und Stolberg ist jetzt Alles abgebrochen. Leid thut es mir, daß ich deshalb auch Voß, den ich so sehr schätze und liebe, habe aufgeben müssen.“ Hennings wurde, nachdem er seiner liberalen Gesinnung wegen viele Anfechtungen hatte erdulden müssen, 1807 Administrator der Grafschaft Ranzau, und starb in diesem Amte den 17. Mai 1826.

Hatte Stolberg diesen Freund verloren, so entschädigte ihn dafür ein durch die stürmischen Weltereignisse nach dem friedlich stillen Plön verschlagener Kreis französischer Emigranten, welche theils nahe Befreundung mit den umwohnenden Adelsgeschlechtern, theils die Wohlfeilheit des dortigen Aufenthalts angelockt hatte. Zwar konnte der republikanische Lafayette, der nach dem Vertrage von Leoben 1797 seiner Haft in Olmütz entlassen und bald darauf in Plön heimisch geworden war, für Stolberg wenig Anziehungskraft haben, obwohl jener nach Hennings Urtheil „der liebendste, aufrichtigste, biederste Character ist, der sich denken läßt. Sein niaises Wesen rührt von seiner Zuthätigkeit und Herzlichkeit, und von der damit verbundenen französischen Lebhaftigkeit und Zuvorkommenheit her. Hört man ihn aber reden, so sieht man den ganz reifen Mann, den richtig geordneten Kopf, den nicht von kleinlichen Dingen bethörten Geist. Er spricht mit vieler Klarheit, Bestimmtheit und Anmuth, ist nie verlegen oder zurückhaltend, und antwortet ohne Umschweif auf jede Frage. Ein sicherer Beweis, daß er nie zu Intriguen herabstieg oder Verschwörungen machte.“ Dankbarkeit scheint jedoch nicht Lafayettes hervorragende Tugend gewesen zu sein; denn, als 1829 die Wittwe des preußischen Hauptmanns Siewers, der in Holstein die größten Opfer für Lafayette gebracht, in bedrängter Lage sich an denselben wandte, erhielt sie zur Antwort: seine Frau sei todt, seine Söhne wären abwesend, er für seine Person erinnere sich der erwähnten Dienste nicht.

Lafayette verheirathete in Plön seine zwanzig Jahre alte Tochter mit dem erst dreiundzwanzigjährigen Bruder des gleich-

falls in Olmütz verhaftet gewesenen Generals Maubourg. Da Beide ohne Vermögen waren, so wurde die Schwester der Frau von Lafayette gefragt, wie die Verwandten eine solche Heirath zugeben könnten. „C'est que," antwortete sie, malgré notre amour pour l'égalité, nous tenons un peu à la qualité." Diese Frau, Pauline Marquise von Montagu, geborne von Noailles, wurde mit Stolberg und seiner Familie so befreundet, daß sie, obwohl Katholikin, zweimal bei seinen Kindern Pathenstelle vertreten mußte. Auch der Herzog von Liancourt, einst Ludwigs XVI. vertrauter Freund, gehörte in Plön zu den von Stolberg oft aufgesuchten Umgangsgenossen. Andere Emigranten waren in verschiedenen Theilen Holsteins zerstreut. Zu diesen gehörten der Herzog von Orleans, nachmals König der Franzosen, ferner Dumouriez, Lameth, der General Danican und Frau von Genlis. Bei Christian Stolberg zu Tremsbüttel hielt sich der General Dumas unter dem Namen Funk, in Eutin der Historiker Quatremere de Quincy mit dem angenommenen Namen Quartini auf. In Emkendorf lebte Graf Portalis mit seiner Familie, derselbe, der, nach Frankreich zurückgekehrt, 1801 das Concordat dem gesetzgebenden Körper mit einer pathetischen Apologie des Kirchenthums vorlegte und 1804 kaiserlicher Cultusminister ward. Seine Anwesenheit auf Emkendorf diente zur wesentlichen Verstärkung der katholischen Prädilection, und führte die Vermählung zwischen seinem Sohne, später Großsiegelbewahrer unter Louis Philippe, und der Comtesse Holk herbei.

Ganz andere Interessen vertrat und verfolgte ein Bewohner Plöns, der als leiblicher Verwandter der Fürstin Gallizin Stolbergs Theilnahme, als Geistesverwandter Vossens Achtung in Anspruch nahm. Woldemar Friedrich, Graf von Schmettau, geboren zu Celle 1749, war jung in den dänischen Kriegsdienst getreten, hatte später als Legationssecretair und Geschäftsträger Dänemarks zu Madrid und Warschau gelebt, 1773 den bisherigen Dienst mit dem pfälzischen vertauscht, und, nachdem er letzteren als Geheimerath verlassen, fast ganz Europa bereist. Dann

zog er sich nach Plön zurück, wo er 1782 seine Schrift „über Empfindelei und Kraftgenies, Modevorurtheil und Schimpfreden," und später mehrere andere schrieb, die theils bei seinen Lebzeiten, theils nach seinem Tode in zwei Bänden gesammelt erschienen.

Durch rücksichtsloses Bekennen freisinniger Ansichten und durch Bekämpfung jedes Gewissenszwangs hatte er sich viele Gegner, durch den Verdacht der Geheimbündnerei Verfolgungen von Seiten der Regierung zugezogen. Am 11. Mai 1794 schreibt Hennings: „Schmettau ist leidend, und wird obendrein muthwillig gequält," und schon am 8. Juli meldet Hennings Schwester aus Hamburg an Knigge: „Eben erhalte ich einen Brief aus Plön: Graf Schmettau ist gestorben. Wohl ihm, weil er sich nach Ruhe sehnte! Mein armer Bruder verliert durch seinen Tod Alles, was ihn noch in dem menschenleeren Plön aufrecht erhalten konnte. Schmettau ist, wie auf seinem Posten, gestorben, hat nicht widerrufen. Er hat wohl noch mehr gethan; das letzte Promemoria, das er für seine Freunde geschrieben, ist noch sein stärkstes Stück, voll von Geist, Gefühl seines Rechts, voll von der Ueberzeugung, daß die Nachwelt eine Wage hält, woran keine Chikane reicht, und wo vor Jedermanns Augen gute Thaten ihren Werth behalten.

Aus der handschriftlichen Hauschronik eines zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Lübeck verstorbenen Barbier Schmettau ist ersichtlich, daß dieser, wie die Grafen, in directer Linie demselben Geschlechte entstamme, und Graf Woldemar bestätigte dies, indem er seinen bürgerlichen Verwandten 1785 in Lübeck besuchte und in Beziehung auf denselben erklärte: „es ist mir lieber, der Cousin von diesem ehrlichen Mann zu sein, als von einem Prinzen, der, anstatt die Wunden seiner Mitbürger zu heilen, einen Ruhm erwirbt, wenn er Andern Wunden verursacht."

Weiter nach Westen, im Hauptorte der fruchtreichen Dithmarschen, lebte ein Mann, einst von Stolberg und Voß mit gleicher Leidenschaft verehrt, diesem bis ans Lebensende treuester

Freund und geliebter Schwager, und der allzeit aufgesuchte Gastfreund, zu welchem Voß mit Weib und Kind flüchtete, wenn Geist und Gemüth nach den Disharmonien des Alltagslebens der Erquickung oder Erholung bedurften. Zu Meldorf, wo Nicolaus Boie, ein Zeitgenosse und Freund Luthers, erster evangelischer Geistlicher gewesen, hatten sich dessen Nachkommen in gerader Linie bis auf Johann Friedrich Boie erhalten, der als Prediger dort wirkte, bis er später als Propst und Hauptpastor nach Flensburg versetzt wurde. Sein, am 19. Juli 1744 zu Meldorf geborner Sohn, Heinrich Christian, besuchte nach beendetem Gymnasialunterricht 1763 die Universität Göttingen zum Behuf des Rechtsstudiums. Hier verband ihn ein gleiches Interesse für die Literatur mit Friedrich Wilhelm Gotter, der, am 3. September 1746 zu Gotha geboren, als Gouverneur zweier junger Adligen in Göttingen weilte. Mit dieses Freundes Beistand versuchte Boie 1770, nach dem Muster des pariser almanac des muses, einen göttinger Musenalmanach herauszugeben, der, gleich anfangs durch Beiträge von Klopstock, Thümmel, Gleim, Ramler, Gerstenberg, Willamov und der Karschin, wohl ausgestattet, sich einer schnell gesteigerten Aufnahme erfreute. Auch Kästner, damals Director der von Geßner gestifteten deutschen Gesellschaft, widmete dem neuen Unternehmen freundlichsten Rath und Beistand. In demselben Jahre lernte Boie auf einem Besuche in Erfurt Wieland kennen. „Er ist," schreibt Boie, „in aller Absicht ein außerordentlicher Mann. Was sagen Sie zu seinen neuern Schriften? Combabus scheint mir ein Meisterstück der Erzählung. Gellert würde dies nicht keuscher erzählt, aber vielleicht gar nicht erzählt haben."

Schon in der Heimath hatte Boie die damals in Deutschland noch wenig verbreitete Kenntniß der englischen Sprache erworben, die ihm in Göttingen das vortheilhafte Amt eines Hofmeisters junger, dort studierender Engländer verschaffte, und ihm ein eingehendes Verständniß der auf dem Continent wenig bekannten brittischen Literatur möglich machte. So wurde er, ob-

wohl seine eignen poetischen Productionen unbedeutende, meistentheils schwache Nachahmungen horazischer Vorbilder, waren, der Mittelpunkt und, unter dem Bardennamen Werdomar, das Haupt des jungen Dichterbundes, gegen dessen Unwesen er oft vergeblich ankämpfte.

Ein im Juli 1774 unternommener Ausflug nach Holland und dem Rhein brachte ihn in persönliche Bekanntschaft mit Goethe, Merk, den beiden Jacobi und Frau von Laroche; um Ostern 1775 trat er eine größere Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien an, nach deren Beendigung er das Amt eines Stabssecretairs zu Hannover erlangte. Hier begann er 1776 die Herausgabe des deutschen Museums, das, von 1789 an als neues deutsches Museum, bis 1791 fortgesetzt wurde. Schon 1781 war Boie als Landvogt von Süderdithmarschen nach seiner Vaterstadt Meldorf berufen, wo er 1785 „ein holdes Weibchen in seine Hütte" führte, das ihm jedoch schon im nächsten Jahre sammt dem neugebornen Kinde durch den Tod entrissen wurde.

Auf einer Badereise nach Pyrmont lernte er 1787 Nikolai kennen, und überzeugte sich, „daß dieser als gerader ehrlicher Mann schreibt und denkt. Auch da, wo ich nicht selten in einem Urtheile von ihm abweiche, glaube ich das von ihm. Mehr, als ich mir's vorstellen konnte, sind wir in vielen Urtheilen zusammengetroffen." Aber wichtiger war ihm die in Hannover gemachte Bekanntschaft eines Fräulein von Hugo, das mit seiner verstorbenen Frau nah befreundet und im folgenden Jahre berufen war, deren Stelle zu ersetzen. Nachdem Boie 1790 zum dänischen Etatsrath erhoben war, verwaltete er sein Amt unverändert bis zu dem am 3. März 1806 erfolgten Tode.

Er hinterließ, neben dem Rufe eines in allen Lebensbeziehungen ehrenwerthen, in seinem Amte treuen und unparteiisch wohlwollenden Mannes, den Namen eines wesentlichen Förderers der Literatur, indem er nicht nur junge Talente aufzusuchen, zu ermuntern, rechtzeitig zu tadeln, und in den Kreis der Oeffentlichkeit einzuführen wußte, sondern auch älteren und

anerkannten Schriftstellern durch critische Beihülfe oder durch Unterstützung bei Herausgabe ihrer Werke mit Eifer und Selbstverläugnung zur Seite stand. So schrieb er 1771 an Gleim: „ich habe schon verschiedene Versuche gemacht, Bürger aus seiner Lage zu reißen, allein noch sind alle vergebens gewesen. Er weiß nichts davon. Ich wollte Sie bitten, ihm die Stelle zu verschaffen, die Ihre Güte für mich ausgefunden hatte. Wird ihm nicht geholfen, so sind wir in Gefahr, um einen vortrefflichen Kopf zu kommen", und später: „ich bin nicht ohne Hoffnung, ihm noch zu helfen. Gott gebe, daß ich es kann."

Nach vielen Schwierigkeiten erlangte Boie 1772, daß Herr von Uslar Bürger zum Amtmann von Altengleichen ernannte. Dort schrieb dieser seine Lenore, von welcher er am 27. Mai an Boie meldet: „Lenore nimmt täglich zu an Alter, Gnade und Weisheit bei Gott und den Menschen. Sie thut solche Wirkung, daß die Frau Hofräthin Liste des Nachts davon im Bette auffährt. Ich darf sie gar nicht daran erinnern. Und in der That, des Abends mag ich mich selbst nicht damit beschäftigen; denn da wandelt mich nicht minder ein kleiner Schauer an. Wenn Sie die Lenore unsern Freunden zum ersten Mal vorlesen, so borgen Sie einen Todtenkopf, setzen ihn neben einer trüben Lampe, und dann lesen Sie. So sollen Allen die Haare, wie im Macbeth, zu Berge stehn."

Die Verbindung mit Voß wurde durch einen Brief Boies vom 1. August 1771 eingeleitet, in welchem es heißt: „das Vergnügen, manches aufkeimende oder unbekannte Talent zu entdecken, hält mich für viele Beschwerden und Unannehmlichkeiten schadlos, die damit verknüpft sind. Der Nation ein neues Genie zu zeigen, ist in meinen Augen ein großes Verdienst, und Sie würden es, wofern Sie mich kennten, für keine Schmeichelei halten, wenn ich Ihnen sage, daß ich in Ihren Stücken außerordentlich viel davon finde. Ich will aber gleich allen Verdacht der Schmeichelei entfernen, indem ich Ihnen mit eben der Aufrichtigkeit vorerzähle, was mir in Ihren Gedichten nicht gefallen

hat." Am 10. October schrieb er demselben: „Das junge Genie ist glücklich, das früh einen nicht unterdrückenden Tadler findet. Wenn Sie in mir den Freund zu finden glauben, so theilen Sie mir Ihre ferneren Versuche mit, und erwarten Sie von mir allemal ohne Rückhalt das Urtheil meiner Empfindung."

Seine eigne Muse erkannte Boie schon 1770 als „eine sehr schwächliche. Sie ist gleich außer Odem! Höchstens dann und wann ein Quartreim. Weiter wagt sie sich selten." In diesem Sinne schreibt er über eine harte Recension seines Almanachs: „Haben Sie gelesen, was Klotz von mir geschrieben hat? Ich habe seinen Unwillen in einem sehr hohen Grade auf mich gezogen, aber antworten werd' ich, Alles bedacht, gar nicht. Nichts ärgert mich mehr, als die Art, wie man unserm Gotter, einen auch der Tadelsucht selbst hoffnungsvollen jungen Dichter, mitspielt. Von mir möchte man noch ärgere Dinge gesagt haben." Dagegen meldete er auch erfreuliche Erfahrungen: „Lessing sprach mit vieler Güte von dem Almanach, und ich kann Ihnen überhaupt die Freude über den Beifall nicht verbergen, den er in Berlin und sogar bei Hofe erhalten hat." 1771 gesteht er an Knebel, der noch für Ramler schwärmt, daß er Klopstock für den ersten und beinahe für den einzigen Dichter unserer Nation halte, dagegen heißt es später von Wieland: „So großer Mann er in seiner Art ist, so hat er doch nie Begriffe von dem wahren poetischen Rhythmus und Numerus gehabt." Ueber Voß aber schreibt er nach dessen Einzug in Göttingen: „er ist ein edler Jüngling, und ich liebe ihn täglich mehr. So bescheiden, so gut, so durstig nach Kenntnissen! Ich bin auf keinen Zufall meines Lebens stolzer, als daß mein gutes Glück mir gegönnt hat, ihm nützlich zu werden.

Beim Antritt seines Landvogtamtes hatte er „seit länger als zwölf Jahren an Jurisprudenz nicht gedacht." „Sie begreifen," schreibt er, „was das sagen will, fast zwanzigtausend Menschen Recht zu sprechen und, wo es noth ist, sie höheren und allerhöchsten Orts vertreten zu müssen. Meine literarischen Ar-

beiten und Plane ruhen alle ohne Ausnahme auf immer.“ Dennoch verfolgte er auch jetzt mit Vorliebe jede neue Erscheinung, besonders Alles, was von Stolberg und Voß erschien. Ueber des Erstern Satyren schreibt er: „es ist wahrer Dichtergeist darin, da sonst die meisten, wo nicht alle Satyrenschreiber nur witzige Köpfe waren. Von Stolbergs Zukunft habe ich vier Bücher gelesen, und bin von dem großen Dichtergeiste durchglüht worden, der durch das Ganze weht.“ Ein andres Mal schreibt er: „Welch einen Lärm erregen Stolbergs Jamben! Ich sah die Wuth des Dichter-, Gelehrten- und Hofpöbels voraus, und hätte doch, hauptsächlich des letztern wegen, der schaden kann und gern schadet, lieber gewünscht, daß sie noch nicht erschienen wären.“ Ueber die Georgica von Voß heißt es: „das erste Buch wird Sie auf das Ganze lüstern machen. Es muß sehr auffallen, daß der Dolmetscher des Homers auch diesen so abweichenden Ton so gut zu treffen wußte. Sein Hexameter wird immer musterhafter, und fast mag ich keine Hexameter mehr lesen, als von ihm.“ 1792 meldet er von Voß: „er ist ganz in seinem Homer vergraben, und fängt nun, da das Manuscript ganz aus seinen Händen ist, an, wieder aufzuathmen“, dagegen von Stolberg: „sein Aristokratismus befremdet mich weniger, als er mich schmerzt. Zur Flamme ist er gewiß nur durch das zu starke Wehen entgegengesetzter Grundsätze unter seinen nächsten Freunden geworden.“

Kiel, Lübeck und Hamburg.

Sehr lebhaft war der Verkehr zwischen Eutin und Kiel, besonders, seitdem die cramersche Familie dort ansäßig geworden. Das Haupt derselben, Johann Andreas Cramer, geboren zu St. Georgenstadt im Erzgebirge, wurde schon auf der Universität mit Klopstock befreundet, dessen Einfluß ihm, nachdem er zuerst Landgeistlicher in der Gegend von Halberstadt, dann Hofprediger

in Quedlinburg gewesen, 1754 den Ruf zum Oberhofprediger und Consistorialrath in Copenhagen verschaffte. Seine Gattin, geborne Radicke aus Leipzig, schenkte ihm elf Kinder, unter denen sich Karl Friedrich durch Excentricität und wechselvolle Schicksale, Andreas Wilhelm durch vielseitige gründliche Kenntniß in weitern Kreisen bekannt machte. 1771 sah sich der Vater in Folge der nach Bernstorfs Fall eintretenden Wirren veranlaßt, das Amt eines Superintendenten in der Reichsstadt Lübeck anzunehmen, welche er jedoch schon nach drei Jahren wieder verließ, um als Professor der Theologie und später als Universitätskanzler in Kiel zu wirken. Hier fand er, geehrt als Kanzelredner und Staatsbeamter, als Gelehrter und Dichter 1788 seinen Tod. „Ein langes Schmerzenslager umflorte die letzten Sonnenblicke eines Greises von seltenem Umfang des Wissens, von seltener Thätigkeit und noch seltnerer Duldsamkeit. Was ihm die Wissenschaft, was ihm das Vaterland und die Welt schuldet, lebt und wird leben, auch wenn alle Annalen in Staub zerfallen sind."

Sein ältester Sohn, Karl Friedrich, war 1752 zu Quedlinburg geboren, und zeichnete sich früh durch ungemeines Sprachtalent aus. Außer den meisten abendländischen hatte er auch mehrere orientalische Sprachen, darunter die koptische, eifrig studiert. Dabei war er jedoch im hohen Grade zerstreut, und gleich einem Kinde unbekannt mit den Anforderungen des Lebens, aber auch wie dieses einfach, redlich und treu. In Göttingen durch Boie in den Dichterkreis eingeführt, konnte er anfangs den Enthusiasmus der Deutschen nicht ganz theilen. Daher wurde er längere Zeit als des Bundes unwürdig betrachtet, und erst, nachdem er sich durch ein Gedicht auf Bürger als Poet legitimirt hatte, in denselben aufgenommen. Schon 1775 erhielt er in Kiel eine Professur für griechische und orientalische Sprachen, beschäftigte sich jedoch als Polygraph mehr mit Schriftstellereien, als mit dem Lehramte, und erregte besonders wegen allzuscharf ausgesprochener Vorliebe für die französische Revolu-

tion Anstoß. So schreibt Boie schon 1792: „der Erzdemokrat Charles Frédéric verdarb mir die Freude durch sein ewiges Disputiren, da ich nun weder an eine alleinseligmachende Kirche, noch an eine allgemein beglückende Constitution glauben kann. Jetzt vollends möchte ich ihn, den ich sonst liebe, nicht täglich sehn, da der Erfolg sein System zu rechtfertigen scheint. Wer hätte es je möglich geglaubt, was geschehen ist und noch immer geschieht."

Cramer selbst schrieb im folgenden Jahre: „Ich bin so tief im Anschaun der großen und traurigen Dinge, die um uns her geschehen, in Gram darüber, und in Arbeit, meine Ideen darüber zu fixiren, daß ich mir mehrere Versäumnisse habe zu Schulden kommen lassen. Ich bin höhern Orts zur Rechenschaft gezogen, habe mich aber noch glücklich genug herausplaidirt. Ich war sonst, wie vielleicht kein Gelehrter in den dänischen Landen, mit allen Proceribus, Aristokraten und Ministern faufilirt, und in Gunst. Mein unseliger Iconoclasm hat aber fast alle diese Verbindungen zerstört. Selbst Stolberg, der große Freiheitssänger, obwohl ich mich bemüht, Feind nur der bösen Sache, Freund der Personen zu sein, hat mich, den Freund von Kindesbeinen an, verlassen, und ist fünfmal durch Kiel gereist, ohne mich zu sehen."

1794 wurde Cramer dem Minister Bernstorf als staatsgefährlich denuncirt, bald darauf des Amts entlassen und des Landes verwiesen. Voß erklärte, als er mit Bestürzung diese Nachricht erfuhr, daß Cramers schiefe Auffassung und wunderliche Darstellung mehr der Freiheitsidee geschadet, als dem Despotismus. Stolberg jedoch war schon damals gegen alles Revolutionäre so erbittert, daß er dem unbesonnenen Jugendfreunde bei einem Begegnen im Gasthofe zu Preez den Rücken zuwandte.

Um diese Zeit schrieb Cramer: „Gedenken Sie bei mir an den, von dem Livius erzählt: bruti cognomen haut abnuit, industria factus ad imitationem stultitiae." Er ging zunächst

nach Hamburg, von wo Frau Reimarus im September 1794 meldet: „Cramer will seine Hütte unter uns aufschlagen. Er hat sich bei dem Unrecht, das ihm geschehen ist, bewunderungswürdig gut genommen, fast zu duldend. Doch hat er jetzt für Freunde seine Erklärung an die Kanzlei drucken lassen, und das war sehr nöthig; denn seine Feinde rissen Stellen heraus und verdrehten sie. So erschien er strafwürdig." Dieselbe schreibt im August des folgenden Jahres: „Cramer will jetzt nach Paris. Wie er es in Frankreich treiben wird, weiß ich nicht; vielleicht weiß er es auch nicht. Wohlfeil kann jetzt in Paris leben, wer baar Geld hat." Er zog wirklich dahin, gründete dort 1796 einen Buchhandel nebst Druckerei, verlor aber dabei sein ganzes Vermögen, und starb bald nach seiner Rückkehr in das deutsche Vaterland, am 9. December 1808.

Sein Bruder, Andreas Wilhelm, Professor der Rechtskunde und Oberbibliothekar, Martin Ehlers, erst Lehrer in Altona, dann Professor der Philosophie in Kiel, ein eklektischer Pädagog, sowie der Mediciner Philipp Gabriel Hensler, Bruder des 1779 entschlafenen Landsyndicus in Stade, waren unter den kieler Gelehrten die mit Stolberg und Voß gleich vertraut Verkehrenden. Auch lebte dort in der Nähe als Zollverwalter am Eiderkanal der alte Bundesbruder Esmarch, ein Verwandter Boies.

Sehr erwünscht für Voß und seine Gesinnungsgenossen war der Gewinn Karl Leonhard Reinholds für die kieler Universität. Geboren zu Wien 1758, von der Gesellschaft Jesu erzogen und später zu ihrem Mitglied aufgenommen, entfloh er 1783 dem Geisteszwange, wandte sich nach Leipzig und bald darauf nach Weimar, wo Wieland ihm freundliche Aufnahme bereitete. Er ward dessen Schwiegersohn und Mitarbeiter am deutschen Merkur, weimarscher Rath und 1787 Professor der Philosophie in Jena, von wo er 1794 nach Kiel berufen wurde. Schon sein erstes Auftreten im Hamburg, wohin er mit Graf Burgstall und Dr. Kollmann gekommen, machte den günstigsten Eindruck. Man hatte mit Rücksicht auf seine polemischen Schriften einen streit-

süchtigen Klopffechter erwartet, und war überrascht, in ihm einen freundlich liebenswürdigen Lebemann zu finden, nicht unempfindlich für die Freuden der Tafel, doch ihrer mit Maß und mit einer, an den ehemals katholischen Cleriker erinnernden Salbung genießend. „Diese Reisegesellschaft", schreibt Frau Reimarus, „müßte mit der kantischen Philosophie versöhnen, wenn man auch Groll gegen sie gehabt hätte. Sokrates unter seinen Schülern konnte nicht einiger wandeln, als diese Leute, so brüderlich, so ganz ohne Egoismus. Kiel mag sich des neuen Lehrers freuen. Ob er sich der neuen Schüler freuen wird, die alle das Indigenat der Vernunft haben, ist eine andere Frage." Hennings schreibt bald darnach: „Wenn die rasende Menschheit einem nicht immer den Trauerflor um den Arm wände, möchte man gern mit des edeln Reinhold wohlthätiger Philosophie immer himmelan gehn." Reinhold starb in Kiel 1823.

Eine andere Richtung vertrat Johann Friedrich Kleuker, geboren zu Osterode 1749, Prorector am Gymnasium zu Lemgo, 1794 Rector zu Osnabrück, und als starrer und strenger Orthodox von dem emkendorfer Kreise 1798 zur theologischen Professur nach Kiel berufen, wo er 1827 starb.

Die Verbindung Eutins mit der alten Hansastadt Lübeck war, so lange das Domstift fortbestand, eine sehr enge. Dort standen noch der Bischofshof, die Dechanei und die großen Curien, welche die Bassewitz, Buchwald, Clausenheim, Kurzrock, Rumohr und andre Adlige aus Holstein und Mecklenburg bewohnten. Amtspflicht und Hofessitte rief diese oft nach der fürstbischöflichen Residenz, und führten ihnen ebenso häufig von dorther Besuche zu. Aber auch in Lübeck war um jene Zeit neben dem vorwaltenden Handelsgetriebe ein geistiges Leben erwacht, von dessen Trägern und Förderern mehrere mit dem eutiner Kreise lebhaft verkehrten.

Hier war am 21. August 1755 Christian Adolf Overbeck, der Sohn eines Rechtsconsulenten, geboren. Mit einem durch geistvolles Studium des Alterthums früh geschärften Verstande

und mit reich befruchteter Phantasie bezog er, achtzehn Jahre alt, die Universität Göttingen, um dort Jurisprudenz zu studieren. Dort führte Karl Friedrich Cramer, von Lübeck her mit jenem bekannt, Overbeck dem Dichterkreise zu, in welchem seine Jugendliebe für die Poesie aufs Neue entflammte, und ihn schon 1776 antrieb, eigene Versuche im Musenalmanach zu veröffentlichen. Nach seiner Heimkehr beabsichtigte er nach dem Muster des campeschen Instituts zu Hamburg, eine Erziehungsanstalt für Knaben in Bremen zu gründen. Dieser Plan mißlang jedoch, und Overbeck vertauschte jene Aufgabe 1779 mit dem Amte eines Obergerichtsprocurators in seiner Vaterstadt. 1792 wurde er dort zum zweiten Syndikus des Domcapitels erwählt und als solcher vorzüglich mit der finanziellen Verwaltung dieser Anstalt betraut. Acht Jahre später erhob ihn der lübische Senat zu seinem Mitgliede, das er, mit Ausnahme der kurzen Zeit französischer Zwischenherrschaft, bis zu seinem Tode am 9. März 1821 blieb.

Während ihm in der Heimath die wärmste Anerkennung seiner Verdienste um die Verwaltung und die Justizpflege, sowie um seine, in schwierigen Zeiten erprobten staatsmännischen Leistungen über das Grab hinaus folgte, hat er sich im deutschen Vaterlande einen geehrten Dichternamen erworben. Seine Lieder, unter denen: „Blühe liebes Veilchen", „Warum sind der Thränen", und „Das waren mir selige Tage" die bekanntesten geblieben, fanden einst die populärste Verbreitung und an Schulz, Himmel, Hurka, André, Reichardt und Mozart ausgezeichnete Componisten. Die, unter dem Titel: Fritzchens Lieder bekannte Sammlung belebt noch heute die Kinderwelt mit heitern Klängen. Unter seinen spätern Werken war die Uebersetzung von Anakreon und Sappho das bedeutendste. Mehrere Uebertragungen dramatischer Werke von Racine und Corneille gelangten weder in den Buchhandel, noch auf die Bühne, obwohl sich der Vorstand des leipziger Theaters, Opitz, sowie Schröder in Hamburg und Iffland gleich günstig über dieselben erklärten.

Als Voß nach Eutin gezogen, und Gerstenberg bald dahin

gefolgt war, besuchte Overbeck fleißig das Nachbarstädtchen, und die einst mit Voß geschlossene Jugendfreundschaft wurde jetzt zu einem dauernden, trotz weitester Entfernung und mancher auseinandergehenden Ansicht von Beiden bis zum Tode unwandelbar festgehaltenen Bande.

Ein jüngerer Landsmann Overbecks war Georg Philipp Schmidt, als Dichter mit dem Zusatz „von Lübeck" bekannt, geboren 1766. Mit einem Sohne Gerstenbergs und dem von der Universität zurückgekehrten Overbeck befreundet, wurde er schon als Schüler bei einem Besuch in Eutin 1783 mit Voß und dem, dort als Gast weilenden Christian Stolberg bekannt. Dieses Zusammentreffen führte, nachdem Schmidt in Jena Theologie, dann in Göttingen Jurisprudenz studiert hatte, um 1790 eine neue Vereinigung mit Gerstenberg in Altona und mit dem ältern Stolberg in Tremsbüttel herbei, durch deren Einwirkung Schmidts Dichtertalent lebhaft angeregt wurde. 1794 ging Schmidt nach Jena zurück, um Medicin zu studieren. Hier lebte er in Mereaus Hause und im vertrauten Umgange mit Herders jüngstem Sohne, durch welchen er auch dessen großem Vater näher trat. Nach seiner Doctorpromotion in Kiel 1797 zog er, mit Empfehlungen Christian Stolbergs nach Copenhagen, wo er ein Jahr lang Assistenzarzt am Entbindungshause war, weilte dann eine kurze Zeit als Arzt der Irrenanstalt zu Lübeck, beabsichtigte darauf, sich an Buonapartes Zug nach Egypten zu betheiligen, zog, als dies fehlschlug, nach Berlin und von da 1800 nach Polen. Schon im nächsten Jahre war er wieder in Dänemark, erlangte dort das Indigenat und 1803 das Amt eines Secretairs bei'm Grafen Schimmelmann. 1806 wurde er Director des Bankcomtoirs in Altona, und nachdem er in verschiedenen Finanzfächern theils in Altona, theils in Kiel gearbeitet hatte, 1829 pensionirt. Seitdem pflegte er bis zu seinem Tode, am 28. October 1849, einer goldnen Muße. Außer seinen, 1847 in dritter Auflage erschienenen Gedichten schrieb er mehrere historische und publicistische Werke, darunter: Leben und Characteristik Paul Gerhards, zwei Hefte

über Caspar Hauser und humoristische Studien. Trotz seiner isolirten Lage sagte er als hochbetagter, familienloser Greis noch am 20. November 1844: „Wenn es von mir abhinge, so möchte ich mein ganzes Leben noch einmal von vorne an durchleben. Aber wer zeigt mir den Weg zur Mühle, die wieder jung mahlt?“

Ein anderer Gast aus Lübeck, der besonders zur Zeit von Jacobis Aufenthalt oft in Eutin verweilte, war der am 21. April 1775 geborne Johann Friedrich Köppen, von 1807 bis 1827 in Landshut, von da an bis 1845 in Erlangen eine Zierde der philosophischen Facultät, darauf in den Ruhestand versetzt, und am 5. September 1858 verstorben. Schon als Jüngling mit Jacobi befreundet, gab er 1801 gemeinschaftlich mit diesem eine Schrift: über das Unternehmen des Criticismus, die Vernunft zu Verstande zu bringen, heraus. 1803 schrieb er in Lübeck: über Landschaftmalerei, in Briefen an Nicolovius in Eutin. Köppen erhielt 1805 ein Predigtamt in Bremen, von wo er durch Jacobi, der ihn wie einen Sohn liebte, nachdem Jener Präsident der münchener Akademie geworden, zur Professur nach Landshut berufen ward. „Der Kern seines philosophischen Denkens war die positive Begründung der überweltlichen Persönlichkeit Gottes im Gegensatz zu jeder Form pantheistischer Weltanschauung. Aber Köppen ging weiter als Jacobi; er war mit tiefem Ernst bestrebt, in seiner Philosophie des Christenthums den ewigen Wahrheiten des Evangeliums gerecht zu werden, und hat sich ihnen auch praktisch nie entfremdet. Ehrlichkeit, Schlichtheit und Geradheit machten einen Grundzug seines Characters aus.“

Gleichfalls durch Jacobi angezogen, trat auch der in Lübeck wohnhafte Johannes Geibel den eutinischen Geistesgenossen nahe. Er war am 1. April 1776 zu Hanau geboren, jung als Hauslehrer nach Copenhagen gekommen, und auf Empfehlung des dortigen Bischofs Münter 1797 nach Lübeck als Pastor der reformirten Gemeinde berufen, der er bis wenige Jahre vor seinem,

am 25. Juli 1853 eintretenden Tode ein treuer Seelsorger und ein Kanzelredner von seltner Begabung blieb. Mit einem warmen Herzen verband er Verstandesschärfe und feurige Phantasie, mit vielseitiger Bildung Treue und Festigkeit in der als wahr erkannten Ueberzeugung. Geibel selbst hat es wiederholt bekannt, daß er, dem Christenthum in seiner Jugend nach eifrigem Studium der kantischen Philosophie entfremdet, vor Allem durch Jacobis Umgang und durch seine Schriften auf den Weg des Offenbarungsglaubens geführt sei, den er seitdem mit immer entschiedenerer Consequenz verfolgte.

Endlich kamen aus Lübeck noch Frau von Rodde und ihr Freund von Villers häufig nach Eutin. Dorothea, älteste Tochter von August Ludwig von Schlözer, war am 10. August 1770 zu Göttingen geboren, erhielt in Folge einer pädagogischen Grille des Vaters eine durchaus männliche Erziehung, mußte nicht nur zehn Sprachen erlernen, die angestrengtesten tabellarischen Arbeiten, Auszüge und Uebersetzungen für des Vaters statistische und historische Studien liefern, sondern auch als sechszehnjähriges Mädchen zu Clausthal in männlicher Kleidung monatelang die Grube befahren und alle Verrichtungen eines praktischen Bergmanns vollziehn. In solcher Weise weibliche Anmuth und Schönheit mit männlicher Bildung, männlichem Geist und männlicher Selbstständigkeit des Characters vereinend, durfte sie einem Studenten die stolzen Worte in das Album schreiben: Virtus est generis feminini. Am 17. September 1787 wurde sie bei'm göttinger Universitätsjubiläum mit dem philosophischen Doctorhut geschmückt. 1792 vermählte sie sich mit dem reichen Kaufmann und späterem Bürgermeister Matthäus von Rodde in Lübeck, lebte mit diesem in sehr glänzenden Verhältnissen, bis 1810 das Vermögen durch das Zusammenwirken politischer und commercieller Ereignisse zerrütttet ward. Von da an wohnte sie mit ihrem Gatten meistentheils in Göttingen, unternahm nach dessen Tode noch eine große Reise in das südliche Frankreich, und starb, nachdem sie sich noch wenige Tage zuvor bei Nismes

der Ueberreste römischer Größe erfreut, zu Avignon am 12. August 1825.

Ihr Freund, der geist- und kenntnißreiche Charles François Dominique de Villers, 1764 in Lothringen geboren, kam 1797 als emigrirter französischer Officier nach Lübeck, folgte der roddeschen Familie nach Göttingen, erlangte dort während der westfälischen Herrschaft eine Professur, mußte dieselbe jedoch nach Eintritt der althannoverschen Regierung wieder abtreten, und starb daselbst 1815.

Das ferne Hamburg sandte seltner, als Lübeck, Besuche nach Eutin. Klopstock hielt von der nach damaligen Begriffen weiten Reise außer dem zunehmenden Alter die Entfremdung ab, in die er mit Voß wegen abweichender Ansichten über deutsche Prosodie und Metrik, mit Stolberg durch die Verschiedenheit religiöser Meinungen gerathen war. Claudius dagegen war durch seine beschränkte äußere Lage an die Scholle seines Wohnorts gebunden.

Matthias Claudius, am 15. August 1740 als Sohn eines Geistlichen in Reinfeld bei Oldesloe geboren, gab schon auf der Universität, wohin er sich 1759 zum Studium der Jurisprudenz begeben, „Tändeleien und Erzählungen" heraus, wurde 1764 Secretair bei'm Grafen Holstein in Copenhagen und dort mit Klopstock befreundet, dessen Dichtungen er auf's höchste schätzte, obwohl er gesteht: „Hie und da bin ich auf Stellen gestoßen, bei denen's mir ganz schwindlich worden ist, und's ist mir gewesen, als wenn'n Adler nach'n Himmel fliegen will, und nun so hoch aufsteigt, daß man nur noch Bewegung sieht, nicht aber, ob der Adler sie mach', oder ob's nur 'n Spiel der Luft sei. Da pfleg' ich denn's Buch hinzulegen, und mit Onkel Toby 'n Pfiff zu thun." 1768 ging Claudius nach Hamburg, um als Mitarbeiter an den dortigen Adreßcomtoirnachrichten Beschäftigung zu finden. Hier wurde er mit Bode, Reimarus, Büsch, Alberti und Lessing, sowie mit den damals in Altona lebenden Basedow und Ehlers befreundet. 1770 kam Herder auf der

Reise von Riga durch Hamburg. Dieser vor Allen erkannte Claudius' Verdienste als populärer Schriftsteller, namentlich auch als Volksdichter, und war Veranlassung, daß ihm durch Bode die Herausgabe einer eignen Zeitschrift, des wandsbecker Boten, angetragen wurde.. In demselben Jahre verließ Lessing Hamburg; dagegen kam Klopstock aus Copenhagen, um, mit wenigen Unterbrechungen, bis an sein Lebensende dort zu bleiben. Durch diesen wurde Claudius mit den stolbergschen Brüdern bekannt. Nachdem der rasche und glänzende Erfolg des Boten Wandsbeck „zum berühmtesten Marktflecken Deutschlands" gemacht, vermählte sich Claudius 1772, und bald darauf begann sein idyllisches Zusammenleben mit Voß. 1775 gab Claudius die sämmtlichen Werke des wandsbecker Boten unter dem Titel: Asmus omnia secum portans heraus. Ein Jahr später folgte er dem, durch Herders Verwendung erlangten Ruf eines Oberlandcommissairs in Darmstadt. Als solcher wurde er Mitglied einer Behörde, die nach des Freiherrn von Moser Anrege sich mit Aufsuchung der Mittel beschäftigen sollte, durch welche die materielle, sittliche und geistige Lage der Bevölkerung gebessert und gehoben werden könne. Eine so allgemeine und ideale Aufgabe war allerdings bei abweichenden Ansichten der Beauftragten völlig unlösbar. Diese Erfahrung, das ungewohnte städtische Gesellschaftstreiben, die unerfreulichen Geschäfte der ihm obliegenden Expedition, Clima und abweichende Lebensart machten Claudius geistig und körperlich leidend, und weckten seine Sehnsucht nach dem heimischen Holstein. Wenn auch der ihm von Moser später gemachte Vorwurf: „er war zu faul, mochte Nichts thun, als Vögel singen hören, Clavier spielen und spatzieren gehn" zu hart sein mochte, so erkannte doch Claudius selbst in jenem Amt nicht viel mehr, als eine Sinecure, und selbst in der 1777 übernommenen Redaction der darmstädter Landeszeitung eine unbefriedigende Arbeit. So entschloß er sich kurz und gut zur Heimkehr und antwortete auf Herders bedenkliche Anfrage, was er in Wandsbek anzufangen gedenke: „übersetzen,

Fortsetzung von Asmus herausgeben und — befiehl Du Deine Wege."

Nach seiner Rückkehr verschaffte ihm Jacobis Freundschaft und die Theilnahme der Stolberg theils Unterstützung, theils wohlwollende Gönnerschaft. Später wurde er durch Friedrich Leopold dem emkendorfer Kreise, und durch diesen dem Mitregenten, nachmaligem König Friedrich VI. empfohlen, der ihm 1785 ein Jahrgehalt von zweihundert Thalern bewilligte. Claudius lebte und schriftstellerte trotz oft bedrängter Lage fröhlich und immer gottvertrauend fort, sah sich von Lavater, der Fürstin Gallizin und andern hervorragenden Reisenden aufgesucht und geehrt, und blieb mit Stolberg, auch nach dessen Confessionswechsel in freundlichstem Vernehmen, während er mit Voß und Hennings mehr und mehr zerfiel. 1813 vertrieb ihn die Belagerung Hamburgs nach Lübeck und von da nach Kiel, wo er 1814 die vaterländische Predigt eines Laienbruders herausgab und am 21. Januar 1815 verstarb.

Lavater bezeichnet ihn in seinen Fragmenten so: „Weder Schwachkopf, noch Scharfkopf. Gesunder, schlichtguter, aber durchaus nicht fortdringender, reihender, gliedernder Verstand. Niemandem zu Lieb noch zu Leid. Schlecht und recht! einfältig und gerade! Genie des Wahrheitssinns! Genie des Herzens! Demuth und unerkäufliche Ruhe und Festigkeit des Sinnes. Unangespanntheit eines freien Naturempfindens." Als populärer Schriftsteller steht er in Deutschland vielleicht keinem nach, dem süddeutschen Hebel jedenfalls zur Seite. Seine innere Natur war trotz manches rauhen Auswuchses eine tiefpoetische. Herzlich wohlwollende Menschenfreundlichkeit und kindliche Frömmigkeit sprach jedes seiner Worte aus, und wenn man ihn auch nicht den Dichtern zurechnen mag, welche, seinen eignen Worten nach, „helle, reine Kieselsteine sind, an die der schöne Himmel und die schöne Erde und die heilige Religion anschlagen, daß Funken herausfliegen," so hat ihm doch schon sein Rheinweinlied

den Namen eines vaterländischen Sängers erhalten; so schallt doch noch heute im Kreise begeisterter Jugend sein Wort:

Die Barden sollen Lieb' und Wein,
Doch öfter Tugend preisen,
Und sollen biedre Männer sein
In Thaten und in Weisen.

Lavater.

Im Juli 1793 kam Lavater nach Eutin, nachdem er längere Zeit in Copenhagen verweilt, wohin, seiner eignen Angabe nach, Bernstorf ihn zur Besprechung über Reform kirchlicher Gebräuche, nach der Mittheilung Anderer, dessen Gattin, die Schwester Stolbergs, berufen hatte, um sich seiner belehrenden Gegenwart zu erfreuen.

Johann Caspar Lavater war 1741 zu Zürich geboren, führte in der Kindheit ein innerlich thätiges Stillleben, und hielt aus Trotz am Angefochtenen fest. Als Knabe schon war er in dem Gebrauch und „dem Bedürfniß Gottes" so befriedigt, daß er Mitschüler und Mitwelt „halb stolz, halb mitleidig" betrachtete, und, während er in classischen Studien und realem Wissen hinter den Altersgenossen zurückblieb, tröstete er sich der „Zärtlichkeit" Gottes, der seine Kindesgebete erhörte, seine Fehler allein kannte und sein Gutes ans Licht zog, wie sehr auch Lavater es verbergen wollte. Bodmer wurde sein Lehrer im Humanitätscollegium, Heß und Hirzel standen ihm als elegisch sentimentale Freunde zur Seite, während Lavater, von innerm Apostelgeist getrieben, sich für das Pfarramt vorbereitete.

1763 machte er mit dem Maler Heinrich Füßli eine Reise nach Leipzig und Berlin, und ging von dort nach Barth in Pommern, um sich hier mehrere Monate an Spaldings Umgang zu erfreuen und zu belehren. Auf der Rückreise lernte er Gleim, Klopstock, Jerusalem und Moser kennen, durch welche ein nähe-

res Interesse für die deutsche Literatur in ihm geweckt wurde. Im nächsten Jahre heimgekehrt, beschäftigte er sich mit freundschaftlicher Seelsorge und bald allgemein beliebten Predigten, zugleich aber auch mit poetischen Arbeiten, unter welchen seine „Schweizerlieder" von der schinznacher Gesellschaft gekrönt wurden. Nach diesen veröffentlichte er 1768 seine „Aussichten in die Ewigkeit." Bereits mehrere Jahre verheirathet, erhielt er 1769 ein Pfarramt. Um dieselbe Zeit gab er die Uebersetzung von Bonnets Palingenesie heraus, und forderte in der Vorrede derselben Mendelssohn zur Widerlegung oder zur Anerkennung des Christenthums auf. Dies reizte Lichtenberg zur Veröffentlichung des „Timorus, das ist Vertheidigung zweier Israeliten, die, durch die Kräftigkeit der lavaterischen Beweisgründe und der göttingischen Mettwürste bewogen, den wahren Glauben angenommen haben." Darin heißt es: „Du, guter Lavater. Ich weiß es wohl, was Dich antrieb, Deine Briefe und Deine Vorreden zu schreiben. Es schmerzte Dich längst, so gut wie mich, daß es Christen giebt, die noch jüdische Bücher über die Unsterblichkeit der Seele lesen können. Der Schande! Als wenn man von einer Judenseele auf die unsrige schließen könnte. Ich weiß es wohl, daß Du Dich im Geiste die Stütze der christlichen Kirche und den unsterblichen Bekehrer Mendelssohns wirst haben nennen hören. Ich sehe gar zu deutlich, wie sehr es Dich schmerzen muß, da Dir nun Alles mißlungen ist, ja da Du, wiewohl unschuldiger Weise, die Sache immer schlimmer gemacht hast, als sie vorher gewesen war, indem mancher Jude, der uns wohl noch einmal gekommen wäre, es jetzt brav wird bleiben lassen. Denn, wie viel Nachdenken ist jetzt den andern Juden durch die Standhaftigkeit des weisesten erspart worden, ja eine rechte Stütze ihrer Hartnäckigkeit, die gegen alle unsere Exempel von Judenbekehrungen aushält, haben sie jetzt dadurch erhalten. Denn, welcher Jude kennt seine und unsere Religion besser, als Mendelssohn?"

Nachdem Lavater im Kampfe mit dem berliner Philosophen

keine Lorbeeren errungen, warf er sich mit der erfinderischen Projectensucht, die ihm von seiner Mutter vererbt war, auf die Begründung einer wissenschaftlichen Physiognomik, für welche er jahrelang Beiträge und Belege zu sammeln bemüht war. 1771 erschien von ihm das geheime Tagebuch eines Beobachters seiner selbst, welches unter der Form frömmster Demuth so viel selbstgerechte Eitelkeit durchblicken läßt, daß in der Annahme eines unbewußten Selbstbetrugs wohl die mildeste Erklärung jenes Widerspruchs liegt.

Im Sommer 1774 besuchte Lavater das Bad Ems, und von dort den Rhein, an dessen Ufern ihm das Volk, dem er predigte, den Namen St. Lavatus gab. Auf dieser Reise traf er mit Jacobi, Basedow und Goethe zusammen. Letzterer schrieb damals an Schoenborn: „Lavater war fünf Tage bei mir, und ich habe auch da wieder gelernt, daß man über Niemand reden soll, den man nicht persönlich gesehen hat. Er sagt oft, daß er schwach sei, und ich habe Niemand gekannt, der schönere Stärken gehabt hätte, als er. In seinem Elemente ist er unermüdet, thätig, fertig, entschlossen und eine Seele voll der herzlichsten Liebe und Unschuld. Ich habe ihn nie für einen Schwärmer gehalten, und er hat noch weniger Einbildungskraft, als ich mir vorstellte. Aber weil seine Empfindungen ihm die wahrsten, so sehr verkannten Verhältnisse der Natur in die Seele prägen, er nun also jede Terminologie wegschmeißt, aus vollem Herzen spricht und handelt, und seine Zuhörer in eine fremde Welt zu versetzen scheint, indem er sie in die ihnen unbekannten Winkel ihrer eigenen Herzen führt: so kann er dem Vorwurf eines Phantasten nicht entgehen.“ In einem spätern Urtheile Goethes heißt es dagegen: „Lavater war eigentlich ganz real gesinnt und kannte nichts Ideelles als unter der moralischen Form. Nicht leicht war Jemand leidenschaftlicher bemüht anerkannt zu werden, als er, und vorzüglich dadurch eignete er sich zum Lehrer. Gingen aber auch wohl seine Bemühungen auf Sinnes- und Sittenbesserung Anderer, so war doch dies keineswegs das Letzte, worauf

er hinarbeitete. Durch entschiedenen bibelbuchstäblichen Glauben mußte er die völlige Ueberzeugung gewinnen, daß man noch heut zu Tage Wunder müsse ausüben können, und da es ihm früh gelungen war, in bedeutenden und dringenden Angelegenheiten durch brünstiges, ja gewaltsames Gebet im Augenblick eine günstige Umwendung schwer bedrohender Unfälle zu erzwingen, so konnte ihn keine kalte Verstandeseinwendung irre machen. Er war weder Denker, noch Dichter, ja nicht einmal Redner im eigentlichen Sinne. Keineswegs im Stande, etwas methodisch anzufassen, griff er das Einzelne einzeln sicher auf, und so stellte er es auch kühn neben einander."

1775 erschienen seine physiognomischen Fragmente, als Studien zu einer angeblichen Wissenschaft, deren Basis, gleichwie bei der Cranioscopie, eine unwandelbare Prädestination, also die Aufhebung jeglicher menschlichen Freiheit und Zurechnungsfähigkeit, die Unmöglichkeit von Tugend und Laster wäre. Mit einem leichten Anflug gutmüthiger Ironie sagt Claudius von jenen Bestrebungen: „Der unsterbliche Fremdling im Menschen ist inwendig im Hause, und man kann ihn nicht sehen. Da lauert nun der Physiognom am Fenster, ob er nicht am Widerschein, am Schatten oder sonst an gewissen Zeichen ausspioniren könne, was da für ein Herr logire, damit er und andre Menschen eine Freude, oder Gelegenheit hätten, dem Herrn einen Liebesdienst zu thun." Dagegen wurde Lichtenberg nicht müde mit bitterstem Spott die Physiognomik zu verfolgen, und in dem „Fragment von Schwänzen" auch Lavaters Styl zu parodiren. In diesem heißt es bei Figur B: „Der Du mit menschlich warmem Herzen die ganze Natur umfängst, mit andächtigem Staunen Dich in jedes ihrer Werke hinführst, lieber Leser, theurer Seelenfreund, betrachte diesen Hundeschwanz, und bekenne, ob Alexander, wenn er einen Schwanz hätte tragen wollen, sich eines solchen hätte schämen dürfen. Durchaus nichts weichlich hundselndes, nichts damenschößigtes, zuckernes, mausknapperndes, winziges Wesen. Ueberall Mannheit, Drangdruck, hoher erha-

bener Bug und ruhiges, bedächtliches, kraftherbergendes Hinstarren, gleichweit entfernt von unterthänigem Verkriechen zwischen den Beinen, und hühnerhündischer, wildwitternder, ängstlicher, unschlüssiger Horizontalität. Stürbe der Mensch aus, wahrlich der Scepter der Erde fiele an diese Schwänze. Wer fühlt nicht hohe, an menschliche Idiotität angrenzende Hundheit in der Krümmung bei a! An Lage wie nach der Erde, an Bedeutung wie nach dem Himmel. Liebe, Herzenswonne, Natur, wenn Du dereinst Dein Meisterstück mit einem Schwanze zieren willst, so erhöre die Bitte Deines bis zur Schwärmerei warmen Dieners, und verleihe ihm einen wie B."

Trotz allen Aufsehens, das die physiognomischen Tafeln hervorriefen, trotz der Anerkennung, die Lavater als feuriger Redner und gottbegabter Wunderthäter fand, folterte ihn dennoch geheime Qual, sei es der äußern Ehrsucht, oder einer unlösbaren Dissonanz im Innern. „Kein Mensch," schreibt er im November 1780 an Knebel, „kein Freund und kein Fürst, und wenn er ein Engel wäre, kann mir die unmittheilbaren Lasten erleichtern oder tragen helfen, die ich trage und tragen muß, so lang ein Odem in mir ist. Es sind die individuellsten Leiden, wovon sich Nichts sagen läßt." Diese geheimen Leiden hielten ihn jedoch nicht ab, öffentlich immer zuversichtlicher und maßgebender aufzutreten, und auch seine Schriften trugen mehr und mehr den Character prophetischer Weissagungen. Rasch auf einander erschienen die Epopöen Jesus Messias und Pontius Pilatus, seine Herzenserleichterungen, die kleinen prosaischen Schriften und die Handbibliothek für Freunde.

Auffallend muß es erscheinen, daß Lavater, der mit Gaßner, seinem Schüler Kaufmann, mit Zimmermann und dem Jesuiten Sailer in die intimste Verbindung trat, und der überall das Bedürfniß fühlte, in die Angelegenheiten seiner Mitwelt einzugreifen, sich gegen Knigge auf's Entschiedenste gegen alle heimliche Bündnerei und Camaraderie erklärte. Wahrscheinlich war es nicht sowohl Verwerfung des Mittels, als vielmehr

des erstrebten Ziels, welche ihm in einem Briefe an Jenen vom 19. Februar 1783 die Worte dictirte: „Gern soll ich an die Güte und Reinheit Ihrer Absichten glauben, aber mit der Offenheit und Redlichkeit, die ich, will's Gott, bis zum letzten Odem behalten will, muß ich Ihnen sagen, daß ich auf alle solche weitaussehende, menschliche Machenschaften, Reformationspläne und künstliche, lichtscheue Maschinen, das Menschengeschlecht zu verbessern, als Christ und Psycholog nicht viel, und Ihnen vorauszusagen mich verpflichtet halte, daß dabei nichts Reelles herauskommen wird."

Als Lavater 1793 zum zweiten Male nach Bremen und von da nach Copenhagen reiste, versicherte ihm in Schleswig der in mancherlei theologischer Schwärmerei befangene Prinz Karl von Hessen, daß der Apostel Johannes noch leibhaftig auf Erden wandle, und soll Lavater seitdem oft einen Vorübergehenden fragend angesehen haben, ob er etwa der Heilige sei. Ueberhaupt wuchs von Jahr zu Jahr seine Sehnsucht nach einem „spürbaren und genießbaren Gott." „Bis ich einen persönlichen Gott habe", schrieb er an Jacobi, „mit dem ich so vertraulich correspondiren kann, wie mit Dir, der mir so determinirt antwortet, wie Du, hab' ich keinen! Aber der Gott, der sich zeigen kann, ist, so zu sagen, nur eine Silhouette Gottes, des unanschaubaren, nur ein relativer Gott, ein Gott für Personen." Jacobi aber fühlte sich der Größe des lavaterschen Geistes so untergeordnet, daß er ihm noch 1791 schreiben konnte: „Meine Antwort ist, daß ich Deinem Gewissen mehr, als meinem Urtheil traue."

Auf der Rückkehr von Copenhagen besuchte Lavater auch Emkendorf, wo Stolberg ihn von persönlichen Angriffen in seinen Schriften abmahnte. Lavater aber zürnte und widersprach mit solch prophetischer Hoheit, daß Stolberg ihm beschämt Abbitte that. Selbst in dem katholischen Münster wurde Lavater fast gleich einem Heiligen geehrt, so wenig auch seine republikanische Freude an der französischen Revolution den dort vertretenen Ansichten entsprach.

Seine oft bekannte Freiheitsbegeisterung verhinderte jedoch nicht, daß sich zur Zeit der helvetischen Republik ein Verdacht der Franzosenfeindlichkeit gegen ihn erhob. Er wurde 1796 nach Basel deportirt und längere Zeit dort festgehalten. Nach seiner Rückkehr hatte er 1799 bei der Einnahme Zürichs durch den General Massena das Schicksal, durch einen Schuß, sei es von Seiten der eindringenden Feinde, sei es von einem heimlichen Parteigegner, schwer verwundet zu werden. Seitdem litt er jahrelang auf's Qualvollste, sagte aber, wie Jacobi an Herder schreibt, unter den schrecklichsten Schmerzen: „Ich bin wohl recht der gute Narr vom lieben Gott. Er mag es mit mir machen, wie er will, ich kann doch nicht von ihm ab." Erst am 2. Januar 1802 erlöste ihn der Tod von seinen langen Leiden.

Lavater fand schon bei seinen Lebzeiten die verschiedenste Beurtheilung: von Jacobi und Hamann, von den Orthodoxen der protestantischen, wie der katholischen Kirche fast vergöttert, wurde er von Lichtenberg, Wieland, Musäus und später auch von Knigge mit satyrischem Spott verfolgt. Wilhelm von Humboldt nannte ihn kleinlich, selbstgefällig, fade und geistlos, mit Worten und mit Formen spielend, und selbst Goethe, der ihn einst hochschätzte, hielt sich nachmals fern von ihm. Der, von Voß in herbester Stimmung angedeutete Vorwurf, als sei Lavater ein absichtlicher Betrüger, oder das bewußte Werkzeug dunkler Plane gewesen, scheint ungerechtfertigt. Vielleicht war er nur der ausgeprägte Prototyp einer Geistesrichtung, die in eitler, sentimentaler Selbstbespiegelung und in hyperbolischem Freundschaftscultus sich selbst und die Nächsten willenlos betrog.

Die Fürstin Gallizin.

Wenige Wochen nach dem Besuche Lavaters erschien im August 1793 die Fürstin Gallizin am fürstbischöflichen Hoflager zu Eutin. Ihr Vater, Samuel Reichsgraf von Schmettau

stammte aus einem alten magyarischen Geschlechte Szmettay, das im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert in Ungarn und Serbien begütert war. Ein Sprößling dieses Hauses kam um 1740 mit König Matthias Corvinus nach Schlesien, wo seine Nachkommen zur protestantischen Kirche übertraten, und sich im Fürstenthum Neisse und in der Grafschaft Glatz niederließen.

Graf Samuel, geboren 1684, kämpfte unter Marlborough bei Höchstädt, diente von da bis 1714 im holländischen Heere, trat dann in den polnischen, und 1717 in den Dienst Oesterreichs, unter dessen Fahnen er gegen die Türken, darauf in Sicilien gegen die Spanier focht, sich bei Villafranca auszeichnete, 1720 die Belagerung von Messina leitete und 1731 den Aufruhr in Genua besiegte. Zwei Jahre später zog er mit dem Herzog von Braunschweig-Bevern gegen die Franzosen, und 1737 noch einmal gegen die Türken. Schon 1735 war er für vielfache ruhmwürdige Thaten zum Generalfeldzeugmeister ernannt, und sechs Jahre darauf mit der Feldmarschallswürde bekleidet. Nachdem Friedrich II. Schlesien besetzt, und es nach zwei glücklichen Feldzügen im Frieden zu Breslau 1742 für die preußische Krone gewonnen hatte, trat Schmettau auf den an die neuen Vasallen ergangenen Ruf in die Dienste des Königs. Dieser verwandte ihn jedoch nicht als Kämpfer gegen die ehemaligen Waffenbrüder, sondern zu Gesandtschaften bei'm Könige von Frankreich und bei Kaiser Karl VII., durch den Schmettau am 24. Februar 1742 in den erblichen Reichsgrafenstand erhoben wurde. Er starb am 18. August 1751 als preußischer Generalfeldmarschall, Großmeister der Artillerie, erster Curator der neugestifteten Akademie zu Berlin und Ritter des schwarzen Adlerordens.

Seine Wittwe, Maria Anna, geborne von Riffer, 1740 im zwanzigsten Jahre vermählt, übergab nach des Gatten Tode ihre 1748 geborne Tochter Amalie einer katholischen Erziehungsanstalt in Breslau, wo diese fast neun Jahre lang blieb, und nur höchst dürftig unterrichtet wurde. In kindlicher Harmlosig-

keit verflossen dort ihre Tage bis sie einst in der Kirche hinter sich den Ruf vernahm: Gott! welch ein Engel! Von diesem Augenblicke an erwachte in ihrem Herzen eine Eitelkeit, die sich bis zur Selbstbewunderung steigerte, und deren Ueberwindung erst nach schweren innern Kämpfen gelang.

Als sie dann aus dem stillen Asyle der Kindheit nach Berlin in das geräuschvolle Haus der Mutter versetzt ward, fühlte sie sich „wie aus den Wolken gefallen." Bei ihrer Unbehülflichkeit in den Formen der Gesellschaft und bei dem täglich wahrnehmbaren Mangel ihrer Kenntniß empfand sie, nach ihren eignen Worten, qu'elle avait besoin d'être „decrassée." Die Mutter vertraute sie daher zur Weiterbildung einem berliner Pensionat, dessen Vorsteher Premonval, ein Schüler Lamettries, eifrig bemüht war, seine Schülerinnen in die Grundsätze des Atheismus einzuweihen. Während anderthalbjährigen Aufenthalts in diesem Hause hatte Amalie nur in der Kunst zu tanzen und französisch zu parliren, sowie in der Mythologie Einiges gelernt, dagegen nicht einmal im Lesen und Schreiben Fertigkeit erlangt.

Sobald der zur Mutter Zurückgekehrten völlige Freiheit in der Wahl der Beschäftigung verstattet war, ergab sie sich leidenschaftlich der Musikübung und dem Bücherlesen, indem sie frivole Romane und ernsteste philosophische Werke mit gleicher Gier verschlang. Als funfzehnjähriges Mädchen wurde sie in die größeren Gesellschaftskreise eingeführt. Hier suchte sie vorzugsweise die Unterhaltung mit ältern gebildeten Männern, wie ihr denn, nach eigenem Geständniß, bei aller Leidenschaftlichkeit des Characters, Sinnlichkeit völlig fremd blieb. Zu Hause trieb sie neben der Lectüre Voltaires mit Vorliebe metaphysische Untersuchungen, fühlte sich aber dabei in plötzlich aufflammender Erinnerung an die Kindheit und an die einst treu befolgten Gebräuche der Kirche oft schmerzlich, und um so empfindlicher betroffen, je mehr all das Neue und Widersprechende, das ihr junger Geist aufnahm, geeignet war, Zweifel und Gewissensangst zu wecken.

1768 begleitete Amalie die Prinzessin Ferdinand von Preußen auf einer Badereise nach Aachen. Dort wurde sie mit dem Fürsten Dimitri von Gallizin — Galyczin — bekannt, welcher, als Gesandter der Kaiserin Katharina in Paris mit Ankauf werthvoller Gemälde für die Gallerie von Zarskojeselo betraut, im genauen Verkehr mit Künstlern und Gelehrten, besonders mit Voltaire und Diderot, lebte, und dadurch den Schein einer vielseitigen Bildung erworben hatte. Nach anfänglichem Weigern Amaliens gelang es dem eifrigen Werben des Fürsten und den zuredenden Worten der Prinzessin jene unter mütterlicher Zustimmung zum Ehegelöbniß zu bewegen. Schon im August zu Aachen vermählt, eilte der Fürst nach Petersburg, seine junge Gattin dem Hofe und den dortigen Verwandten vorzustellen. Dann zog das Ehepaar nach Paris, wo ihm 1769 eine Tochter, Marianne Dorothea, und 1770 ein Sohn, Demetrius, geboren ward.

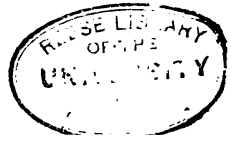
1773 wurde der Fürst als Gesandter nach dem Haag versetzt. Hier fand Amalie in Franz Hemsterhuys, dem Sohne des großen holländischen Philologen, einen ihrem Wissens- und Bildungsdrange vollkommen zusagenden Freund. Denn in den liebenswürdigsten Formen des Umgangs und mit zartem Sinn für das Schöne verstand Hemsterhuys die originellste Ansicht in einer, keine Partei verletzenden Weise, die tiefsten Gedanken mit Eleganz und Kunstgeschmack mitzutheilen. Seine Behauptung: „die großen Seelen, die sich dann und wann unter den Menschen zeigen, läßt die Vorsehung zu Zwecken entstehen, die mit dieser Welt nichts gemein haben; es sind Keime, die sich erst in der Ewigkeit entfalten", erschien so weit und dehnbar, daß fast jede Schule und jede Confession sie sich zueignen und im Interesse ihres Glaubens verwerthen konnte.

Je inniger das Verständniß zwischen Amalie und Hemsterhuys ward, um so entschiedener zeigte sich der Mangel an Uebereinstimmung zwischen ihren Ansichten und denjenigen ihres Gatten. Diese schmerzliche Erfahrung, Täuschungen in der Freund-

schaft und Kränkungen für erzeigte Wohlthaten reizten sie mehr und mehr, dem lauten Welttreiben zu entsagen, und in strenger Abgeschlossenheit der Erziehung ihrer Kinder und der eigenen Weiterentwicklung zu leben. Nach dem Tode ihrer Mutter ließ die Fürstin sich das Haar scheeren, ersetzte die Frisur durch eine runde Perücke, und entsagte, dem Spott trotzbietend, jeglichem Modetand, während ihr Gemahl nach wie vor den geselligen Neigungen und den Pflichten seiner äußern Stellung oblag.

Um diese Zeit wurde sie mehrmals von Diderot besucht, der sie vergeblich für den Atheismus zu gewinnen suchte. „Gott und meine Seele", so berichtet sie selbst, „wurden nun die gewöhnlichen Gegenstände meiner Betrachtung und Forschung." Sie bezog mit Einwilligung des Fürsten einen kleinen Meierhof bei Scheveningen, den sie „Nithuys" — nicht zu Hause — nannte, und auf welchem sie Hemsterhuys, ihren „Sokrates" zweimal wöchentlich sah, während an den übrigen Tagen ein regelmäßiger Briefwechsel zwischen ihnen stattfand.

Im Februar 1777 schrieb die Fürstin, die von dem Freunde „Diotima" genannt wurde: „Je ne suis pas la dupe de Votre ruse, Vous voulez me faire répéter ce que Vous aimez à entendre et Vous savez, que je ne demande pas mieux que d'avoir une bonne occasion de Vous dire, je Vous aime. Vous faites une partie essentielle de mon bonheur, surtout depuis que j'ai su armer mon coeur contre les traits aigus, que Votre trop riche imagination lui lance et qui ne sont plus dangereux pour l'amitié, depuis que l'amitié elle-même prend soin d'en prévenir ou d'en guérir l'effet." Nachdem dann wochenlang ein Zärtlichkeitskampf fortgesponnen wird, schreibt sie im April: „Diotime n'êut imaginé, qu'on puisse être à charge à son ami! et qu'il peut y avoir des considérations de fortune capables de l'en déparer. Diotime ne connait qu'un seul lien, auquel le devoir la forcerait de sacrifier ses penchants, s'ils étaient en concurrence, c'est à celui qui la lie, non à un époux, ce titre d'institutions de la



société ne serait pas même assez respectable pour elle en comparaison du lien sacré que Dieu et la nature seuls nouèrent, mais au père de ses enfans, parceque son coeur lui dit que ces êtres, du bonheur desquels la nature la chargea, pour ainsi dire, constituent le premier de ces devoirs et qu'une partie de ce bonheur pour eux tient à l'intelligence, à la paix, à l'affection réciproque, en un mot à la concorde de leurs parents; et comme une femme est la partie subordonnée dans un ménage, il lui convient de sacrifier tout autre intérêt, le sien surtout pendant ce court voyage qui constitue la vie humaine à cette bonne intelligence."

In dieſer Einſamkeit verweilte die Fürſtin bis 1779, zu welcher Zeit ſie auf die Empfehlung eines Genfers nach der Schweiz überzuſiedeln beſchloß. Vor dem Antritt dieſer Reiſe beſuchte ſie Münſter, um perſönlich die Schulreformen kennen zu lernen, durch deren Einführung der edle Miniſter Friedrich Wilhelm Franz von Fürſtenberg allen katholiſchen Schulen ein nachahmungswerthes Beiſpiel gegeben hatte. Dieſer „baute Alles auf Mathematik und empiriſche Pſychologie, letztere rationaliſirt in die Länge und Breite, Höhe und Tiefe, und ſchrieb dieſen Dingen wunderbare Kräfte zu; dabei war er ein Mann von großem Charakter und außerordentlichen Geiſtesfähigkeiten." Zu ſeiner Umgebung gehörten die Freiherren Droſte zu Viſchering, Caspar Max, ſpäter Biſchof zu Münſter, und Clemens Auguſt, der nachmalige Erzbiſchof von Cöln, ferner die Domkapitulare Bernhard Overberg und Katerkamp, und der Hofrath und Profeſſor Anton Matthias Sprickmann, Dichter und einſt Mitglied des Hainbundes.

Der in dieſem Kreiſe wehende Geiſt ſtrengkirchlicher Gläubigkeit, verbunden mit vielſeitiger Gelehrſamkeit und lauterer Sitte, feſſelte die Fürſtin und ließ ſie eine Befriedigung ihrer Herzensſehnſucht ahnden, die Hemſterhuys nimmer gewährt hatte. Galt dieſem der Chriſtenglaube als „ein ausſchließliches Eigenthum des Pöbels und die Bibel als ein ganz unausſtehliches

Buch", so hörte sie jetzt in ganz anderer Weise derselben erwähnen. Sie begann darin zu lesen, und war bald dem Glauben mit vollster Entschiedenheit zugethan. Nachdem sie während dieser Reise noch mit Jacobi und durch diesen mit Hamanns Schriften und Schicksalen bekannt geworden, zog sie zum bleibenden Aufenthalt nach Münster.

Von hier aus schrieb sie schon am 17. November 1779 an Hemsterhuys: „Vous n'avez pas eu le courage d'avouer une bonne fois, que Vous Vous êtes trompé; ce défaut de courage a nécessité la suite de détours qu'il a fallu pour éviter une explication nette. Il m'a jetté dans l'abîme où nous avons vécus trop longtems, mais enfin, puisqu'il fallait un jour en sortir, félicitez-Vous d'avoir affaire à une amie assez juste, pour faire pencher la balance du total du coté de Vos bonnes qualités et n'abusez plus de ces dispositions. Je Vous ai rendu Votre liberté et j'ai repris la mienne, tout détour est donc désormais superflu et serait par conséquence inexcusable. Assez et trop longtems j'ai assujetti mon sort, désormais je prétens le gouverner seule. Assez et trop longtems j'ai sacrifié mon tems, mes facultés et mon bonheur à nos tristes jeux, désormais je prétens les employer plus noblement, me livrer au travail et à des devoirs sérieux avec une tête libre, et rayer de l'amitié tout ce qui ne favoriserait pas ce but, tout ce qui ne rend pas réciproquement plus heureux et meilleur. Ce dessein est si fermement pesé et résolu, qu'il n'est aucun effort humain capable de m'en détourner d'un seul pas, et quelque précieux que ne cessera de me paraître Votre commerce, je me verrais forcée pour notre bien commun de le rendre moins fréquent, si Vous persistiez à vouloir le fondre sur une illusion."

Bald spricht sie in ihren Briefen von der „situation affreuse," in der sie sich seit Jahren Hemsterhuys gegenüber befunden, und, obwohl seitdem weder mit diesem, noch mit ihrem Gatten aller Verkehr abgebrochen war, gehörte sie doch fortan

mit immer entschiedenerer Ueberzeugung der Kirche. Eine schwere Erkrankung vollendete 1783 ihre Umwandlung. Im nächsten Jahre zog sie sich mit ihren Kindern nach einem Pachthofe zu Angelmodde bei Münster zurück, wo sie in einsamem Nachdenken und unter geistlichen Uebungen fast drei Jahre zubrachte.

Wunderbarer Weise durfte ihr Hemsterhuys noch 1784 seine lettres de Diocles à Diotime sur l'athéisme widmen, und im nachfolgenden Jahre die Fürstin auf der Reise begleiten, welche sie mit ihren Kindern und in Fürstenbergs Gesellschaft nach Sachsen unternahm, um das protestantische Schulwesen und seine Anwendbarkeit auf den katholischen Unterricht kennen zu lernen. Bei einem Besuch des halleschen Pädagogiums baten die Reisenden um Abhaltung einer Lehrstunde in der Mathematik, die von ihnen als „die wichtigste Grundlage aller höheren Menschenbildung und als der kürzeste, leichteste und sicherste Weg betrachtet wurde, um zu einem feinen Gefühl des Wahren und zu einem ruhigen Denken zu gelangen." Als nun in jener Stunde die Fürstin über verschiedene, dem Lehrer fremde Beweisführungen des pythagoräischen Lehrsatzes sprach, ergriff sie plötzlich die Kreide, und führte mit Sicherheit und Klarheit die Aufgabe aus. Die sie begleitenden Kinder, welche auch äußerlich den verderbten Gewohnheiten des Jahrhunderts entfremdet und zur mitwirkenden Verbesserung des Menschengeschlechts geschickt werden sollten, trugen höchst einfache Kleider, schlichtes Haar und die Füße unbekleidet. Das Gesicht war von Luft und Sonne gebräunt, das Auge offen und hell, das Gespräch verständig ohne Affectation. In der Schwimmanstalt mußten Prinz und Prinzessin die Oberkleider abwerfen, und, von einem erhöhten Balken in die Saale stürzend, unter großem Beifall der Halloren umherschwimmen. Auch Weimar wurde sodann besucht, wo man sich, nach Goethes Ausdruck, „schon über gewisse Puncte verglich und, Einiges zugebend, Anderes duldend, im besten Vernehmen schied."

An ihrem Geburtstage, dem 27. August 1786, glaubte die

Fürstin ihre Selbsterziehung so weit gediehen, daß sie in einer allgemeinen Beichte ihrem Freunde Overberg das ganze Herz ausschütten, und von nun an nichts als eine gehorsame Tochter der Kirche zu sein, versprechen konnte.

Ein Jahr darauf traf Hamann, von Düsseldorf kommend, in Münster ein, und bald war zwischen dem Lutheraner und der Katholikin eine, der gegenseitigen Ueberzeugung unschädliche, bis zum Tode dauernde Freundschaft geschlossen. „Was mich vollends gewaltig zu ihm zog," so schreibt die Fürstin in Bezug auf Jenen an Jacobi, „waren unsre gemeinschaftlichen Freunde Plato, Homer, Sokrates, und vor allen die heilige Schrift, von der sein ganzes Wesen imprägnirt ist. Er hat sich in meine Vorstellungsart dergestalt, und auf eine Art, die ich mit Worten nicht zu sagen vermag, eingewebt, daß ich, wie von einem heimlichen Ansatze von Liebe zu ihm krank wurde." Hamann aber sagt in seiner burlesken Weise: „Wir leben hier durch einander, wie die Wilden, in einer sehr glücklichen Autonomie oder beinahe künstlichen Ungezogenheit. Es ist eine Wohlthat, am Gegenwärtigen mehr Geschmack zu haben, als an allem Uebrigen, was diesseits oder jenseits liegt. Gesetzt, daß Alles auf Täuschung oder Fiction hinauslaufe, so will ich selbige genießen als das beste Intermezzo meiner Wanderschaft. Auch hier sind die Götter — Küche und Tempel, Stall und Pallast. Alles ist gut, alles ist eitel! Wohl mir, daß ich imbecillitatem hominis und securitatem Dei mit gleicher Intension zu fühlen im Stande bin."

Hamann sah in der Fürstin „die einzige Frau ihres Geschlechts, welche an Leidenschaft für Größe und Güte des Herzens siech" sei, und warnte sie daher vor zu lebhaftem und zu angestrengtem Streben nach Vervollkommnung. „Mir war," schrieb sie darauf, „dies beständige Gefühl der Anstrengung ein Ruhekissen in drohender Muthlosigkeit. Hamann aber sah Stolz darin und sagte es mir. Die Haut riß er mir mit dieser Erklärung vom Knochen. Mir dünkte, man raubte mir, der Lah-

men, die einzige Krücke. Aber ich liebte und ehrte ihn zu tief, um seine Erklärung nicht in meine Seele aufzunehmen, ja, ich liebte ihn mehr als jemals für diese väterliche Härte, wälzte daher die Sache ängstlich in meine Seele und fand sie wahr."

Seit seinem ersten Besuche in Münster weilte Hamann abwechselnd dort und in Pempelfort, starb aber schon den 21. Juni 1788 am erstern Orte. Da er als Protestant auf dem münsterschen Kirchhofe keine Ruhestätte finden konnte, so ließ die Fürstin ihn in ihrem Garten begraben, und setzte seinem Denkstein die Inschrift: Judaeis quidem scandalum, Graecis autem stultitiam: sed stulta mundi elegit Deus, ut sapientes confundat, et infirma mundi elegit Deus, ut confundat fortia. I Cor. 1. 27. Johanni Georgio Hamanno, viro christiano.

Immer inniger wurde nun die geistliche Gemeinschaft der Fürstin mit Overberg, und, als 1790 auch Hemsterhuys, siebenzig Jahr alt, im Haag verstorben war, hatte sie bei diesem Todesfall nur noch den kummervollen Gedanken, daß ihr Freund ohne die Hülfe und ohne den Trost der Religion geschieden sei.

1791 traf sie zuerst mit Stolberg zusammen, auf dessen Leben sie seitdem einen immer mehr bestimmenden Einfluß ausüben sollte. Ein Jahr darauf begleitete sie ihren Sohn nach Rotterdam, von wo derselbe zur Erweiterung seiner Welt- und Menschenkenntniß in Begleitung des Missionar Brosius nach Amerika abreiste. Schon nach einem Jahre war auch der Prinz entschlossen, sich dem Missionswerke zu widmen, und, noch bevor des Vaters Einwilligung eintreffen konnte, ließ er sich im Januar 1795 zum römischen Priester weihen, fand aber bald nachher in Nordamerika seinen Tod. Die Prinzessin wurde am 2. Mai 1818 mit Fürst Franz Wilhelm von Salm-Krautheim zu Düsseldorf vermählt, und starb 1823.

Die Fürstin Amalie verlebte ihre letzten Lebensjahre theils in der Einsamkeit zu Angelmödde, theils in ihrem Hause zu Münster, wo im großen reich geschmückten Saale der Büste Homers gegenüber diejenige von Hemsterhuys stand, umgeben von

den Bildnissen Alexanders des Großen, Goethes und Herders. Sie blieb bis an ihr Lebensende der Mittelpunct eines sie hochverehrenden, bald durch den Zutritt der stolbergschen Familie verstärkten Kreises. Obwohl schon lange leidend, begleitete sie dennoch ihren Freund Fürstenberg 1805 auf einer Reise nach Hildesheim. Hier erfuhr sie das plötzliche Erkranken der geliebten Gräfin Thereſe von Truchseß, Aebtissin von Vreden im Fürstenthum Salm. Sie eilte dahin, aber zu spät, um der Freundin die Augen zuzudrücken, kehrte, körperlich und geistig geknickt, nach Münster und dann nach Angelmodde zurück, wo sie am 27. April 1806 ihr an Schicksalen und Kämpfen reiches Leben schloß.

Während der letzten Krankheit derselben schrieb Karoline Perthes, welche in ihres Vaters Claudius Hause die Fürstin einst unter der scherzhaften Maske einer westfälischen Schullehrerin hatte eintreten und dort in unbefangenster Weise verkehren sehn: „Durch Nichts in der Welt habe ich einen so großen und bleibenden Eindruck, wie durch die Fürstin erhalten, und von dem Augenblick an, in welchem ich sie zuerst sah, ist sie mein Leiter zu Gott gewesen.“

„Ihren Zustand“, sagt Goethe von derselben, „konnte man, nahe gesehn, nicht anders als liebevoll betrachten. Sie kam früh zum Gefühl, daß die Welt uns nichts gebe, daß man sich in sich selbst zurückziehen, daß man in einem innern beschränkten Kreise um Zeit und Ewigkeit besorgt sein müsse. Beides hatte sie erfaßt; das höchste Zeitliche fand sie im Natürlichen, und hier erinnere man sich rousseauscher Maximen über bürgerliches Leben und Kinderzucht. Ihre Kinder lernten schwimmen und rennen, vielleicht auch balgen und ringen. So war es mit dem zeitlich Gegenwärtigen. Das ewige Künftige hatte sie in einer Religion gefunden, die das, was andere lehrend hoffen lassen, heilig betheuernd zusagt und verspricht. Aber als schönste Vermittelung zwischen beiden Welten entsproßte Wohlthätigkeit, die mildeste Wirkung einer ernsten Asketik: ihr Leben füllte sich aus mit Religionsübung und Wohlthun.“

Auseinandergehende Bestrebungen.

So bildeten Hausfreunde und Amtsgenossen, Besuchende aus den Nachbarstädten und Gäste aus weiterer Ferne in Eutin einen fast ununterbrochenen Zusammenfluß ausgezeichneter Geister, denen Stolberg oder Voß, später auch Jacobi, den hauptsächlichsten Anziehungs- und Mittelpunct gewährten. Freilich trat bei schärfer ausgeprägter Meinungsverschiedenheit auch Sympathie und Antipathie in stärkerem Gegensatze hervor, und, wie Stolberg nachmals dem Jugendgenossen Cramer und dem befreundeten Halem den Rücken wandte, so floh Voß bei Lavaters Besuch im Juli 1793 nach Meldorf, um den Predigten des zürcher Apostels zu entgehen, und mit dem getreuen Boie, „wie weiland in Göttingen Blumensträuschen für den Almanach zu sammeln und zu ordnen," während Ernestine Brunnen trank, und „die Söhne des gewesenen Land- oder Dorfsängers Voß, jetzigen Vagabunden, im schönen Geisterreich der Griechen und Römer" in Freiheit und Fröhlichkeit der Ferien genossen. Hier schrieb Voß die gereimte Idylle: Junker Cord, „als ländliches Bild des menschenverachtenden Geschlechts." Um dieselbe Zeit erschien seine Uebersetzung des Homer vollständig.

Nach der Rückkehr von Meldorf, lud Stolberg Voß zum Abendessen. „Ich saß," erzählt dieser, neben Bernstorfs ältestem Sohne, und fragte gleichgültig, ob, wie es hieß, ein französischer Gesandter nach Copenhagen komme. Die Antwort vernahm ich nicht; denn der lauschende Wirth fuhr auf, und beleidigte mich so, daß wir weggingen als Geschiedene. Den andern Morgen kam Stolberg reuig. Es erfolgte Aussöhnung und Ruhe für einige Zeit. Seine Schwägerin, die Gräfin Luise, betrachtete ihn als gemüthskrank, und bat mich um Nachsicht und Freundespflege."

Selbst die Anwesenheit der Fürstin Gallizin, die im August 1793 mit ihren Kindern, dem Lehrer derselben, und einem anderen, welcher die stolbergschen Kinder angeblich in Leibesübungen

unterweisen sollte, sowie mit Overberg in Eutin erschien, störte anfangs das gute Einvernehmen zwischen den Wiederversöhnten keineswegs. Voß sah in der Fürstin „eine zurückgezogene Weltdame mit noch reizendem Gesicht, geistreich, heiter, unbefangen, gefühlvoll für alles Schöne und Gute, wohlwollend und entschuldigend", in Overberg „ein Bild altdeutscher Redlichkeit, den bescheidenen Zuhörer und anziehenden Kinderfreund," und in dem, von diesem und der Fürstin gemeinschaftlich verfaßten Buch für Volksschulen ein Werk „voll Wärme für die heilbringenden Lehren des Christenthums und rein von Verdammungssucht, ein wahrhaft christkatholisches Buch, dem der protestantische Mitbruder bis auf Einzelnes von Herzen beistimmen konnte."

Begeisterter schreibt Nicolovius von dem damaligen Besuch der Fürstin: „tiefere Blicke in die Seele dieser großen Frau habe ich noch nie gethan, noch nie den ganzen Sinn ihres Wesens stärker geahndet. Wie ekelt einem alles sonst so Gepriesene an, und wie sehnt man sich doppelt nach der Kraft, mit welcher sie die Welt überwunden hat."

Bald aber trieben die münsterschen Gäste mit auffälliger Ostentation die Ceremonien der katholischen Kirche, lasen täglich Messe, hielten strenge auf's Fasten, unterhielten die erkrankt im Bette liegende Gräfin Sophie und die stolbergschen Kinder mit Legendenerzählung, und fuhren wöchentlich zum Gottesdienst in die vier Meilen entfernte katholische Kapelle zu Lübeck. Nach ihrem mehrmonatlichen Aufenthalte trafen im Herbste die Gebrüder Droste, und Katerkamp zum Besuche bei Stolberg ein, und Voß sah mit theilnehmendem Schmerze den Freund immer fester von den Banden des Römerthums umstrickt.

Dagegen brachte das Erscheinen des, von einer größeren Kunstreise heimkehrenden jovialen Kapellmeisters Reichardt, ferner Eberts von Braunschweig und Büsch's aus Hamburg nach andrer Seite hin Leben und geistige Anregung in die eutiner Gesellschaft. Als Zögling des letztern traf auch der erst sechszehnjährige Barthold Georg Niebuhr dort ein, von welchem Ni-

colovius schon damals sagte: „Mir ist kein Beispiel bekannt von solchen Talenten, und solchem Fleiß, verbunden mit offenem Sinn und völliger Unbefangenheit. Seine Seele gleicht einer Biene. Alles Schöne unserer reichen Zeit sammelt sie ein, und berührt kein Gift. Er steht unbefleckt da und leuchtet, und weiß es nicht. Er hat uns Allen wohlgethan."

Voß hatte, nachdem er 1794 seine „mythologischen Briefe" vollendet, im Mai mit seinem Sohne Heinrich eine Erholungsreise zum alten Vater Gleim in Halberstadt, „dem silberhaarigen Jüngling, der im Elysium nur die Hülle zu verändern braucht," angetreten. Hausherr und Nichte erwiesen den Reisenden edelste Gastlichkeit, und jener, wie der auf der Durchreise anwesende Matthisson boten zu belehrendem Meinungstausch, vielleicht auch zu gegenseitigen Lobes- und Schmeichelworten reichlichen Anlaß. Nach dem Besuche eines nahen Benedictinerklosters, wo der achtundsiebenzigjährige gute Abt „fünf grade sein ließ," und Pater Kellner die Ketzer mit Prälatenwein erquickte, schrieb Voß: „Du glaubst nicht, wie schön es die Mönche haben könnten, wenn sie nicht — Mönche wären," und von einem gleichfalls dort besuchten Nonnenkloster: „die guten Dinger waren sehr artig. Eine dreiundzwanzigjährige, sehr hübsche, führte uns in ihre niedliche Celle, lachte mit uns über das aufgehängte Bild von Heloise und Abälard, wußte schöne Lieder auf dem Klavier zu spielen, und hatte unter andern weltlichen Büchern auch meinen Almanach. Das arme Mädchen dauerte mich in seiner erzwungenen Fröhlichkeit."

Nach elftägigem Aufenthalt in Gleims Hüttchen gings nach Weimar, wo Wieland, der einst vom göttinger Dichterbund so arg befeindete, sich auf's Zuvorkommendste erwies, sich unter herzlichem Lachen die Geschichte von der Verbrennung seines Bildes erzählen ließ, und sehr überrascht war, Voß von dem einst vergötterten Klopstock in so kühlem Ton reden zu hören. Auch Goethe und Herder zeigten sich innig und vertraut, und, nachdem Voß einigemal aus seiner, in Weimar angefochtenen Ueber-

setzung des Homer vorgelesen, ward ihm von jenen, wie von den gleichfalls anwesenden Knebel, Böttticher und Bertuch „einhelliger, warmer Beifall. Alle gestanden, sie hätten einen solchen Versbau, eine so homerische Wortfolge, die gleichwohl so deutsch, so edel, so kindlich einfach wäre, sich nicht vorgestellt. Goethe kam, und drückte mir die Hand," erzählt Voß weiter, „ebenso Wieland, ich hätte ihn belehrt, er begriffe nicht, wie er mich hätte verkennen können. Man müßte von mir erst lernen, wie Homer zu lesen sei. So auch Herder und seine Frau. Bei Tische ging das Gespräch fort über Homers Gedichte und Zeitalter. Ich mußte noch das homerische Haus erklären: Alles schien neu und befriedigend. Wir wurden ausgelassen fröhlich. Die Erzväter wurden recensirt mit unauslöschlichem Lachen, indem Herder komisch ihre Vertheidigung übernahm. Dabei ward rechtschaffen Steinwein und Punsch gezecht. Goethe saß neben mir, er war so aufgeräumt, wie man ihn selten sehen soll. Nach Mitternacht erst gingen wir auseinander."

Goethe, der kurz zuvor den Reinecke hatte drucken lassen, bemerkt über jenen Besuch: „von der beurtheilenden Seite waren Vossens rhytmische Bemerkungen nicht tröstlich, und ich mußte nur zufrieden sein, daß ein gutes Verhältniß zu dem Freunde nicht gestört wurde. Voß konnte mit mir zufrieden sein, indem ich, auf seine Bemerkung achtend, mich in der Folge nachgiebig und bildsam erwies."

Die Reisenden besuchten sodann in Halle Reichardt auf seiner lieblichen Besitzung bei Giebichenstein, und Friedrich August Wolf, mit welchem Voß sich seit 1789 im regsten Briefwechsel und in gleichem Gegensatze zu Heyne befand. Hier ergötzte Voß die Erzählung von der Aufnahme, die kurz zuvor die vom Minister von Wöllner ausgesendeten „Glaubensschniffler," Geheimerath Hilmer und Hermann Daniel Hermes bei den hallischen Studenten gefunden. „Hermes war eben in Erwartung eines Vivat an's Fenster getreten, und hatte sich erkundigt, mit was für Höflichkeit man dergleichen Begrüßungen zu erwiedern pflege,

als er ein Pereat vernehmen mußte. Den andern Tag kamen die Studenten wieder, und einer, dessen Stimme sich auszeichnete, hielt eine Anrede an die Pfaffen, worin Hermes der Dummkopf aller Dummköpfe genannt wurde, und nun erfolgte eine Verwünschung mit einem Steinhagel, vor dem kein Fenster verschont blieb. Zweitausend Bürger und Halloren riefen bravo! Um größerem Unfug zu entgehen, flohen die Gewissensräthe heimlich aus der Stadt, aus welcher man sie auf Eseln heimführen wollte, und die Zurüstung zu dem Mahle, mit dem Hermes die Universität zu bewirthen gedachte, ward öffentlich versteigert."

Nachdem sodann dem lieben Halberstadt ein zweiter Besuch geschenkt, und in Magdeburg der Consistorialrath Funk, einst auf Seeland Hauslehrer bei Cramer, und frühester Beobachter von Stolbergs Entwickelung, wiedergefunden war, traf Voß in der Mitte des Juni in Eutin ein, wo er bald die Freude hatte, die drei ersten Gesänge seiner Luise gedruckt vor sich zu sehen.

Stolberg hatte in diesem Jahre seine „Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien" erscheinen lassen, und bald darauf eine Ode: die Westhunnen, welche Voß zu dem Ausrufe veranlaßte: „Hole der Henker Adel und Pfäfferei, die ein Herz, wie Stolbergs, entadelten. Er verkümmert immer mehr in seiner Armseligkeit, und mein Gefühl ist — Mitleid."

Nach jenen Arbeiten begann Stolberg auserlesene Gespräche des Plato zu übersetzen und mit einem, seinen religiösen Anschauungen entsprechenden Commentar zu begleiten. „Ich kenne und liebe," schreibt er aus Emkendorf bei'm Beginn dieser Unternehmung, „die Mystik des Plato, eines meiner ersten Lieblinge. Neulich habe ich auf Geheiß einer christlichen Diotima das Gastmahl übersetzt, und hier den Phädros gelesen. Diese beiden Gespräche, die Apologie, der zweite Alcibiades, Kriton und einzelne Stellen aus der Republik und aus den Gesetzen scheinen mir das Nonplusultra menschlicher, von Offenbarung

nicht erleuchteter Weisheit zu sein. Sagst Du, daß Gott im Verborgnen die Seele des Sokrates erzogen, sie hoher Ahndung geöffnet habe: gut, so glaube ich es gern. Gern nehme ich mit Dir die hamannsche Anwendung des paulinischen Wortes an: Ist Gott nicht auch der Heiden Gott? Ja freilich auch der Heiden Gott, aber immer bleibt die Art der Offenbarung, die ihnen ward, nicht nur dem Maße und dem Grade nach, sondern der Natur und der Gnade nach unterschieden von der biblischen, wie der Himmel über der Erde ist." Am 27. August 1794 sang er der Fürstin zum Geburtstag:

Schauer der Ehrfurcht,
Der Freude Schauer
Beben mir, o Geliebte, durch Mark und Bein
Bei'm Gedanken an Dich,
Die Du sonnest im Strahl
Der ewigen Sonne!

Heb', o Geliebte
Heb', o Gesegnete des Herrn,
Auf Deinen Schwingen
Zur ewigen Sonne,
Heb', o Geliebte, mich empor!

„Für die Fürstin," so berichtet Katerkamp schon über Stolbergs damaliges Verhältniß zu derselben, „sie, welche in jener verhängnißvollen Zeit alle Edlen, die mit ihr in Berührung kamen, gern aufforderte, sich an einander anzuschließen, und durch vereinigte geistige Bestrebung der wildesten Kraft, die Alles, was ehrwürdig und heilig ist, zu zerstören drohte, entgegenzuwirken, war es ein erfreuliches Ereigniß, ihre Verbindung mit Fürstenberg und Overberg durch den Beitritt eines Mannes verstärkt zu sehen, dessen Geist eine so nahe Verwandtschaft mit dem ihrigen hatte."

Auch das Jahr 1795 brachte seine Freuden und Leiden: im Sommer hatte die voß'sche Familie frohe Wochen in Dithmarschen, und in dem gegenüberliegenden Land Hadeln verlebt, das liebe

alte Otterndorf und Cuxhafen noch einmal besucht; der nachfolgende Winter aber führte ihren treuen Hausgenossen, Rudolf Boie, auf ein langwieriges Schmerzenslager und dann dem Tode in die Arme. Stolberg kam häufig an das Bett des Leidenden: „wir sind", schreibt Voß, „seit mehreren Jahren nicht so herzlich mit einander gewesen. Neulich vergingen uns drei Stunden wie Augenblicke im Gespräch über Religion. Er duldet jetzt andere Ueberzeugungen mit Ruhe, mit Heiterkeit. Ich träumte die ganze Nacht, wie wenn Einem etwas außerordentlich Frohes begegnet ist. Auch Stolberg war mit einer Fröhlichkeit zu den Seinigen gekommen, daß sie den folgenden Tag mit Verwunderung davon sprachen." Ebenso schreibt Erneſtine nach dem Tode ihres Bruders: „Mit Stolberg sind wir seit Jahren nicht so herzlich gewesen, wie eben jetzt. Das thut uns innig wohl. Die dreistündige Unterredung und das ruhige Scheiden unseres Treuen haben sein Herz erschüttert."

Bald führte die Wiederbesetzung der durch Boies Tod erledigten Lehrstelle zu neuen verdrießlichen Reibungen, da Stolberg die Rechtgläubigkeit des von Voß Empfohlenen bestritt. Dagegen vertraute der Graf seine Söhne dem Unterricht des Freundes an, und als dieser, um denselben abzulehnen, auf die Unähnlichkeit ihrer religiösen Vorstellungen hinwies, und offen aussprach: „Allenthalben, wo sich Gelegenheit darbietet, bei Homer, Virgil, Cicero, Milton, Tasso, trachte ich, die Jugend aus finsterem Wahn zu heiteren Begriffen von Menschenwohl zu erheben, das ist mir das Heiligste meines Berufs", da antwortete Stolberg dem Erstaunten, daß seine Söhne bei ihm nichts Verderbliches lernen könnten. Diese mildere Stimmung hielt Stolberg jedoch nicht ab, den neu erschienenen Wilhelm Meister feierlich zu verbrennen, mit Ausnahme des sechsten Buches, welches er, nach Schillers Aussage, „wie Arnds Paradiesgärtlein zärtlich rettete und besonders binden ließ. Er hält es in allem Ernste für eine Empfehlung der Herrenhuterei, und hat sich sehr daran erbaut." Um dieselbe Zeit sprach Stolberg in der Ode Kassandra

seinen Schmerz und Unwillen über die gottlose Richtung der Zeit aus.

Das Frühjahr 1796 ward in Eutin durch die Anwesenheit vieler Gäste, unter denen der ältere Niebuhr und Baggesen, heiter belebt, und, da überdieß das Verhältniß zu Stolberg in den letzten Monaten ein „weniger scheues und ängstliches" gewesen war, so trat Voß mit seiner Erneſtine mit frohstem Herzen im Juni eine zweite Reise zum Besuch des alten Gleim an. „Zwar blieb", erzählt er, „meine Klasse verwaist, aber die zur Selbstthätigkeit gewöhnten Schüler hielten für sich Schule. Die älteren erklärten, nach tüchtiger Vorbereitung, gemeinschaftlich in berathenden Gesprächen, und halfen den jüngern fort, wie auch sonst Sitte war. Zweifel und unlösbare Schwierigkeiten wurden für meine Zurückkunft angemerkt. Weil ich sie als ehrliebende Jünglinge nahm, mit ihnen auf den Bänken saß, die Grenzen meiner Erkenntniß, und, was ich jenseits vermuthete, aufrichtig angab, immer Wahrhaftigkeit, redlichen Fleiß, Selbstforschen empfahl, die reiferen oft zu Tische lud, oft alle zu einem Waldfeste mitnahm, so konnte ich, auch abwesend, ihrer Bescheidenheit sicher sein." In der That durfte Voß, als er zu Ende des Julimonats von der genußreichen Reise heimkehrte, laut rühmen: „Meine Schüler haben unterdessen für sich die Schule besucht und Ehre bei mir eingelegt."

Leider kam Voß körperlich nicht ungefährdet nach Hause, da sich in Folge einer Erkältung auf der Roßtrappe quälendes Ohrensausen einstellte. Aufheiterung bot dagegen eine achttägige Anwesenheit Spaldings in Eutin, der freilich mit innigem Mitleid Stolbergs umflorten Seelenzustand gewahrte. Im October kam auch der treue Brückner zum Besuch seines Voß, „der erste, der einst den zwanzigjährigen gehudelten Menschen unter den mecklenburgischen Barbaren bemerkt und an sich gezogen hatte."

Erneuerten Verdruß führte die allgemein verbreitete Ansicht herbei, daß der seit 1785 verbotene Illuminatenorden im Geheimen fortexistire, und Stolbergs Verdacht, daß Voß, obwohl

er seinen „Abscheu vor heimlichem Schwarmmachen und frommem Betrug“ oft bekannte, ein Anhänger jenes verdächtigen Bundes sei. Wiederholte Anzapfungen warfen den schon körperlich leidenden und leicht gereizten Voß am 6. December auf das Krankenlager und in einen neuntägigen Schlummer mit kurzen Augenblicken freien Bewußtseins. Der Arzt erklärte das Leiden für eine Hirnentzündung, und machte die Umgebung auf den traurigsten Ausgang gefaßt. In dieser Noth war Stolberg der schlaflos ausharrenden Erneſtine der alte herzliche Freund mit Rath und That, und als sie am zehnten Morgen den Fenstervorhang aufzog, sah der selbstbewußt erwachende Kranke im hellen Lichte des Frühroths Stolberg am Fuße des Bettes stehn. „Was Stolberg mir in der Genesung war“, ruft Voß noch in spätesten Jahren aus, „das vergelte ihm Gott! Erquickung brachte mir jetzt der bekannte Fußtritt, das freundliche Gesicht, das traute Gespräch. In einer seligen Stunde des neuen Lebens sagte ich dem Geliebten: Nun wird doch mein Stolberg nie wieder irre an mir! Er drückte mir die Hand mit tiefer Rührung und schwieg.“

Bald darauf, am 15. Januar 1797, verließ Stolberg, von Nicolovius begleitet, Eutin, um über Stettin, Danzig, Königsberg und Riga nach Petersburg zu gehen und den Kaiser Paul nach seiner Thronbesteigung im Namen des Herzog-Bischofs zu beglückwünschen. Erst um die Mitte Februar ward die russische Hauptstadt erreicht, in welcher Stolberg durch die kaiserliche Familie mit auszeichnender Freundlichkeit geehrt und mit dem Alexander Newski-Orden geschmückt wurde. Hier fand er Klinger, den er einst in Frankfurt als Goethes Freund kennen gelernt, als Obristlieutenant, verheirathet und Vater eines fünfjährigen Knaben, wieder. Mit diesem und mit den Dichtern von Nicolay und Soltau wurde dort manche genußvolle Stunde verlebt, und, da sich der Aufenthalt der Reisenden in die Länge zog, so hatten sie die Freude, am Ostertage noch der Feier des höchsten russischen Kirchenfestes beizuwohnen. Wenige Wochen später erkrankte

Stolberg an einem heftigen Gallenfieber, und, wenn gleich sachkundiger Beirath und aufmerksame Pflege die Gefahr bald beseitigte, so hinterließ die Krankheit doch länger dauernde Schwäche, so daß die Rückreise erst in der wärmern Jahreszeit angetreten und Eutin erst am 18. Juli wieder erreicht werden konnte. Hier wurden die Reisenden mit großem Jubel empfangen und eine Anzahl Bürger, unter welchen Voß und Bredow, überreichten „dem edlen, geliebten Grafen" ein, vermuthlich von Voß gedichtetes Begrüßungslied, das mit den Worten schloß:

Du bleibst nun bei uns, daß wir Deiner Liebe
Uns lang' erfreun, daß uns Dein Beispiel übe
Dir ähnlich, gut, wie Du zu sein,
Daß unsre Erben noch Dich Edlen schauen
Dir kindlich folgen, Dir wie Vater trauen,
Sich Deiner Sorg' und Deinem Schutze weih'n.

Jacobi und Schlosser.

In demselben Jahre, 1797, siedelte ein Mann nach Eutin über, der mehr als jeder Andere bestimmt schien, die harten Gegensätze zwischen Stolberg und Voß durch vermittelnde Ansichten und unter mildester Form zu versöhnen, Friedrich Heinrich Jacobi.

Er war 1743 zu Düsseldorf geboren und ein drei Jahr jüngerer Bruder des Dichters Johann Georg Jacobi. Eine kindische Neigung zum Grübeln trieb ihn früh, sich von Andern abzusondern, und schon im achten Jahre über die Frage der Ewigkeit und der persönlichen Fortdauer mit solcher Aufregung nachzudenken, daß er, wenn ihm unter anstrengenden Geisteswehen ein Resultat erreicht schien, nicht selten ohnmächtig zusammensank. Im Elternhause als der weniger begabte Sohn betrachtet, und vom Vater dem Kaufmannsfache bestimmt, begab er sich zu dessen Erlernung 1759 nach Frankfurt. Aber Unzufriedenheit mit jenem Beruf, die Vorwürfe seiner Vorge-

setzten und der Spott der Altersgenossen, sowie innerer Zwiespalt und religiöse Zweifel erzeugten in des Jünglings Seele eine Schwermuth, zu deren Bekämpfung er nach Genf gesendet wurde, wo die große Naturschönheit und ein reich geselliges Leben geeignet war, ihn geistig und körperlich zu stärken.

Hier wurde er mit Schülern und Anhängern Rousseaus befreundet, und durch den Mathematiker Lesage mit den Schriften Voltaires, Diderots, d'Alemberts, und der neuesten französischen Literatur schnell bekannt. Bei großer Geistesbeweglichkeit und leicht erregter Receptivität entnahm er in autodidactischer Einseitigkeit der Lectüre und den Gesprächen der gebildeten Gesellschaft eine Fülle von Ideen, ohne sie bei der Unentschiedenheit seines Characters und bei'm Mangel einer gründlichen Vorbildung vollständig durchdenken, und zum bewußt geordneten Eigenthum machen zu können. Da keine persönliche Autorität sein Urtheil bestimmte und die Unreife der eignen Geistesentwicklung den Verfolg eines festen Ziels unmöglich machte, so suchte Jacobi unter Tolerirung der widersprechendsten Ansichten in seinem subjectiven Empfinden den Halt, den ihm weder eins der herrschenden philosophischen Systeme, noch eine kirchlich fixirte Richtung des Offenbarungsglaubens zu geben vermochte. Diesem, in ahnender Empfindung verschwimmenden Traumleben gab ein geist- und gemüthvoller Umgang täglich neue Anregung und solchen Reiz, daß er mit schwerem Herzen 1762 nach Düsseldorf zurückkehrte, um dort in die Handlung des Vaters einzutreten, und im folgenden Jahre „eine herrliche Niederländerin", Betty von Clermont, die Tochter eines reichen Kaufmanns aus Vaels bei Aachen, zu heirathen.

Johann Georg Jacobi, der unter Vermittelung von Klotz zum Professor der Philosophie und Beredsamkeit nach Halle berufen, dort mit Gleim befreundet, durch dessen Verwendung in den Genuß einer Präbende am Bonifacius- und Mauritiusstift zu Halberstadt gelangt, und bald ein beliebter Dichter geworden war, machte seinen jüngern Bruder mit Gleim und Wieland be-

kannt, welche diesen zu schriftstellerischen Versuchen antrieben. So entschloß sich derselbe zur Bearbeitung des „Allwill", von welchem die ersten Fragmente in seines Bruders „Iris" und in Wielands „deutschem Mercur" erschienen.

1772 ward Friedrich Jacobi durch den befreundeten Herrn von Goltstein als Hofkammerrath mit der Leitung des Zollwesens zu Düsseldorf betraut, und wenige Jahre später Geheimerath und Ministerialreferent über das gesammte Zollwesen von Jülich und Berg. Da er sich jedoch, zu Gunsten des Freihandelssystems, der von München aus erstrebten Ausdehnung der baierischen Mauth über die Herzogthümer widersetzte, so verfiel er in Ungnade und zog sich nach Pempelfort zurück, wo er eine, durch den Vater mit unglücklichem Erfolge betriebene Zuckerfabrik durch das Vermögen seiner Frau in einen ertragsfähigeren Zustand zu versetzen suchte.

Schon 1773 wurde Jacobi persönlich mit Goethe bekannt, der durch eine Freundin seiner Schwester, Johanna Fahlmer, günstiger für das bisher oft verspottete jacobische Brüderpaar gestimmt, bei einer in Gesellschaft von Lavater und Basedow unternommenen Rheinfahrt in Cöln mit Jacobi und seiner Familie zusammentraf. Diese betrachteten „das Weltkind in der Mitten" nicht blos „als den Dunstkreis jener beiden großen Wandelsterne", sondern brachten ihm selbst warme Zuneigung und herzliche Aufmerksamkeit entgegen. Uebereinstimmung mancher Anschauungen und Vorstellungsweisen ließ Goethe und Jacobi eine Geistesverwandtschaft, „eine Verbindung durch das innerste Gemüth" ahnden. „Wir waren Beide", sagt Goethe, von der lebendigsten Hoffnung gemeinsamer Wirkung belebt. Dringend forderte ich Jacobi auf, Alles, was sich in ihm rege und bewege, in irgend einer Form kräftig darzustellen. Es war das Mittel, wodurch ich mich aus so vielen Verirrungen herausgerissen hatte. Ich hoffte, es solle auch ihm zusagen. Und so schieden wir in der seligen Empfindung ewiger Vereinigung, ganz ohne Vorgefühl, daß unser Streben eine entgegengesetzte

Richtung nehmen werde, wie es sich im Laufe des Lebens nur allzusehr offenbarte." Dagegen schreibt Jacobi bald nach jener Bekanntschaft an Wieland: „Goethe ist Genie vom Scheitel bis zur Fußsohle; ein Besessener, dem fast in keinem Fall gestattet ist, willkürlich zu handeln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt. Was Goethe und ich einander sein sollten, sein mußten, war, sobald wir vom Himmel herunter neben einander hingefallen waren, im Nu entschieden. Jeder glaubte von dem Andern mehr zu empfangen, als er ihm geben könne; Mangel und Reichthum auf beiden Seiten umarmten sich: so ward Liebe unter uns."

Bald nach Goethe war Boie in Düsseldorf, Frau von Laroche kam und ging zu wiederholten Malen, und fast kein Monat verging, in welchem nicht ausgezeichnete Gäste den Philosophen von Pempelfort heimsuchten, der, nachdem i. J. 1777 Theile seines Woldemar erschienen waren, schon den gefeierten Schriftstellern zugezählt wurde.

1778 hatte Jacobi seine beiden ältesten Söhne, welche anfangs Basedows berühmtem Philanthropin anvertraut werden sollten, der Erziehung von Claudius übergeben, und 1780 unternahm er mit einer Schwester und mehrern Kindern die Reise nach Wandsbeck, um jene in's Vaterhaus zurückzuführen. In Wolfenbüttel durch Lessing gefesselt, kam er erst nach mehrwöchentlicher Fahrt am 13. Juli vor Claudius' Hause an. Dort zeigte sich ihm der wandsbecker Bote als „ein wahrer Bote Gottes. Sein Christenthum ist so alt, wie die Welt. Ihm selbst aber ist sein Glaube nicht blos höchste und tiefste Philosophie, sondern etwas darüber noch hinaus, wie ich," sagt Jacobi, „mir es wohl auch wünschen könnte, aber nicht zu verschaffen weiß. Uebrigens erscheint er im Leben ganz so rein, wie in seinen Schriften, erhaben nur insgeheim, voll Scherz und Schalkheit im öffentlichen Umgange. Doch unterläßt er nicht, auch

ernste Worte fallen zu lassen, treffende, tiefergreifende, wenn Geist und Herz ihm sagen, es sei die Zeit und der Ort."

In Hamburg erlabte sich Jacobi vor Allen Klopstocks, den er früher in Rastadt und Mannheim begrüßt hatte, sowie „der ehrwürdigen Familie Reimarus." Dann verweilte er vierzehn Tage auf dem ranzauschen Gute Aschberg bei Plön mit Claudius, dessen Bruder dort Verwalter war. Als dieser einst den Wunsch aussprach, das jenseitige Ufer des Sees von einem Vesuv beherrscht zu sehen, rief der schalkhafte Wandsbecker: „nicht wahr, Du stellst Dir so einen feuerspeienden Berg wie eine Pfeife Taback vor!" Von dort ging's nach Lübeck zum Besuche Gerstenbergs und zum Anschauen der nahen Ostsee.

Auf der Rückreise wurden dem braunschweiger Kreise, und sodann unter Lessings Begleitung dem Vater Gleim einige Tage gewidmet. Auf dem Wege dahin wurde gesprächsweise der Unempfindlichkeit Lessings sowohl für Musik, wie für Naturschönheit erwähnt. „Wirklich", sprach dieser, „gewährt mir, was man schöne Gegend nennt, nicht den Genuß, den mir Andere rühmen. Einen angenehmen sinnlichen Eindruck empfinde ich allerdings; mir ist wohler hier, als es mir auf der lüneburger Haide sein würde. Doch selbst dort hielte ich es besser aus, als in einem schief gebauten Zimmer. In einem solchen kann ich schlechterdings nicht leben." Etwas lebhaft erwiderte darauf Jacobis Schwester: „Nun glaube ich auch, daß Sie zu Jenem, der sich im Frühling auf das wiederkehrende Grün gefreut, im Ernst gesagt: ach, es ist schon so oft grün geworden, ich wollte es würde einmal roth." Lessing lachte, gestand das Wort zu, und, daß es ihm damit wohl hätte Ernst sein können, wenn die Augen Roth so gut vertrügen, wie Grün.

Nachdem noch der Harz besucht, und in Goslar die Grube befahren war, kehrten die Wanderer nach Pempelfort zurück, das bald durch einen Besuch von der Fürstin Gallizin und von Hemsterhuys belebt, und durch diese mit neuen Interessen erfüllt ward.

1781 gab Jacobi einen Band vermischter Schriften heraus, in welchem Allwill und Woldemar vollständig erschienen. Im nächsten Jahre wurde „Etwas, das Lessing gesagt hat" veröffentlicht, worüber ein Freund Jacobis schrieb: „Eine solche Metaphysik ist, wie der Glaube nicht Jedermanns Ding. Unsere Zeitgenossen können überhaupt kein einziges Buch, wär' es auch noch so klein, zweimal lesen. Die Schriftsteller selbst sind daran schuld. Das erbärmliche Accommodiren des abstracten Philosophen, des Moralisten, des Theologen bringt gewiß am Ende, wie Gleim sagt, eine Milchbarbarei hervor." Ueber dieselbe Schrift urtheilt Herder in einem 1783 aus Wandsbeck datirten Briefe an Jacobi: „Wenn Sie einen zustimmenden Bruder und Leser in Europa haben, so bin ich's gewesen. Dieselbe Philosophie, die Sie uns mit männlicher Stärke und Kühnheit in Gerichten auftragen, kaue ich in sparsamen Wurzeln, und Ihre classischen Quellen sind auch die meinen. Ich labe mich am Buche, wie sich ein matter hungriger Wandrer labt."

Im folgenden Jahre, 1784, hatte Jacobi das Unglück, seinen dritten, elfjährigen Sohn, und bald nach diesem auch die geliebte Gattin zu verlieren, mit welcher er in zwanzigjähriger beglückter Ehe gelebt. Die Hausfrau und Mutter mußten jetzt Jacobis Schwestern ersetzen, von welchen Helene, mit klugem, fast stechendem Blick, von männlichem Geist, entschieden, selbst schroff in ihren, leicht verdammenden Urtheilen, die jüngere, Charlotte, mehr weich und sentimental, wie der Bruder war. Diesen veranlaßten die Erschütterung, welche die erlittenen Verluste hervorgerufen, längeres körperliches Unwohlsein und die Aufregung, welche einer mehrtägigen gefahrdrohenden Ueberschwemmung des Rheins folgte, im August das Bad Hofgeismar und dann Weimar zu besuchen, wohin Goethe und Herder ihn dringend geladen hatten. Dort erschien auch Claudius, und mit diesem, wie mit dem in Jena weilenden Knebel wurden „selige Tage" verlebt.

Um diese Zeit entstand das Werk über die Lehre des Spinoza, dem bald mehrere Streitschriften wider Mendelssohn folgten. 1787 traf Hamann in Düsseldorf ein, um zwischen dort und Münster seine letzten Lebenstage zu theilen. Jacobi hatte sein Stadthaus verkauft, um sich ausschließlich in Pempelfort dem „Schlaraffenleben" zu ergeben. Mit einem, an Kränklichkeit streifenden Eifer war er bemüht, jede irgend namhafte Persönlichkeit als Gast zu beherbergen, oder doch mit derselben in brieflichen Verkehr zu treten, und, wenn er heute „mit einem ganzen Zuge aus Münster" in den tiefen Schacht der Apokalypse hinabstieg, konnte er morgen mit Lichtenberg, Forster oder einem andern Gegner der orthodoxen Kirchlichkeit durch die heitern Räume menschlich schönen Daseins gleich theilnehmend lustwandeln. So schreibt Forster über eine Schrift Jacobis an diesen: „Ein wenig Materialismus leuchtet freilich durch, und so fürchte ich mich wohl vor der Sünde, daß ich mir's zu gut habe schmecken lassen, lade aber Alles auf Sie. Ich übertreibe nicht, wenn ich Ihnen sage, daß Sie Sich ein großes Verdienst um Deutschland erwerben, wenn Sie uns von Zeit zu Zeit eine solche Aufgabe geben." Charakteristisch für Jacobis geistreich synthetisches Vermittelungsbestreben dürften die um 1789 an Kant gerichteten Worte sein: „Ob Vernunft, um zu diesem Begriff des Theismus zu gelangen, nur durch Etwas, was allein die Geschichte lehrt, oder nur durch eine uns unerforschliche, übernatürliche innere Einwirkung habe erweckt werden können, ist eine Frage, welche blos eine Nebensache, nämlich das Entstehen und Aufkommen dieser Idee betrifft. Denn man kann ebensowohl einräumen, daß, wenn das Evangelium die allgemeinen sittlichen Gesetze in ihrer ganzen Reinigkeit nicht vorher gelehrt hätte, die Vernunft bis jetzt sie nicht in solcher Vollkommenheit würde eingesehen haben, obgleich, da sie einmal da sind, man jetzt einen jeden von ihrer Richtigkeit und Gültigkeit durch die bloße Vernunft überzeugen kann."

Im Sommer 1789 empfing Pempelfort einen Besuch des Grafen von Windischgrätz, der, in österreichischem Dienst zu Brüssel wohnend, mit seiner Gattin, einer Prinzessin von Aremberg, vor den brabanter Unruhen nach Pyrmont, und weiter nach Böhmen floh. Der Graf war Verfasser der objections aux sociétés secrètes, der, ursprünglich nur für den Kaiser geschriebenen discours, und einer histoire métaphysique de l'âme, durch welche er die Deutschen mit französischer Philosophie bekannt zu machen suchte. Auch diese Arbeiten fanden an Jacobi einen beistimmenden und mitwirkenden Gönner, da er von denselben eine Läuterung der französischen und eine Bereicherung der deutschen Philosophie hoffte.

Bald nachher beschäftigte ihn ein Entwurf des Grafen Friedrich Reventlow zu einem Gesetz über die Negersclaven. Bei diesem Anlaß suchte er die Gräfin Julie, mit welcher er bereits längere Zeit in Briefwechsel stand, über das Bedenken, daß auch sie Neger in ihrem Dienste habe, zu beruhigen. „Das Erste und Letzte", schreibt er, „was jeder Gesetzgeber im Auge haben sollte, ist das Familieninteresse. Ich kann mir so wenig, als Aristoteles es konnte — das tausendjährige Reich in Ehren! — eine Wirthschaft ohne Knechte und Mägde denken. Aller Gesetzgebung muß eine natürliche Subordination vorhergehen, und es ist eben so unmöglich, diese durch Gesetzgebung allein erst zu bewirken, als allein erst durch die Sprachfähigkeit, nachdem man zuvor vernünftig geworden, reden zu lernen. Lassen Sie es Sich also nicht verdrießen, liebe Julie, daß Sie auch schwarze Knechte haben. Sie erscheinen mir in diesem Verhältniß, wie die schöne holde schwarze Braut im Hohenliede."

Eine eigenthümliche, fast an polizeiliche Teleologie streifende Ansicht über Religion spricht ein Brief Jacobis an Schlosser aus: „Mir ist von guter Hand zugekommen, daß der König von Preußen in den letzten Jahren seiner Regierung einmal voll Mißmuth zu einem seiner Minister gesagt: „„Herr, schaff' Er mir Religion in's Land oder scheer' Er Sich zum Teufel."" Ich

möchte das zu allen Politikern ſagen; denn, was iſt am Ende der ganze Plunder von Geſetzgebung werth, und was will er, wenn er nur etwas Fettes in's Grab legen will. Und auch das vermögen dieſe Hexenmeiſter der Glückſeligkeit nicht einmal. Denn ohne feſten Glauben an Gott und Unſterblichkeit bringen ſie nie zu Stande, daß Ja Ja und Nein Nein bleibe. Ohne Religion hält der Menſch nicht Wort, ſo wenig Andern, wie ſich ſelbſt, und darauf kommt doch am Ende Alles an."

Die Beweglichkeit des jacobiſchen Geiſtes ließ es zu, daß er gleichzeitig ſein Urtheil dem Gewiſſen Lavaters unterwerfen konnte, ſich mit dem Akademiker Laharpe in ſcharfſinnige Unterſuchungen über die Menſchenrechte einlaſſen, und dabei an den Briefen Hamanns Genuß finden konnte, obwohl in deſſen ganzem Treiben, wie in ſeinen Schriften, das vielleicht geiſtreich Erdachte nur in zerbröckelter und unförmlicher Geſtalt zur Anſchauung kam. Oder wie ſoll man die Stellen ſeiner Briefe bezeichnen, die Jacobi als beherzigungswerth hervorhebt? „Ich bin ganz ruhig, ſchäme und gräme mich nicht, bin ebenſo gleichgültig als heftig, nirgends und allenthalben zu Hauſe, kann aus Nichts in der Welt, am allerwenigſten aus mir ſelbſt klug werden, und mitten in der größten Verzweiflung genieße ich einen Frieden, der höher iſt, als alle Vernunft, und ſo ſicher als Abrahams Schooß", oder: „es iſt Mittag, und ich freue mich auf's liebe Eſſen und Trinken, und eben ſo ſehr auf die Augenblicke, beides wieder los zu werden, und der Erde wieder zu geben, was ihr entnommen iſt. Vergeben Sie dieſe ungezogene Naturſprache. Sie iſt die Mutter meiner dürftigen Philoſophie, und das Ideal dieſer ungerathenen Tochter, welche mit ihren Füßen auf der Erde ſteht und geht, nur mit ihren Augen den Himmel erreichen kann, von ferne, von weitem, und je länger, deſto dunkler."

Im Sommer 1786 weilte Jacobi mehrere Monate in England, wohin ihn vor Allem Gräfin Julie und ihr als Geſandter dort anweſender Gatte zog. Pempelfort aber blieb auch in den

folgenden Jahren nimmer leer von Gästen, zu denen als regelmäßig wiederkehrende Besucher die Fürstin und ihre münsterschen Freunde, als neu einsprechende, Bürger, Christian Wilhelm von Dohm, Johannes von Müller und Wilhelm von Humboldt gehörten. 1788 erschien dessen Bruder Alexander, der mit Forster auf einer Reise nach Paris begriffen war. Jacobi gab ihnen dahin einen herzlichen Empfehlungsbrief an Laharpe, in welchem es nach einigen, Forster betreffenden Worten heißt: „Quant à Mr. de Humboldt, il ne prévient pas pour lui, comme Mr. Forster, dès le premier abord; mais si vous le fait parler, ce jeune homme vous étonnera par la foule et la perfection de ses connaissances, par la justesse de son esprit, enfin par l'ensemble de ce qui est en lui, que vous trouverez on ne peut pas mieux ordonné."

Der Ruf der jacobischen Gastfreiheit und dringende Empfehlungen von Münster führten im Juli 1792 Stolberg mit den Seinigen nach Pempelfort, von wo sie nach längerem Aufenthalt mit Jacobis Sohn zur Weiterreise aufbrachen. In einem Empfehlungsbriefe des Vaters an Lavater heißt es: „Stolberg kommt ohne mich, aber etwas von mir hat er doch hier eingeladen, meinen zweiten ehelichen Sohn, Georg Arnold. Einen natürlichen Sohn von mir hatte Stolberg schon bei sich, mit Namen Nicolovius aus Königsberg, den ich mir erzeugt habe, ohne Dazuthun eines Weibes, mit Vater Hamann nach dem Geiste."

An einem finstern Novemberabend desselben Jahres landete Goethe auf der Heimkehr vom Champagne-Feldzug in Düsseldorf. „Ich ließ mich," erzählt er, „mit Laternen nach Pempelfort bringen, wo ich nach augenblicklicher Ueberraschung die freundlichste Aufnahme fand. Vielfaches Hin- und Hersprechen, wie ein solches Wiedersehn aufregt, nahm einen Theil der Nacht hinweg. Den nächsten Tag war ich durch Fragen, Antworten und Erzählen bald eingewohnt. Der unglückliche Feldzug gab leider genugsame Unterhaltung; Niemand hatte sich den Ausgang so traurig gedacht. Man erwartete mit Entsetzen die Kriegs-

läufte ſchon wieder in den Niederlanden, man ſah das linke Rheinufer, und zugleich das rechte bedroht.“ „Es war,“ fährt er ſpäter fort, „ſchon ſeit zwanzig Jahren eine merkwürdige Zeit, wo bedeutende Exiſtenzen zuſammentrafen und Menſchen von einer Seite ſich an einander ſchloſſen, obwohl von der andern höchſt verſchieden. Jeder brachte einen hohen Begriff von ſich ſelbſt zur Geſellſchaft und man ließ ſich eine wechſelweiſe Verehrung und Schonung gern gefallen.“

So groß aber auch die Veränderung war, welche die Hinneigung zur Gefühlsphiloſophie in Jacobis Geiſtesleben hervorgebracht hatte, und ſo entſchieden ſich ſein Weg von demjenigen trennte, den Goethe verfolgte, ſo fühlte dieſer ſich dennoch behaglich und wohl in jenem Kreiſe, deſſen Oertlichkeit er mit ausgeſprochener Vorliebe ſchildert als „ein freiſtehendes, geräumiges Haus, in der Nachbarſchaft von weitläuftigen wohlangelegten Gärten, im Sommer ein Paradies, auch im Winter höchſt erfreulich. Jeder Sonnenblick ward in reinlicher freier Umgebung genoſſen, abends oder bei ungünſtigem Wetter zog man ſich gern in die ſchönen großen Zimmer zurück, die, behaglich ohne Prunk ausgeſtattet, eine würdige Scene jeder geiſtreichen Unterhaltung darboten. Ein großes Speiſezimmer, zahlreicher Familie und nie fehlenden Gäſten geräumig, heiter und bequem, lud an eine lange Tafel, wo es nicht an wünſchenswerthen Speiſen fehlte. Hier fand man ſich zuſammen, der Hausherr immer munter und aufregend, die Schweſtern wohlwollend und umſichtig, der Sohn ernſt und hoffnungsvoll, die Töchter wohlgebildet, tüchtig, treuherzig und liebenswürdig, an die leider ſchon vorübergegangene Mutter erinnernd.“

Nicht lange mehr ſollte dieſes Haus der Wohnſitz ſtillen Familienglücks und ein von nah und fern gern beſuchter Wallfahrtsort bleiben. Nach dem Falle Robeſpierres hatte das franzöſiſche Heer mit erneuertem Erfolg in Belgien und am Rhein gekämpft. Im October 1794 nahten die Sieger Düſſeldorf, das bald auf's heftigſte angegriffen ward. „Wir ſaßen ruhig und

vergnügt bei'm Abendessen," berichtet der als Gast in Pempelfort anwesende Nicolovius, „plötzlich hörten wir Schuß auf Schuß, und sahen die Stadt in Flammen. Das Feuer griff schrecklich um sich, jede Minute brachte neue Anblicke des Jammers uns vor Augen, deren Einer in gewöhnlicher Stimmung nicht zu ertragen wäre. Kugeln und Pechkränze flogen auch über Pempelfort. Das Bombardement währte drei Stunden. Das Schloß, der Marstall, das den Kreuzbrüdern gegenüber liegende Nonnenkloster, mehrere Straßen und einzelne Häuser standen in Flammen," und einige Tage später: „Noch jetzt lodern Flammen aus dem Schutt auf. Fast alle Häuser stehn verschlossen, fast alle Einwohner sind geflüchtet, und Düsseldorf ist eine Stätte des Jammers."

In Folge dieser Kriegsschrecken floh Jacobi mit den Seinen nach Hamburg, und von da nach Wandsbeck, wo zunächst des treuen Freundes Asmus Haus ein freundliches Asyl, später das schimmelmannsche Schloß einen erwünschten Aufenthaltsort bot. Nur selten wurde Hamburg besucht: „ich wünschte, es geschähe öfter," schreibt Frau Reimarus, „Jacobi ist ein höchst interessanter Mann, ein helles Adlerauge, an dem man immer die Flügel merkt, und doch bleibt er ganz schlicht bei der Erde. Wer könnte die Ueberspanntheit in seinen Schriften wegleugnen? In seinem Wesen merkt man sie nicht. Er ist der natürlichste Mensch, den ich kenne, seine Tochter ist ein kluges, gutes, gebildetes Mädchen, und Schwester Lene ist eine Schwester, wie es wenige giebt, schnell und rasch im Befehlen, wie ein General, ordentlich und für Alles sorgend, wie eine Hausmutter, und witzig und liebenswürdig, wie ein junges Mädchen, ob sie gleich nur die alte Tante sein will."

Jacobi, dessen „sonst so mildem und von aller Schroffheit fast überfreiem Character" jetzt kein Ausdruck zu stark war, um den Freunden der französischen Zustände entgegenzutreten, fand in Claudius, in den Reventlows und in Stolberg Gesinnungsgenossen, und hielt sich abwechselnd in Wandsbeck, auf Emken-

dorf und in Eutin auf; bis er 1797 am letztern Orte seinen bleibenden Wohnort wählte. Auch dort setzte er in einem geräumigen gastlichen Hause das gewohnte patriarchalische Genußleben fort, dessen Andreas Wilhelm Cramer, der Sohn des Canzlers, nach Jacobis Tode mit folgenden Worten gedenkt: „Auch Du, ehrwürdiger Jacobi, warst oft verkannt bei Deinem Leben, Du, den sublatum ex oculis quaerimus invidi, wie das gewöhnlich das Schicksal der Edleren ist. Denn freilich der Diamant verliert seine Strahlen nicht, auch wenn sich die dunkeln Flecken des Staubes um ihn lagern. Nie werden sie meinem Andenken entschlüpfen, die glücklichen Abende, und der runde Tisch, auf dem der dampfende Thee stand, vor dem der Silbergreis saß in häuslicher Kleidung, gegen ihn über das gastliche Schwesterpaar, und neben ihm rechts und links die zu- und abgehenden Freunde. Wie habe ich da den fallenden Worten gelauscht, die bald erhoben und bald ergötzten, und dann weise belehrten, an mir einen Hörer findend, der's nicht wagte, die Stimme der Weiseren durch eigne Rede zu unterbrechen."

Jacobi ward, wie schon längst mit Stolberg, so auch bald mit Voß befreundet. Mit diesem hielt er treu am protestantischen Bekenntniß, doch vermochte er weder mit dessen Rationalismus, noch mit dem steten Kampfe gegen das Römerthum übereinzustimmen. In seinen „Betrachtungen über den frommen Betrug" glaubte Jacobi erwiesen zu haben, daß die Furcht vor dem einbrechenden Katholicismus eitles Hirngespinnst sei; er sah, wie in Hamann und Lavater, so auch in der Fürstin Gallizin und Fürstenberg, in Stolberg und den Emkendorfern geistig Verbundene, die alle mit ihm einer idealen Kirche dienten. Er hatte, im Gegensatz zu Kant und Schelling, sein subjectives Gefühl zum Mittelpunct eines Systems erhoben, das seiner verschwimmenden Unklarheit wegen auseinandergehende Ansichten zu umschließen und entgegengesetzte Bestrebungen zu toleriren vermochte. Indem er so seine dunkle Ahndung zum Ausgangspunkt aller Anschauung und zum Ziele alles Handelns erhob, konnte nur

Befangenheit oder Eitelkeit ihm die Täuschung einflößen, daß sein System gegenüber der Wahrheit und Wirklichkeit, in der That „ein stilles und standhaftes Ergeben in das eigentliche Sein der Dinge" sei, und daß in der Ethik „Alles auf die schwermüthige Trauer über die Natur des Menschen" hinauslaufe.

Eine solche Dämmerungsphilosophie konnte weder der Sehnsucht Stolbergs eine dauernde Beruhigung gewähren, noch Voß befriedigen, dessen Verstande nur das bestimmt und klar Erfaßliche zusagte; und wäre selbst noch eine Vermittelung möglich gewesen zwischen den auseinander laufenden Bahnen der Freunde, so fehlte doch Jacobi die geistige Superiorität, wie der energische Wille, bestimmend auf jene einzuwirken. So hielt denn Voß mit von Jahr zu Jahr zunehmender Zähigkeit an dem Begriffenen und in dem Gesichtskreise seines Begreifens weiter Entwickelten fest, während Stolberg, vom inwohnenden Feuer der Begeisterung getrieben, das Ideal, dessen Gestaltung er einst in der Freiheit, dann in der Schönheit zu finden gehofft, endlich in einem entsagenden Glauben zu erreichen suchte. Jacobi aber, nur in Worten schwärmend, und in Worten philosophirend, vermochte ihnen nichts als Worte zu bieten, welche weder dem abstracten Ziele Stolbergs entsprachen, noch dem concreten Streben, das Voß verfolgte.

Da sich übrigens Jacobi stets wohlwollend, gutmüthig und versöhnlich erwies, ihm dabei nicht nur ein Reichthum von Kenntniß und Erfahrung, sondern auch erprobte Vielseitigkeit im geselligen Verkehr, und das Mittel zu einer äußerlich behaglichen, ihm selbst und Andern erfreulichen Existenz zu Gebote stand, so konnte es nicht fehlen, daß er auch in Eutin der Mittelpunkt eines ausgebreiteten Kreises strebsamer Jünglinge und geisterfüllter Männer ward. Dazu kam das Vortheilhafte, schnell Gewinnende seiner äußern Erscheinung. „Er stellte", nach Pfaffs Zeugniß, „den Philosophen und feinen Weltmann in harmonischer Verbindung dar, ohne Pedanterie, wie ohne Arroganz, in

Allem, in seinem Auftreten, seinen Bewegungen, seinen Gesprächen das richtige Maß, wie durch den Eros geleitet, haltend, erscheinend wie ein moderner Plato, von der edelsten Physiognomie im schönsten Ebenmaß aller Theile, mit schön gewölbter bedeutender Stirn, fein gebogener Nase, höchst geistvollem Blick, mit großer Milde im Ausdruck, einem leichten Zuge von Ironie um die feinen Lippen, und von einer hohen schlanken Gestalt."

Fast gleichzeitig mit Jacobi ward durch die Kriegsnöthe noch ein Flüchtling aus den Rheinlanden nach dem stillen Eutin verschlagen. Johann Georg Schlosser, geboren zu Frankfurt 1739, und zu Altorf 1762 mit dem Titel eines Doctors beider Rechte geschmückt, war jung als Geheimsecretär in die Dienste des Prinzen Friedrich von Würtemberg getreten, und besuchte mit diesem Leipzig, als Goethe dort studierte. Die gemeinsame Vaterstadt und Schlossers literarische Kenntniß verbanden sie bald zu herzlicher Freundschaft, und diese führte später während Goethes Anwesenheit in Frankfurt zur näheren Bekanntschaft zwischen dessen Schwester und Schlosser. Cornelia Friederike Christiane Goethe, geboren am 7. December 1750, war von schönem Körperbau, aber die Gesichtszüge ermangelten der Regelmäßigkeit und Anmuth. Eine hohe stark gewölbte Stirn wurde durch das aus dem Gesicht gestrichene Haar noch schärfer, und eine unreine Hautfarbe beeinträchtigte den Ausdruck von Güte und Verstand, den das Auge bekundete. Cornelia hatte einen festen, nicht leicht bezwinglichen Charakter, eine theilnehmende und der Theilnahme bedürfende Seele, reiche Kenntniß und mannigfach ausgebildete Talente. In ihrem Wesen lag nichts Sinnliches, und ihr höchster Wunsch war, stets im vertrauten Verkehr mit dem geliebten Bruder leben zu können.

Als dieser im Frühjahr 1772 nach Wetzlar ging, trat Schlosser der Schwester seines Freundes näher, und bald wandelte sich sein brüderliches Gefühl in die Leidenschaft der Liebe, welche, obwohl von Cornelia kaum erwiedert, dennoch unter lebhaftem Zureden ihrer Angehörigen zu einer am 1. November

1773 geschlossenen Ehe führte, nachdem Schlosser als markgräflich badischer Hof- und Regierungsrath eine Anstellung gefunden. Seine schroffe Rechtlichkeit machte ihn jedoch weder dem Hofe, noch dem Ministerium als nahen Mitarbeiter wünschenswerth. Daher mußte er eine in Karlsruhe beanspruchte Stelle mit der einträglichen Amtmannschaft zu Emmendingen im Hochbergischen vertauschen. Hier lebte er mit seiner Gattin kaum vier Jahr lang in einer wenig beglückten Ehe, obwohl der Mangel an gegenseitiger Uebereinstimmung weder von ihr, noch von dem Manne verschuldet war. Am 8. Juni 1777 starb Cornelia im zweiten Wochenbette, eine Tochter, Louise, hinterlassend.

Schlosser wurde 1787 als geheimer Hofrath nach Karlsruhe versetzt, und daselbst 1790 wirklicher Geheimerath und Hofgerichtsdirector. Nachdem er sich mit Johanna Fahlmer, der Freundin seiner ersten Frau, auf's Neue vermählt hatte, lernte er auf einem Besuche in Pempelfort seinen künftigen Eidam Nicolovius kennen. 1794 nahm er Abschied aus badischem Dienste, da einem Gesetze, welches er zu Gunsten armer Bürger geltend gemacht, von oben her die Anwendbarkeit abgesprochen wurde. Er lebte dann eine Zeit lang in Anspach, und begab sich von dort, um der vordringenden Kriegsfluth zu entgehen, 1796 nach Eutin, wo er mit Nicolovius und Jacobi einen gemeinsamen Familienkreis bildete. Doch schon nach zwei Jahren wurde dieser wieder aufgelöst, da Schlosser einem Rufe seiner Vaterstadt zur Uebernahme des dortigen Syndikats folgen zu müssen glaubte, 1798 dahin zurückkehrte, aber schon am 17. October 1799 den Seinigen durch plötzlichen Tod entrissen wurde.

Er war ein feuriger Denker und Wahrheitsforscher, und leistete, neben seiner Berufsarbeit, als Schriftsteller auf dem Felde der Jurisprudenz und Staatswirthschaft, wie im Gebiete der Philosophie viel Gutes und Tüchtiges. Wie er über seine Zeit und die Aufgabe derselben dachte, das sprach er in der an Nicolovius gerichteten Widmung seines 1794 erschienenen „Gastmahls" aus: „Einige Zeit lang kann Geschwätz für Weisheit,

Zügellosigkeit für Genie, Treulosigkeit für Klugheit, und Muthwille für Freiheit des Geistes angesehen werden; aber lange kann sich eine solche Blendung nicht erhalten; und mich dünkt, es fängt schon an, uns selbst vor uns selbst zu ekeln. Setze nun noch hinzu, daß wir durch die kluge Feinheit unserer Chrematisten und unserer Oekonomen und durch die Menge unserer phantasirten Bedürfnisse dem Hauptrettungsmittel, dem allgemeinen Bankerutte, so nahe gekommen sind, so wird auch Dir meine Hoffnung nicht zu sanguinisch scheinen. Und betröge uns unsere Hoffnung, so fahre Du wenigstens fort, die bessere Sitte zu erhalten, und, gleichwie nun Deine Freunde sich bemühen, für ihr Zeitalter den Samen des Guten zu bewahren, so bewahre Du ihn auch alsdann für das Deinige, auf daß nie eines erscheine, in welchem man an der Menschheit verzweifeln müsse."

Die Entscheidung.

Durch den Zutritt von Jacobi und Schlosser war der eutiner Cirkel zu solcher Höhe und Vielseitigkeit gelangt, daß von einer gegenseitigen Durchdringung und Fortentwicklung seiner Kräfte die hervorragendsten Leistungen und eine wohlthätige Einwirkung auf Staat und Kirche, Lehre und Kunst erwartet wurde. Aber schon nagte im Geheimen, und bald offener hervortretend der geschäftige Zahn der Zerstörung, welcher in kurzer Frist das Band vernichtete, das Fürstenhuld, hochherziger Sinn, treue Wahrheitsliebe und menschenfreundliches Streben um die auf dem engen Raume eines kleinen Landstädtchens zusammengeführten Dichter und Denker geschlungen hatte.

Zwischen Jacobi und Nicolovius entspann sich bald ein lebhafter philosophischer Verkehr, der durch des letztern entschiedenes Lutherthum und Jacobis Anhänglichkeit an eine unsichtbare, keine Confession und kein System ausschließende Kirche nicht ge-

stört ward. „Dein Wunsch", sagt Nicolovius dem Freunde, „jener Kuppler zu werden, der vom Woldemar zum Aristoteles locke, ist Dir an mir reichlich erfüllt. Seitdem ich die Ethik durchgearbeitet habe und zum freieren Genuß durchgedrungen bin, erstaunen mich die herrlichen Aussichten ohne Zahl, die darin geöffnet werden. Es scheint mir verwegen, sie in ein System mauern zu wollen; mir geben sie eine Ahndung des Standpunktes, auf dem sich der Seher dieser Blicke befand, und erfüllen mich dadurch mit Ehrfurcht und Staunen über das menschliche Vermögen."

Voß blieb den classischen Dichtern und ihren mehr conkreten Anschauungen getreu, selbst auf einer im Juni 1797 zur Wiederherstellung seiner Gesundheit „sonnenwärts" angetretenen Reise. „Auch auf dem Wagen", schreibt er, „mußte mein Ovid deutsch lernen. Zwanzig bis dreißig Verse bildeten sich im Kopfe, und wurden bei der nächsten Fütterung niedergeschrieben. Neue Stärkung gewannen wir bei vielen Theilnehmenden, in Penzlin bei meinem ersten und besten Lehrer Struck, von welchem ich Selbstthätigkeit und Anstreben gelernt, in Neubrandenburg bei Brückner und mehreren Jugendfreunden, bei Schulz, der in Rheinsberg zu genesen versprach, bei des fast neunzigjährigen Spaldings Familie und so vielen Guten in Berlin, bei den Guten in und vor Halle, bei unserm Gleim und den Freunden in Halberstadt, bei Eschenburg und, wer in Braunschweig von Jerusalems und Lessings Genossen übrig war, in Lübeck bei unserm treuen Overbeck."

Zur Nachkur folgte dieser Reise im August noch ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Dithmarschen, wo Boie, die beiden Niebuhr und der brave Piehl, ein Verwandter und Wohlthäter des boieschen Hauses, „durch treuherzige Liebe und gesunde Vernunft" die voßische Familie labten. Dagegen fand Voß bei seiner Heimkehr in Eutin die Münsterer wieder in voller Geschäftigkeit; denn schon vor Stolbergs Rückkunft von Petersburg wa-

ren die Fürstin Gallizin und Overberg zu neuem Besuche nach Holstein gezogen.

Jetzt konnte sich Voß nicht mehr des lange gehegten Verdachtes entschlagen, daß gegen seinen unglücklichen gräflichen Freund ein, seit seinem Besuche in Münster gefaßter, in Italien und in Wien fortgesponnener, in Holstein durch die kryptokatholische Einwirkung des emkendorfer Hauses fortdauernd genährter, und schließlich durch die Zaubermacht der Fürstin zur Reife gebrachter Plan verfolgt werde. Zwar erklärte Overberg, daß das tridentinische Concil dem Anspruche einer alleinseligmachenden Kirche feierlich entsagt habe, zwar fuhr er, zu Voß gewendet fort: „Euern Theologen ist dies Concil zu wenig bekannt. Wir lehren: ein jeder Guter, weß Glaubens er auch sei, kann selig werden; auch gehen wir nicht auf Bekehrung aus, nur freiwillig Kommende nehmen wir an.“ Aber immer sichtbarer wurde dennoch das Bestreben, dem noch schwankenden Stolberg einen wegweisenden Finger, eine sanft führende Hand und offene Bruderarme entgegenzustrecken; und schon bei seinem, am 27. Juli 1797 gebornen Sohne, Kajus Johann Peter, vertraten, neben Kai von Reventlow, die Fürstin, Overberg und die gleichfalls katholische Marquise de Montagu Pathenstelle.

Von jetzt an wurde der alte Freundesverkehr selten und seltner. Stolberg arbeitete in der, von Berufsgeschäften und religiösen Grübeleien freien Zeit am Plato und Aeschylus, Voß, soweit Amt und Almanach verstatteten, an der Uebersetzung des Ovid. Die Fortsetzung der Luise blieb um diese Zeit vernachlässigt, obwohl Ernestine ihn oft an dieselbe mahnte, und in einem Geburtstagswunsche die Aufforderung wiederholte:

„Dich auch stimme die Freude, uns einen Wunsch zu erfüllen.
Eine Bitte vereint uns gesammt. Nicht die Deinen allein nur,
Viele bitten zugleich: Vollende Deine Luise.“

Aber trotz Bittens und Drängens blieb diese Idylle noch neun Jahre unvollendet. Daß das Erscheinen von Goethes Hermann und Dorothea auf die Verschiebung jener Arbeit einge-

wirkt, ist kaum glaublich, da Voß bald nach dem Erscheinen der goetheschen Dichtung an Gleim schreibt: „Die, zur Vorrede bestimmt gewesene Elegie beweist hinlänglich, daß es Goethe ernst war, etwas, wenn nicht homerisches, doch homerides aufzustellen, um auch diesen Kranz von Apollo zu gewinnen. Ich werde mich herzlich freuen, wenn Griechenlands Geist uns Deutschen ein vollendetes Kunstwerk gewährt, und nicht engherzig nach meiner Luise umsehen. Aber eben so ehrlich denke ich für mich, und sage es Ihnen: die Dorothea gefalle, wem sie wolle; Luise ist es nicht.“ Dagegen schreibt Knebel an Böttticher über die um diese Zeit erschienene vollständige Ausgabe des Virgil: „Der Anblick des voßischen Virgil hat mich sehr erfreut. Was Voß sein will, ist er meistentheils, aber, was würde es sein, wenn er mehr Geschmack hätte! Wahres Gefühl für den Geist, die Sache; nicht für kahle Sylbenmessung und Wortstellung. Er sieht den Geist der Alten etwas gespenstermäßig, im kahlen Umriß der Worte, nicht in ihrer Seele und in ihrem Blute.

Was der mantuanische Schwan in die Saiten gesungen,
Tönet er augenblicklich ihm nach auf nordischem Hackbrett.“

Im November kam Stolberg von einem Besuche in Emkendorf zurück. Dort waren, nachdem der Minister Bernstorf vor einigen Monaten gestorben, und dessen Schwiegersohn, Kai von Reventlow dessen Nachfolger geworden war, der Bruder des letztern, Graf Friedrich und seine Gattin eifrigst bemüht, die freisinnige, von Bernstorf angeregte, von den Generalsuperintendenten Adler und Callisen geprüfte und genehmigte Kirchenagende aus dem Wege zu räumen. Im December 1797 verwies eine königliche Verordnung den Predigern die Eilfertigkeit bei Einführung derselben, und den Mangel an Rücksichtnahme auf den Wunsch der Gemeinden. Bald darauf, zu Anfang des Jahres 1798 erschien in Hamburg das anonyme „Schreiben eines holsteinischen Kirchspielvogts über die neue Kirchenagende“, in welchem diese als weder mit dem augsburgischen Bekenntniß, noch mit der heiligen Schrift übereinstimmend, und als das Werk

einer „politisch irreligiösen Propaganda" angegriffen wurde. Diese, von Stolberg ausgearbeitete Schrift wurde schnell im Lande, und durch sie die lebhafteste Aufregung verbreitet. Gleichzeitig ward ein Spottlied, „die aufgeklärte Welt", und ein die Agende in derber Bauernsprache angreifendes Pasquill von unsichtbaren Händen durch ganz Holstein ausgestreut. Dazu kam die Berufung Kleukers, der öffentlich ausgesprochen: „der Protestant will Demokratie, der Katholik wünscht Monarchie", als neues Mitglied der theologischen Facultät in Kiel. Alles dies rief bei den sonst so ruhigen Landleuten eine feindselige Stimmung gegen Regierung und Adel hervor. In jenen Tagen schrieb Hennings, der Vorkämpfer der Freisinnigen: „Mit dem schnellen Siege der Unvernunft ist der langsame Sieg der Vernunft schwer zu reimen. Indeß wollen wir muthig fortgehen, und wenn die Welt voll Teufel wäre."

Stolberg, der bereits im Frühling 1798, ohne nähere Angabe von Gründen, der Regierung angezeigt hatte, daß er demnächst seine Aemter niederzulegen beabsichtige, jedoch auf des Herzogs ehrenvolle Aufforderung einstweilen im Dienst verblieben war, schwieg vor den lauten Stimmen, die ihn als Verfasser jenes Schreibens bezeichneten, und ging still seinen dunkeln Pfad weiter. „Der Arme ist am innersten Leben krank", schreibt Voß, „sein Arzt fürchtet einen plötzlichen Unfall und hat ihn durch vieles Ueberreden endlich zu einer Badereise vermocht." Am 24. Februar 1799 ward Stolberg auf's Neue Vater; der Neugeborene erhielt bei der Taufe die Namen Franz Friedrich Leopold, und dieselben katholischen Pathen, wie sein älterer Bruder. Im Juni trat das gräfliche Ehepaar mit den beiden Söhnen erster Ehe eine Reise nach Karlsbad an. Auf derselben trafen sie den nach Deutschland geflüchteten Bischof Asseline von Boulogne, der 1813 als Verbannter zu Hartwell starb. Dieser entkräftigte die quälenden Zweifel, welche Stolberg offen dargelegt, durch seine, 1823 veröffentlichten, lettres et réflexions sur les poincts de doctrine controverses entre les catholiques et

les luthériens. Nach vollzogener Badekur besuchte Stolberg mehrere herrenhutische Gemeinden, um als redlich Strebender aus persönlicher Anschauung ihres Treibens und durch nähere Bekanntschaft mit ihren Glaubenssätzen zu erforschen, ob sie vielleicht seinem Gemüthe die ersehnte Ruhe zu geben vermöchten. Nach welcher Seite er sich endlich wenden würde, das spricht ein damals entstandenes Gedicht aus, in welchem er sang:

Eins ist gut, nur Eins ist noth,
Alles And're ist nur Tod!
Wo Maria fand ihr Theil,
O, da sei auch unser Heil!

Im September kehrte er mit einem katholischen Hauslehrer, den Voß als „einen düstern Mann mit wüthigem Andachtsblick, alles Welttandes entäußert, in sich gekehrt und vergeistlicht vom Herzen bis zur Haut" bezeichnet, nach Eutin zurück. Wenige Tage darauf sagte Stolberg: „er könne seine Kinder nicht länger in der Schule lassen, weil bei Erklärung der Alten so Manches vorkomme, was seinen Grundsätzen entgegen sei; so ungern er Voß kränken möchte, seine Kinder müsse er retten. Des Letztern Aufforderung, ihm schriftlich zu bezeugen, daß Stolberg seine Grundsätze vorher gekannt, gab zu den heftigsten Scenen zwischen den ehemaligen Freunden Anlaß, bis endlich Ernestine mit den Worten dazwischen trat: „Ihr sollt und müßt Euch trennen. Freude habt Ihr einander lange nicht mehr gegeben. Hört auf, Euch das Leben zu verbittern."

Damit war die innere Trennung entschieden, äußerlich aber wurde der bisherige Verkehr fortgesetzt, und als Voß bald darauf sich bei Stolberg zu Mittag einlud, dankte dieser ihm mit Thränen, und das Mahl wurde „so unbefangen, wie sonst" eingenommen. Im Spätherbst weilte die gräfliche Familie wieder längere Zeit in Emkendorf. „Erheiternd ist", schrieb Ernestine damals, „das Gefühl häuslicher Ruhe. Wir sind nun sicher vor der Angst, die Stolbergs Fußtritt uns brachte, vor dem ausgeschütteten Zorn und Eifer und den Nachwehen für den ganzen Abend.

Ein Glück, daß Voß seine Gesundheit durch den Brunnen gestärkt hatte für solchen Stoß. Er macht viele Spaziergänge, arbeitet mit Lust und ist am Abend, wenn wir für uns bleiben, die Heiterkeit selbst. Könnten Sie doch einmal lauschen, wenn Heinrich dann mit dem Vater sich unterhält. Für mich ist es ein wahrer Genuß."

So wurde der fürchterlich strenge Winter, den Ernestine um Neujahr 1799 in einem launigen Gedichte besingt, in ruhiger Getrenntheit verlebt. Am 9. April entließ Voß seinen ältesten Sohn aus dem Vaterhause, um auf der Universität Halle Theologie zu studieren. Diesem konnte er schon nach zwei Monaten melden, daß die Georgica, an welchem er den ganzen Winter gearbeitet, vollständig beendet sei. Die Sommerferien wurden wieder zum Besuch von Halberstadt, Halle, Berlin und Schwedt benutzt, wo der treue Freund Schulz sterbend lag; und erst, nach längerem Aufenthalt bei Brückner in Neubrandenburg, heimgekehrt.

Stolberg hatte den Sommer größtentheils im Seebade von Dobberan zugebracht, und erschien bei seinem Eintreffen in Eutin so milde, freundlich und innerlich zufrieden, daß Voß noch einmal auf eine glückliche Wandelung seines Gemüthszustandes hoffte. Diese erfreuliche Aussicht ward fast allgemein getheilt, als Stolberg keinen Anstand nahm, in seiner Eigenschaft als Präsident des protestantischen Consistoriums am 3. December 1799 den trefflichen Superintendenten Götschel in sein Amt einzuführen, und dabei am Schlusse einer begeisterten Rede mit warm versöhnlicher Stimme zu sprechen: „Wir widmen unsere Ehrerbietung, unser Vertrauen, unsere Liebe dem Manne, welcher uns und den Unserigen sich widmet. Wie trostreich ist für uns die Ausübung seiner Pflichten! Die Kinder, welche er in die Quelle des Heils eintauchen wird, leitet unter seiner Obhut ein christlicher Unterricht dem großen Kinderfreunde zu. Ihm geloben sie auf dieser Stätte, wenn sie die Schwelle der Jugend betreten, ewige Treue zu dem Ewigen. Aus seinen Händen empfahen sie mit uns die Gaben des geheimnißvollen Mahls

der Liebe. Ihnen und uns wandelt er mit der Leuchte des Wortes vor, und mit leuchtendem Beispiel. Freimüthig in Palläſten, und freundlich in der Hütte, kennt er kein Anſehn der Perſon. Denn er dient dem, deſſen Reich nicht von dieſer Welt war, und an ſeiner Statt ruft er uns allen zu: Laſſet Euch verſöhnen mit Gott! Er bringt Troſt an das Bett des Sterbenden, giebt ſegensreiche Kraft dem mit Schmerz und Todesangſt der Hülle ſich entwindenden, unſterblichen Geiſte. Er geleitet jene Hülle zu der ſtillen Gruft, dorthin, wo auch ihm dereinſt ſich öffnen wird die ſtille Gruft, dorthin, wo zugleich mit uns auch ihn die Poſaune des Erzengels wecken wird."

Noch einmal erglommen aus der Aſche erſterbender Freundſchaft Flämmchen, die den Hoffenden ein neu verſöhntes Leben vortäuſchten. Bei den Oden, welche Voß im Winter 1799 auf 1800 ſchrieb, erwies ſich Stolberg nicht ſelten als theilnehmender Zuhörer mit der vollen herzlichen Wärme des ehemaligen göttinger Bundesbruders. Am 31. Januar wurde Erneſtinens Geburtstag im voßiſchen Hauſe nach alter Weiſe mit der ſtolbergſchen Familie gefeiert. Bald darauf zog letztere wieder nach Emkendorf, von wo ein Brief der Gräfin Sophie meldete, daß Mariagnes, Stolbergs älteſte Tochter, ſich mit dem Grafen Ferdinand von Stolberg-Wernigerode, geboren den 18. October 1775, verlobt habe.

Dieſe, von Erneſtine gleich einer Tochter geliebt, empfing bald darauf von der mütterlichen Freundin eine, im Tone ihres Gatten gedichtete Erzählung von dem Eindrucke jener Nachricht. Da hatte auf die neckiſche Andeutung einer überraſchenden Botſchaft einer der voßſchen Söhne gerufen

Nenne den Bräutigam nicht, o Mama, ich errath' ihn gewiß ſelbſt.
Wohl bemerkt' ich neulich, wie ſie nach geendetem Tanze
Freundlich den Vetter mit Thee verſorgte, wie ſie geſchäftig
Kuchen und Punſch darbot, und d'rauf bei'm Spiele des Abends
Gern auch neben ihm ſaß. Ganz ſonderbar, redet' ein andrer,
Daß in weiter Entfernung genau wahrſagete Heinrich.

Lachten wir doch so behaglich der überklugen Vermuthung.
Ach! war jetzo die Klage, hinfort wird nimmer das Mägdlein
Froh in der Schaukel geschwungen; sie lauert nicht wieder am Billard,
Ob sich öffnet ein Platz; nicht jaget sie künftig im Garten
Zwischen den Gängen mit uns, wenn Blumen pflanzet die Mutter;
Auch bei dem Sonntagsspiel wird nie das fröhliche Mägdlein
Wieder die Freud' uns erhöhn; sie wird nicht wieder geschäftig,
Noch mit der Küchenschürze geziert, uns ordnen die Mahlzeit;
Nicht die Wurst von der Zange, am Schrank die Aepfel begehren,
Nicht mehr flink mit dem Stab sich Pflaumen schütteln und Birnen;
Schmeicheln wird sie nicht mehr, am See ihr zu reichen die Angel,
Nicht mehr wird sie verstohlen auf mächtigen Stelzen einhergehn,
Oder mit List wegschnappen die Nüss' aus geheimer Verwahrung.
Ehrbar naht sie uns künftig, des Bräutigams immer gedenkend,
Zierlich am Spiegel geordnet ihr Haar, und gönnet der Jugend,
Selbst den weisen Matronen gesellt, gern fröhliche Spiele.

Also schwatzten die Knaben noch viel bei ruhender Arbeit,
Schweigend saß ich im Eckchen, und drehte den Knäul in den Händen.
Ruhig gedacht' ich Deiner im Geist, o Du freundliches Mädchen.
Hold erscheint mir Dein Bild; noch heiterer schaut' ich die Zukunft.
Nie wird Agnes Tochter gesellt sein thörichten Jungfraun,
Die, wenn ein Männerherz sie gerührt, vollkommen sich scheinen,
Jugendlich wird sie hinfort im Kreis der Gespielen noch Kind sein,
Kindisches nur vermeidend, und eitelen Flitter, der schimmert,
Innig froh des Geliebten, der voll Vertrauen sie auskor,
Wird sie den Ernst nicht scheun, sich selbst zu erforschen, und willig
Bleibt sie, Flecken zu tilgen auch dann, wenn sie keiner erinnert,
Leicht wird ihr's zu lernen die Kunst, die so reich sich belohnet:
Fest zu halten das Herz des liebenswürdigen Jünglings.

Auch des Hausvaters Geburtstag war im voßischen Kreise am 20. Februar mit fröhlichstem Jubel gefeiert; als aber Stolberg zu Ende März mit verstörtem und leidendem Ausdruck von Emkendorf zurückkehrte, da zog in Aller Herzen die gewisse Ueberzeugung ein, daß ein entscheidender Wechsel seines Lebens nahe bevorstände. Bald verbreitete sich die irrthümliche Nachricht, daß Stolbergs Uebertritt zur katholischen Kirche auf Emkendorf in einem abgelegenen Zimmer bei Weihkessel und Rauchfaß, bei

dem, von schimmernden Wachskerzen beleuchteten münsterschen Crucifix und bei der Monstranz, die Stolberg in einem Briefe an Lavater praesens numen genannt, vollzogen sei. Schon am 5. April schrieb der Schweizer, getäuscht durch ein verfrühtes Gerücht: „Du wirst, lieber Fritz Stolberg, gewiß nicht erschrekken, von mir einen kleinen Brief zu erhalten, den ersten nach Deiner, mir nicht schwer begreiflichen, sogenannten Glaubens- und Religionsänderung."

In demselben Monat verließ die stolbergsche Familie Eutin, angeblich, um die Braut den Verwandten in Wernigerode vorzustellen. Doch nur Mariagnes und ihre Tante, Gräfin Katharina, gingen dahin. Die Uebrigen zogen von Hamburg, wo Stolberg von Klopstock mit der Anrede empfangen wurde: „Kein Wort über Religion," nach Oldenburg, und von da nach Münster, wo am Pfingstfesttage, den 1. Juni 1800, Stolberg, seine Gattin und seine älteren Kinder, mit Ausnahme der bräutlichen Tochter, in der Hauskapelle der Fürstin Gallizin das katholische Glaubensbekenntniß in die Hände Overbergs ablegten. Bald darauf wurde in Gesellschaft der Fürstin das Bad Driburg besucht, sodann gingen die Convertiten über Wernigerode, wo ihr Erscheinen ungemein schmerzliche und heftige Auftritte veranlaßte, nach Karlsbad.

Voß, noch immer körperlich leidend, durch den Kummer über des Freundes Schicksal schwer gebeugt, mit Herder und Klopstock über verschiedene Fragen entzweit, und durch den, im Frühling erfolgten Tod seines Freundes Schulz tief betrübt, suchte in den Ferien wieder Zerstreuung und Erheiterung in Dithmarschen. Nach glücklich verlebten Wochen verkündete ihm bei seiner Heimkehr am 2. August Gräfin Katharina das Geschehene. Voß hatte auf diese Mittheilung nur die schmerzliche Antwort: „das erwarteten wir längst!" Am 8. August schrieb er mit, der Verzweiflung nahem Schmerze die Ode: „Warnung an Stolberg," die mit den Worten beginnt:

Freies Sinnes, Aufhellung erspäh'n und Wahrheit
Sonder Scheu, ob Papst und Tyrann durch Machtspruch
Geistesflug einzwäng', und mit reiner Seele
Ueben, was recht ist:

Dies allein schafft heiteren Blick zur Gottheit,
Dies allein Gleichmuth, wenn im Strom des Lebens
Sanft der Kahn fortwallt, wenn, gebäumt vom Sturmwind,
Toset die Brandung.

Dies allein auch glättet, am trüben Ausfluß,
Durch den Meerschwall Bahn zu dem stillen Eiland,
Wo uns Freund', Urväter und aller Völker
Weise begrüßen.

Tags darauf langte Stolberg mit Frau und Kindern, und von seinem Bruder begleitet, in Eutin an. Er suchte sofort Jacobi, und, als derselbe entschieden erklärte, ihn nicht wieder sehen zu wollen, Voß auf, der sich verläugnen ließ. Dieser sandte ihm das Gedicht, nebst der brieflichen Bitte, wenigstens die Kinder, deren Uebertritt noch unbekannt war, von dem unheilvollen Schritte abzuhalten. Stolberg erwiderte: „Es wird ganz von Ihnen und von unserer lieben Erneſtine abhängen, wann Sie mich sehen wollen. Stürmisch werden Sie mich nicht finden, auch nicht mich stürmen machen, selbst dann nicht, wenn Sie von dem, was ich nach langer Prüfung wählte, im Tone Ihres Gedichtes sprächen. Sie werden bedenken lieber Voß, daß ich meinen anders denkenden Freunden, wie der, von den seinigen angefochtene Hiob, sagen könne: Irre ich, so irre ich mir. Diese Sache ist eine Sache zwischen Gott und mir; und so ist es auch meine Leitung oder Misleitung der Kinder, welche nicht Menschen, denen ich Rechenschaft schuldig wäre, sondern Gott mir anvertraute. Gegen Sie und Erneſtine bin und bleibe ich der alte, und gebe ihnen die Hand darauf. Nichts wird mich je dahin bringen, meinen alten Freunden nur Mitleid weihen zu können. Bis wir uns sehen, lassen Sie uns nicht weiter an einander schreiben."

Stolberg sah blaß und angegriffen, aber ruhig, wie ein aus schwerem Kampfe siegreich hervorgegangener aus. Er lebte still und eingezogen, fast von jeglichem Umgange getrennt. Auch seine Kinder wurden vor der Berührung mit den ehemaligen Spielgenossen strenge gehütet. Graf Christian entschuldigte, ja vertheidigte seinen Bruder; Jacobi floh, um dem Convertiten aus dem Wege zu gehn, nach Hamburg, Graf Holmer auf sein Landgut. „Stolberg selbst sagte", so berichtet der ihn noch immer heiß verehrende Nicolovius, „ihm sei wohl, er sei fest und voll Ruhe. Aber Alle, die ihn näher sahen, sagten nein, und seine Reizbarkeit, seine furchtbare Heftigkeit bestätigte dies. Auch die Anmerkungen zu seiner, einige Zeit darauf erschienenen Uebersetzung zweier Schriften des heiligen Augustin, die deutlich zeigen, welche Religion Stolberg für die katholische, und welch ein poetisches Ideal er für historische Wirklichkeit hielt, athmen nicht einen Geist, der aller Bitterkeit entsagt, und, im Frieden mit sich selbst, Frieden mit der ganzen Welt schließt."

Am 13. August gebar die Gräfin einen Knaben, der Alfred Ferdinand genannt, und auffallender Weise nur von Protestanten über der Taufe gehalten wurde. Voß, dem von der Geburt sofort Anzeige gemacht war, schrieb an Stolberg: „Halten Sie den nicht für Unfreund, der seitwärts geht, weil er nicht helfen kann. Segen dem Gebornen!" Umgehend erfolgte die Antwort: „Dieses Wort von Ihnen, vielleicht Ihr letztes an mich in dieser Welt, war ein freundliches. Es ging nicht verloren. Herzlichen Dank und Gottes Segen über Sie, über die liebe Ernestine und alle Ihrigen."

Den Anlaß als bekannt voraussetzend, und billige und gerechte Beurtheilung „des zwischen Gott und ihm Vorgefall'nen" hoffend, legte Stolberg am 22. August seine Aemter feierlich nieder. Noch verflossen mehrere Wochen bis zur Abreise, aber zwischen Stolberg und Voß wurde kein Wort gewechselt. Bei zufälligen Begegnungen grüßten sie einander stumm, mit tief gerührtem Herzen. Als der Graf eine nochmalige Zusammenkunft

gewünscht, schrieb Ernestine: „Ein mündliches Lebewohl müssen wir uns nicht sagen, lieber Stolberg, aus Schonung für Sie und für uns. Es wäre nur eine erschütternde Scene, die keinem wohlthätig, aber leicht einem von uns nachtheilig sein könnte. Sie sehen genug, die über Ihr Losreißen weinen; warum sollen Sie auch uns noch sehen? Ihr eigenes Herz soll für uns zeugen, daß kein Haß und keine Bitterkeit uns zurückhält. Wer kann den alten Stolberg so innig lieben, als wir? wer kann es tiefer fühlen, als wir, daß er nach und nach aufhörte, der alte zu sein? Aber unsre Schuld ist es nicht, wenn wir fest daran glauben, daß der alte der Bessere war. Diesen alten Stolberg werden wir, so lange wir leben, mit der innigsten Anhänglichkeit lieben. Wir werden sein Andenken, wie das Andenken eines Geschiedenen, rein in unserm Herzen zu erhalten suchen, und es auch so in den Herzen unserer Kinder fortpflanzen. Wir werden sein oft mit Sehnsucht gedenken; und wann wir uns dort wiedersehn, wo Agnes ist, werden wir ohne Reue und ohne Scham darüber, daß wir jetzt uns zurückziehn, die Augen gegen ihn aufschlagen. Inniger als wir soll sich keiner freuen, wenn Sie da Ruhe finden, wo Sie jetzt sie suchen. Gott lasse Ihre Kinder zu Ihrer Freude gedeihen, lasse sie wahrhaft gute Menschen werden, lasse sie einst Ihre Asche segnen. — Ihre Blumen sollen mir ein heiliges Andenken sein, ich habe einige von den besten zurückbehalten. Ist die Moosrose aus Ihrem Garten noch nicht versagt, so schicken Sie sie mir: sie soll wie Agnes weißer Busch gepflegt werden. Ich habe mich diesen Sommer oft daran gefreut, wie sie so schöne Knospen trieben. Gott segne Sie und die Ihrigen. Vergessen werden Sie uns nie, das weiß ich. Wir umarmen Sie mit herzlicher Liebe."

Am Nachmittage vor der Abreise brachte Käthchen Stolberg die Antwort: „Also kein mündliches Lebewohl, weil Sie und Voß es nicht wollen. Von meiner Seite auch keine Vorwürfe, keine Erwiderung der mir gemachten. Ich würde Ihnen Beiden meine Ideen über Toleranz nicht beibringen können, und

muß es ertragen, wenn Sie glauben und mir sagen, daß ich schlechter geworden bin; wenn Sie glauben, daß unser Abschied eine erschütternde Scene sein würde; wenn Sie glauben, das Zeugniß meines Herzens dafür anrufen zu müssen, daß kein Haß und keine Bitterkeit Sie zurückhalte. Liebe Erneſtine! mein Herz giebt Ihnen das Zeugniß, daß dieſer fürchterliche Intoleranticismus nicht in Ihrem Herzen iſt. Mir iſt, ſeit ich katholiſch bin, kein alter Freund darum weniger werth geworden; ſo wie auch kein Proteſtant, dem das Chriſtenthum wirklich heilig und lieb iſt, ſich darum von mir entfernt hat. Jacobi, der dem Atheiſten Fichte ſein Haus in Pempelfort anbot, ſchloß mir hier das ſeinige. Jede liebevolle Erwähnung meiner ſeligen Agnes thut meinem Herzen wohl. Ich drücke Ihnen in Gedanken die Hand dafür, daß Sie ſie in Ihrem Briefe nennen. Mögen wir uns wiederſehen, dort, wo ſie, die hienieden ſchon zum Engel reifte; unſerer harret! Ich freue mich, daß Sie den Mooſsroſenbuſch werden blühen ſehn. Gott ſei mit Ihnen, und mit Voß, und mit Ihren Kindern! Ich umarme Sie Beide mit Wehmuth und mit herzlicher Liebe. Friedrich Leopold Stolberg."

Am Sonntag den 28. September verließ Stolberg mit den Seinigen Eutin, um ſich nach Münſter zu begeben, wo er ein Haus gemiethet hatte. Nicolovius, der ſich nicht der heißeſten Thränen erwehren konnte, als er früh am Morgen die Wagen vorbei fahren, und den edlen, hohen, trefflichen Mann ſich entriſſen ſah, ſchrieb noch am 20. December: „Der Schmerz über Stolbergs Abſchied will nicht alt werden. Laßt uns den Vorhang niederziehen und ſchweigen, ſo ſchwer es auch iſt. Mein Urtheil hemme auch hier Shakeſpeares Wort: Reverence is the angel of the world!"

Spätere Schicksale.

Stolbergs letzte Lebensjahre.

Dem entscheidenden Schritte folgte bald Ueberraschung, Bewunderung und Verdammung. Schon am 19. September 1800 rief in Eutin ein anonymes Flugblatt: „O Knabe! Brandmarkst Du so das Jahrhundert, das sich kraftvoll strebend bemüht, die Leiden der Menschheit zu lindern, die Kette des Mönchthums zu sprengen, und schrecklich zu stürzen des tausendköpfigen Ungeheuers blutigen Thron?“ Der alte Gleim fuhr entrüstet auf: „Könnt' ich noch ein Athlete sein, so stritt ich gegen die Hottentotten, die nun das Evangelium auslöschen wollen, wie einer der Tapfersten!“ Jacobi milderte die harten und strengen Urtheile der ersten Aufwallung in einer, 1802 erschienenen, Schrift. „Ich wußte“, sagt er darin, daß man sich wie Stolberg täuschen, und gleichwohl kein Thor sein könne. Meine unparteiische Vernunft konnte ihn entschuldigen, aber mein für ihn parteiisches Herz wollte nicht, daß er solcher Entschuldigung bedürfe. Eine schönere Großmuth, ein reineres sich selbst Vergessen bei jeder persönlichen Beleidigung, mehr Zartheit und Adel fand ich in keines andern Menschen Herz. Kann er über das Aergerniß, das wir nothwendig an einander nehmen müssen, sich erheben, ich kann es: geöffnet gegen ihn sind meine Arme, und mein

Herz schlägt ihm entgegen." Lavater schrieb: „Bleibe Katholik, bleib es von ganzem Herzen! Sei allen Katholiken und Unkatholiken ein leuchtendes Beispiel der nachahmungswürdigsten Tugenden und christlichen Heiligkeit. Wollte Gott, daß ich alle diese Tugenden mir zu eigen machen könnte! Wäre der einzig mögliche Weg dazu, das Joch der katholischen Glaubensformen zu übernehmen, ich würde noch wohl katholisch werden. Ich glaube aber, der Geist geistet wo er will, und das Wort Gottes ist nicht gebunden." Herder fragte: „ist denn der Katholik kein Christ?" und Goethe, der längst bemerkt, „daß Stolberg sich nie auf sich selbst stützen werde", erklärte sich durch dessen Uebertritt nicht überrascht. Klopstock schwieg, Claudius aber und die Emkendorfer blieben dem Convertiten und seinen neuen Glaubensgenossen in Freundschaft treu verbunden. Christian Stolberg zog sich, sein Amt niederlegend, auf das Gut Windebye bei Eckernförde zurück, wo er am 18. Januar 1821 starb.

Ueberall wurde jenes Ereigniß nicht als freie Privathandlung eines Einzelnen, sondern als siegreicher Erfolg eines lange geschmiedeten und folgenreichen Planes betrachtet; und der gefeierte Name, den der Hauptbetheiligte durch eigne Leistungen, wie durch seine Verbindung mit Voß erworben, steigerte die Bedeutung desselben. Daß solche Gegenfüßler sich finden, sich in Jugendbegeisterung als Freunde begrüßen, zu Männern gereift einander nochmals begegnen und eine Zeitlang gemeinsam fortwandeln, dann aber, scheinbar plötzlich, feindlich getrennt werden konnten: das war das Schauspiel, das damals die Theilnahme selbst der größeren Menge herausforderte. Für Spätere aber wird die Betrachtung, wie Männer, die über das Niveau der meisten Zeitgenossen hervorragten, die großen Fragen des Jahrhunderts in sich zu lösen versucht, noch lange anziehend bleiben. Denn noch immer verbleibt der Menschheit die Aufgabe, die Interessen des religiösen Bedürfnisses mit den Bedingungen des socialen Lebens und mit den Ansprüchen der Wissenschaft, die Forderungen des Staats mit dem Verlangen

nach individueller Selbstbestimmung, die Befriedigung geistiger Bedürfnisse mit der Verallgemeinerung des materiellen Wohles in Einklang zu bringen; und bei dem Blicke auf den Meinungskampf, den Stolberg und Voß mit gegenseitig ehrlichen Waffen durchgekämpft, wird Jeder noch heutigen Tages gestehen, daß er selbst nur Mitkämpfer einer Seite, nicht aber ein über den Parteien stehender Schiedsrichter sei.

Stolberg lebte nach seinem Umzug theils in Münster, theils in dessen Nähe zu Lütjenbeck. Hier gab er 1803, „zwo Schriften vom heiligen Augustin von der wahren Religion und von den Sitten der katholischen Kirche" heraus. Ueber diese urtheilt Knebel: „Ich dachte einige Herzensaufschlüsse darin zu finden; sie sind aber etwas altmodisch und verschimmelt, mit alter katholischer Gelehrsamkeit ausgestattet. Sie werden daraus ersehen, daß Sokrates und Plato sich nichts Herrlicheres gewünscht haben, als katholische Christen zu sein, wie — Stolberg." 1806 erschien er dem auf der Durchreise in Münster verweilenden Kanzler Niemeyer trübe und geknickt; als aber später die stolbergsche Familie Holstein besuchte, war er heiter und beredt, äußerte sich mit Vorliebe über Luthers treffliche Bibelübersetzung und über seine fortdauernde Beschäftigung mit den Classikern. In Gesellschaft seines Bruders feierte er in Claudius' Hause den Geburtstag der Hausfrau mit alter Herzlichkeit, und noch nach dessen Tode das Andenken des wandsbecker Boten mit warmen, also schließenden Worten:

Er säte das Wort und sein Leben war Frucht,
Er führte lächelnd zu heiliger Zucht;
O, spendet ihm Blumen auf's einsame Grab
Und schauet getrost in die Ruhstätt' hinab!

Nachdem Stolberg 1806 eine Uebersetzung Ossians herausgegeben, begann er, auf Anrege des Freiherrn Clemens August von Droste, 1807 seine „Geschichte der Religion Jesu Christi." Aus dieser Zeit meldet ein Brief von Halems Schwester aus Münster: „Stolberg ist immer derselbe angenehme Mann, wenn

man gewisse Punkte nicht berührt. Die zweite, nun auch schon erwachsene Tochter lebt, wie sie selbst, ganz eingezogen, darf zu keiner Tanzgesellschaft gehen. Man glaubt, die Fürstin sei diejenige, die ihn hauptsächlich dahin gebracht, wo er jetzt ist."

1809 schrieb Stolberg an Perthes: „Die Reformation ging ursprünglich hervor aus reiner Absicht, und so versichert ich auch bin, daß Luther denen, die ihm zufielen, mehr nahm, als Menschen geben können, so erkenne ich doch die großen und vielen Vortheile an, welche denen, die katholisch bleiben, aus der Reibung und dem Wetteifer hervorgegangen sind. Wider die Person Luthers, in welchem ich nicht nur einen der größten Geister, so je gelebt haben, sondern auch große Religiosität, die ihn nie verließ, ehre, werde ich nie einen Stein aufheben."

Ein, aus Münster vom 12. Januar 1810 datirter, an den, mit seinen Eltern in Heidelberg lebenden Heinrich Voß gerichteter Brief lautet: „Ich sage Ihnen herzlichen Dank, lieber Heinrich, für Ihren lieben Brief vom 31. December, vorzüglich für die guten Nachrichten, so Sie mir von Ihnen, Ihren Eltern und Brüdern geben. Möge es Ihnen immer so wohl gehen, als ich es Ihnen Allen, im buchstäblichen Sinne täglich von ganzem Herzen wünsche. Ich mache mir eine wahre Freude daraus, den porsonschen Aeschylus zu senden, mit der einzigen Bedingung, daß Sie ihn als ein freundschaftliches Andenken behalten. Grüßen Sie herzlich Ihre lieben Eltern. Ich freue mich, daß sie in einer so angenehmen Lage an einem so schönen Orte sind. Zweimal bin ich zu verschiedenen Zeiten in Heidelberg gewesen. Besuchen Sie in meiner Seele den Ort, wo die große Sabina steht, dem Fasse gegenüber. Welche Aussicht in das Neckarthal! Wir leben hier ein sehr stilles freies Leben, im Sommer auf dem Lande, unmittelbar am Walde, zu dem durch den Blumengarten eine Brücke über ein Wasser führt. Aus meinem Fenster sehe ich manchmal Eichhörnchen von Zweig zu Zweig springen. Im Winter habe ich, wie Ihre liebe Mutter, ein Gärtchen im Zimmer. Truditur dies die. Die Nescio

fallere vita wird mir bei meiner Frau, elf Kindern, die mich umringen, und der Arbeit, die mich beschäftigt, selbst in der Stadt zu Theil. Mehr auf dem Lande, wie sich versteht. Ernst ist Rittmeister, steht itzt in Ungarn, wird aber wohl wieder nach Mähren kommen. Nach einer heißen Schlacht, in welcher ihm das Pferd, so er ritt, erschossen ward, und in der er sich wohl gehalten zu haben scheint, nahm ihn Erzherzog Karl in sein Uhlanenregiment, und gab ihm eine Schwadron. Vor dem letzten Kriege besuchte er uns. Mariagnes und Ferdinand haben uns zweimal hier besucht, das letzte Mal vorigen Sommer. Sie hat zween Söhne und zwo Töchter, und erwartet in diesem oder folgendem Monat ihr fünftes Kind. Jetzt sind sie in Schlesien, wo die ganze Familie von Wernigerode, den ältesten Sohn ausgenommen, hingegangen ist, und Mariagnes der ganzen Wirthschaft vorsteht. Andreas ist ein Jahr in Dillenburg gewesen, in einem Forstinstitut, und ist itzt bei einem Oberforstmeister im thüringer Walde. Er widmet sich diesem Fach mit Lust und Liebe. Fünf Kinder wurden mir hier geboren, drei Knaben, die zwei jüngsten sind Mädchen, und machen uns viele Freude. Im Sommer vor zwei Jahren machten wir mit den Töchtern eine Reise nach Holstein; von meinen Geschwistern habe ich verschiedene Besuche hier gehabt. Mit meinen Söhnen Ernst und Andreas habe ich den ganzen Homer wenigstens dreimal, den Pindar einmal, viele Tragödien der drei großen Tragiker, Vieles von Xenophon, Herodot, Plato, auch den Theokrit einigemal gelesen. Mit Christian denke ich, so Gott will, künftigen Winter den Homer zu lesen. Ich wünsche sehr, daß alle meine Knaben gute Griechen werden. Gott sei mit Ihnen, lieber Heinrich. Meine Frau und Töchter empfehlen sich Ihrem und Ihrer lieben Eltern Andenken."

1812 zog Stolberg nach dem Gute Tatenhausen bei Bielefeld 1816 aber pachtete er die hannoversche Domaine Sondermühlen im Osnabrückischen. In demselben Jahre schloß er mit dem funfzehnten Bande die Geschichte Jesu. Im Sommer 1818

befiel Stolberg eine gefahrdrohende Brustwassersucht, von der er zwar scheinbar genaß, doch nur mit gebrochner Kraft fortlebte, bis er am 5. December 1819, abends gegen neun Uhr, im Tode, wie in der Krankheit gefaßt, und die ihn umringenden Kinder zur Versöhnung mit allen Feinden ermahnend, sein Auge schloß.

Der öffentlich ausgesprochenen Vermuthung, daß der gehässige Angriff, den Voß im Sommer 1819 durch den Sophronizon veröffentlicht, des Grafen Tod beschleunigt habe, wurde von dessen Wittwe widersprochen. „Einen bittern Tropfen", schreibt sie am 5. Januar 1820, „hat freilich der arme Voß in unsern Kelch gemischt, er wollte es aber nicht, und wußte nicht, welche Umstände zusammentreffen würden." Am 19. Januar schrieb dieselbe: „Weder vor noch während der Krankheit meines Gemahls ist irgend eine Bitterkeit gegen den Verfasser der oft erwähnten Schrift im Sophronizon in sein großes Gemüth und in sein mildes Herz gekommen. Er hat in jener Schrift von dem Augenblicke an, da er sie gelesen, in Absicht auf die Person des Verfassers nur die Aufforderung gesehen, für ihn zu beten, und die Seinigen wiederholt dazu verpflichtet. Wenige Stunden vor seinem Tode hat er Allen, die ihm angehören, die Rüge jeder ihm zugefügten Beleidigung feierlich und ausdrücklich verboten, ohne doch irgend Jemand zu nennen."

Stolbergs letztes Werk: ein Büchlein von der Liebe", erschien 1820 mit Anmerkungen seines Bruders Christian. Von Stolbergs Kindern überlebten den Vater aus erster Ehe: Christian Ernst, geboren den 30. Juli 1783, gestorben als österreichischer Feldmarschall zu Lemberg am 22. Mai 1846; Maria Agnes, geboren den 4. Mai 1785, gestorben als Gräfin Stolberg-Wernigerode in Schlesien am 16. October 1849: Andreas Otto Henning, geboren den 6. November 1786, hannoverscher Geheimerath, Herr auf Söder; Henriette, geboren den 20. Februar 1788, verwittwete Freiherrin von Hardenberg, Oberstthofmeisterin in Dresden; und aus zweiter Ehe: Julie Agnes Emilie, geboren den 10. December 1790, vermählte Gräfin von

Schmising-Kerßenbrock; Johann Peter Cajus, geboren den 27. Juli 1797, Herr auf Brauna in Sachsen; Franz Friedrich Leopold, geboren den 24. Februar 1799, Kreishauptmann in Mähren; Bernhard Joseph, geboren den 30. April 1803, Herr auf Weidenhof in Schlesien, gestorben den 21. Januar 1859; Joseph Theodor, geboren den 12. August 1804, Herr auf Westheim in Westfalen, gestorben den 4. April 1859; Maria Thereſe Amalie, geboren den 24. December 1805, vermählte Gräfin Franz von Robiano von Borsbeck; Maria Amalie Pauline Clementine, geboren den 12. April 1807, vermählte Gräfin Louis von Robiano von Borsbeck; und Marie Pauline, geboren den 18. September 1810, Wittwe des Freiherrn Nagel-Ittlingen, zum zweiten Mal vermählt mit Baron von Ketteler.

Verfall des eutiner Kreiſes.

Voß, ſeit mehreren Jahren an Harthörigkeit und allgemeiner Nervenreizbarkeit leidend, durch Stolbergs Verluſt im tiefſten Herzen verwundet, empfing 1802 den erbetenen Abſchied nebſt Penſion. Er verließ Eutin im September, um ſich in Jena anzuſiedeln, und dort mit Griesbach, Eichſtädt und Thibaut im traulichen Verkehr, mit Goethe und Schiller in naher Verbindung zu leben. 1804 lehnte er einen Ruf nach Würzburg ab, folgte dagegen 1805 der Aufforderung, die neuorganiſirte Univerſität Heidelberg als Profeſſor ohne beſtimmte Verpflichtung zu ſchmücken. Die Vollendung ſeiner Luiſe und andere poetiſche Schöpfungen, Ueberſetzungen des Ovid, Horaz, Heſiod, Tibull, Properz, Theokrit, Ariſtophanes und Aratos, ſelbſtſtändige Arbeiten über ſprachliche Zeitmeſſung und alte Geographie, kritiſche Briefe und die mit ſeinen Söhnen Heinrich und Abraham übernommene Verdeutſchung Shakeſpeares beſchäftigten den Unermüdlichen. Der 1819 erſchienene Aufſatz: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?“ und die unter dem Titel:

Antisymbolik in zwei Bänden gegen Creuzer gerichteten Streitschriften verbitterten den Abend seines Lebens. Außer seiner getreuen Erneſtine hielt von allen ältern Freunden nur Overbeck mit unverminderter Herzlichkeit und Theilnahme für ihn aus, obwohl auch dieſer die gegen Stolberg gerichteten Angriffe mißbilligte. Voß entſchlief am Abend des 29. März 1826 „unter ſinnigen Freundesgeſprächen, im Augenblick, wo er mit einem plötzlichen Ach! nach dem Herzen griff.“ Seine Gattin folgte ihm im März 1832. Von ihren Söhnen war der am 20. October 1822 verſtorbene Heinrich Profeſſor der Philologie in Heidelberg, Abraham zuerſt Gymnaſiallehrer zu Rudolſtadt, dann Rector zu Kreuznach. Dieſer ſtarb 1847 auf einem Beſuche in Düſſeldorf. Hans bildete ſich unter Weinbrenners Leitung zum Architekten aus, und ſtarb als badiſcher Baurath 1849. Sein großartigſtes Werk iſt die Irrenanſtalt zu Illenau. Wilhelm lebte und ſtarb als Arzt zu Eutin.

Jacobi wurde 1804 als Mitglied der Akademie nach München berufen, und ſpäter zum Präſidenten derſelben erhoben. Im December 1818 ſchrieb er über ſich ſelbſt: „Der alte Herr iſt gar zu verſchliſſen, ſieht nicht mehr recht, hört nicht mehr recht, behält nicht mehr recht, und muß ſich vor allen Dingen hüten, noch für das gelten zu wollen, was er einſtmal war, und nicht mehr iſt. Schön iſt es an mir, und ich muß es an mir loben, daß ich mich in Alter und Gebrechlichkeit noch ſo finde, wie ich wirklich thue, ſo daß es Leute giebt, die wohl einmal über mich ungeduldiger ſind, als ich ſelbſt. Es iſt wirklich merkwürdig, wie dem Menſchen oft im hohen Alter Dinge zu Theil werden, die er früher vergebens erſtrebte, ſo mir immer zunehmende Heiterkeit.“ Er ſtarb am 10. März 1819. Sein Sohn Maximilian, der eine Zeitlang Stiftsarzt in Eutin geweſen war, heirathete Anna Claudius und zog mit dieſer in's Rheinland. Ein Enkel Jacobis war mit Cornelia, einer Tochter Nicolovius, vermählt.

Letzterer blieb bis zum April 1805 in eutiniſchen Dienſten, trat am 16. Mai als Mitglied in das Conſiſtorium zu Königs-

berg, ward 1806 Curator der dortigen Universität, 1808 Staatsrath in der Cultus- und Unterrichtssection bei'm Ministerium des Innern, und 1810 Präsident dieser Section in Berlin. Hier hatte er die Freude, im November 1813 einen Sohn Stolbergs zu begrüßen, der, in das preußische Heer eintretend, von seinem Vater einen Brief überbrachte, in welchem es heißt: „Wir haben treulich in unserm eingeschlossenen und belauerten Winkelchen Ihre Sorgen, Hoffnungen, Gefahren und die herrliche Errettung getheilt. Gott wolle den glänzenden Ausgang krönen mit verliehener Weisheit, Eintracht, Mäßigung und jener heiligen Furcht, die allein das Recht giebt, alle andre Furcht unter'm Fuß zu zertreten." Am 1. December schreibt derselbe: „Herrlich und glänzend sind die erfochtenen Siege; aber ich rechne noch weit mehr auf den Geist, der sich jetzt bei den Siegern zeigt, und auf den gottgesandten Schrecken der noch vor kurzem so hochfahrenden schnöden Besiegten. Die so nothwendige heilige Erkenntniß der französischen Heillosigkeit haben wir Deutschen, wofern sie in Gefühl und künftiges Betragen übergeht, durch zwanzigjährige Schmach und Wehe nicht zu theuer erkauft. Eine Reihe von solchen Siegen war nöthig, um dem Selbstvertrauen auf deutsche Kraft eine neue Basis zu geben"; und am 15. Juli 1814: „Wir freuen uns des Friedens, weil wir den Frieden lieben; aber wir sehen es ein, und empfinden es tief, daß Friede mit den Franzosen uns höchst gefährlich sei, wofern wir uns mit ihren Gesinnungen aussöhnen oder über dieselben täuschen. Lieber hätte ich mit ihnen ewigen Krieg, als solche Feigheit oder Täuschung! Unsere bodenlose Schonung und vergeudende Freigebigkeit hat ihnen nach allen ihren Niederlagen nur den Trotz erhöhet. Sie hassen uns mehr, als je, und harren racheschnaubend der Gelegenheit, die ungeheuren Mittel, die wir ihnen ließen, wider uns anzuwenden." Nicolovius blieb dem gräflichen Freunde bis zum Tode auf's Wärmste zugethan, ebenso dem hochverehrten Jacobi. Diesem schrieb er kurz vor dessen Tode: „Der ich war, als Du herablassend mich zum ersten Male in Deine Arme

ſchloſſeſt, der bin ich noch, rein von Roſt und andern Flecken, empfänglich für jedes Gute und Schöne, voll Ahndung immer hellerer Offenbarung deſſelben.“ Nicolovius ſtarb als wirklicher geheimer Oberregierungsrath am 24. October 1839. Seine Gattin war ihm vorangegangen. Vier Söhne und eine Tochter beweinten ihn.

Eutin war, nachdem ſie Alle geſchieden, und bei der Säculariſation des Bisthums 1803 auch der herzogliche Hof bleibend nach Oldenburg verlegt war, wieder, was es geweſen, „ein freundliches Oertchen ohne Wall und Mauer.“ Seine Bewohner aber hegten und pflegten mit treuer Pietät das Andenken einer großen Vergangenheit, und freuten ſich des fort- und nachwirkenden Segens derſelben;

Denn es iſt vortheilhaft, den Genius
Bewirthen, giebſt Du ihm ein Gaſtgeſchenk,
So läßt er Dir ein ſchöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Menſch betrat,
Iſt eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und ſeine That dem Enkel wieder.

Quellen.

Der, in vorstehenden Skizzen behandelte Stoff wurde theils den allgemeinen literarhistorischen Werken von Viese, Gervinus, Goedecke, Hillebrand, Koberstein, Menzel und Vilmar, dem Lexicon von Jördens, Meusels gelehrtem Deutschland, Schlichtegrolls Nekrolog der Deutschen, und den Zeitgenossen entnommen, theils nachstehenden Specialschriften:

Becker, J. N., umständl. Gesch. d. Stadt Lübeck. 3 Bände. 1782. 84. 1805.

Björnstahl, J. J., Briefe auf s. ausländ. Reisen, a. d. Schwed. 2 Bde. 1777. 78.

Bodelschwing, E. v., Leb. d. Freih. v. Bincke. 1853.

[Cramer, A. W.], Haus-Chronik. 1822.

Deecke, E., Gesch. d. Stadt Lübeck. 1s Buch. 1844.

Döring, H., d. Fürstin Galizin in Ersch u. Gruber Encyclop. 53 Thl. 1851.

—, —, Schiller und Goethe. 1852.

—, —, Bürgers Leben. 1826.

—, —, Goethes Leben. 1833.

[Geisler, A. F.], Gallerie edler deutsch. Frauenzimmer. II. 4. 1786.

Goethes Werke Band 25 — 30, 37, 48.

Gries, J. D., aus s. Leben, als Handschrift gedruckt, 1855.

Genealog. Taschenb. d. deutsch. gräfl. Häuser. 1835.

Hach, J. F., Geist u. Leb. d. Dichters Schmidt v. L., N. lüb. Blätter 1850.

Halem, G. A. v., Selbstbiographie, bearbeitet v. L. W. Ch. v. Halem u. C. F. Strackerjan. Oldenburg 1840.

Heeren, A. H. L., Christian Gottlob Heyne. 1813.

Hennings, W., deutsch. Ehrentempel. 3. B. 1822.

Herbst, W., Matthias Claudius. 1857.

Hoffmann v. Fallersleben u. O. Schade, weimarsch. Jahrb. IV. 1. 1857.

Huber, C. F., sämmtl. Werke. 1806.

Jacobi, J. G., Iris für 1803.

—, **F. H.**, Werke. 4 Bde. 1812 — 19.

—, **G. A.**, Briefe a. d. Schweiz u. Italien. 2 Bde. 1796. 97.

[Klencke], Aus einer alten Kiste. 1853.

[Kueschke, E. H.], deutsch. Grafenhäuser d. Gegenwart. 2 Bde. 1852. 53.
Kobbe, P. v., schlesw. holsteinische Gesch. 1834.
Kochen, A. H. M., Predigt z. Gedächtn. Hzg. Peter Friedr. Ludw. 1829.
Lichtenberg, G. Ch., vermischte Schriften. 3r Bd. 1801.
Lübker, D. L. u. H. Schröder, Lexik. d. schlesw. holstein. Schriftsteller. 1829. 30.
Meude, Th., Erinner. an F. L. Gr. z. Stolberg, im Programm d. Gymnas. zu Aachen 1851. 52.
Nägelsbach, v., Grabrede auf J. F. Köppen, in N. lüb. Blätt. 1858.
Nicolovius, A., Denkschr. auf G. H. L. Nicolovius. 1841.
—, —, F. L. Graf zu Stolberg. 1846.
Niemeyer, A. H., Beob. auf Reisen. 3. u. 4. Bd. 1823. 26.
Oldenburgischer Hausfreund für 1830.
[Overbeck, C. G.], z. Erinner. an Christ. Ad. Overbeck. 1830.
Paulus, H. E. G., Sophronizon 1819, 3. Heft.
—, —, Lebens- und Todeskunden üb. J. H. Voß. 1826.
Perthes, C. Th., Friedr. Perthes Leben. 1. u. 2. Bd. 1848. 51.
Pfaff, C. H., Lebenserinnerungen. 1854.
Prutz, R. E., d. götting. Dichterbund. 1841.
Roth, J. W., Pred. z. Gedächtn. des Hz. Peter Fr. Ludw. 1829.
Runde, oldenburg. Chronik. 1831.
[Rist, J.], Schönborn u. s. Zeitgenossen. 1836.
Schiller u. Goethe, Briefwechsel 6r Th. 1829.
[Schirach, v.], polit. Journal für 1792.
Schöll, A., Carl-August-Büchlein. 1857.
Schott, C. F. A., Voß u. Stolberg. 1820.
Schücking, L., d. Fürstin Gallitzin u. ihre Freunde, in rhein. Jahrb. 1409.
Staatskalender, hochfürstl. bischöfl. lübeckisch. für 1799.
Stolberg, Ch. u. F. L., Gesammelte Werke, Bd. 6 —. 1822.
—, F. L., Gesch. d. Religion Jesu Christi. 1. Th. 1806.
—, —, Briefe an Scheffner, in Bl. f. liter. Unterh. 1846.
Ukert, G. H. A., Annalen der Residenz Eutin. 1809.
Varnhagen v. Ense, K. A., u. Th. Mundt, Knebels literar. Nachlaß. 3 Bde. 1835. 36.
Voß, A., Briefe v. J. H. Voß. 2 Bde. 1829. 30.
—, Ernestine, Aufsätze. 1837, vermehrt 1846.
—, J. H., Abriß meines Lebens. 1818.
—, —, Gedichte u. prosaische Aufs. 1784.
—, —, Antisymbolik. 2 Thl. 1824. 26.
Votivtafel, dem 25jähr. Regierungsjubiläum Herzogs Peter F. L. gew., 1810.
Welcker, F. G., Zoegas Leben. 2 Thl. 1819.

Von handschriftlichen Quellen wurde vor Allem die reichhaltige, mit freundlichster Liberalität geöffnete Autographensammlung des Herrn Oberregierungs-

rath Hellwag zu Eutin benutzt. Andere, sehr wünschenswerthe Familiennachrichten sind gütigen brieflichen Mittheilungen einer noch lebenden Verwandten Stolbergs entnommen. Neben mehreren im Besitz des Herausgebers befindlichen Originalbriefen und schriftlichen Notizen, sowie dem im Texte erwähnten Bruchstücke einer schmettauschen Chronik, war der, beiläufig 120 Nummern umfassende, vollständige Briefwechsel zwischen Voß und Overbeck durch die dankenswerthe Bereitwilligkeit der Erben des Letztern zur Benutzung verstellt, konnte jedoch, da derselbe erst 1800 beginnt, für die vorliegende Arbeit nur zum geringsten Theile ausgebeutet werden.

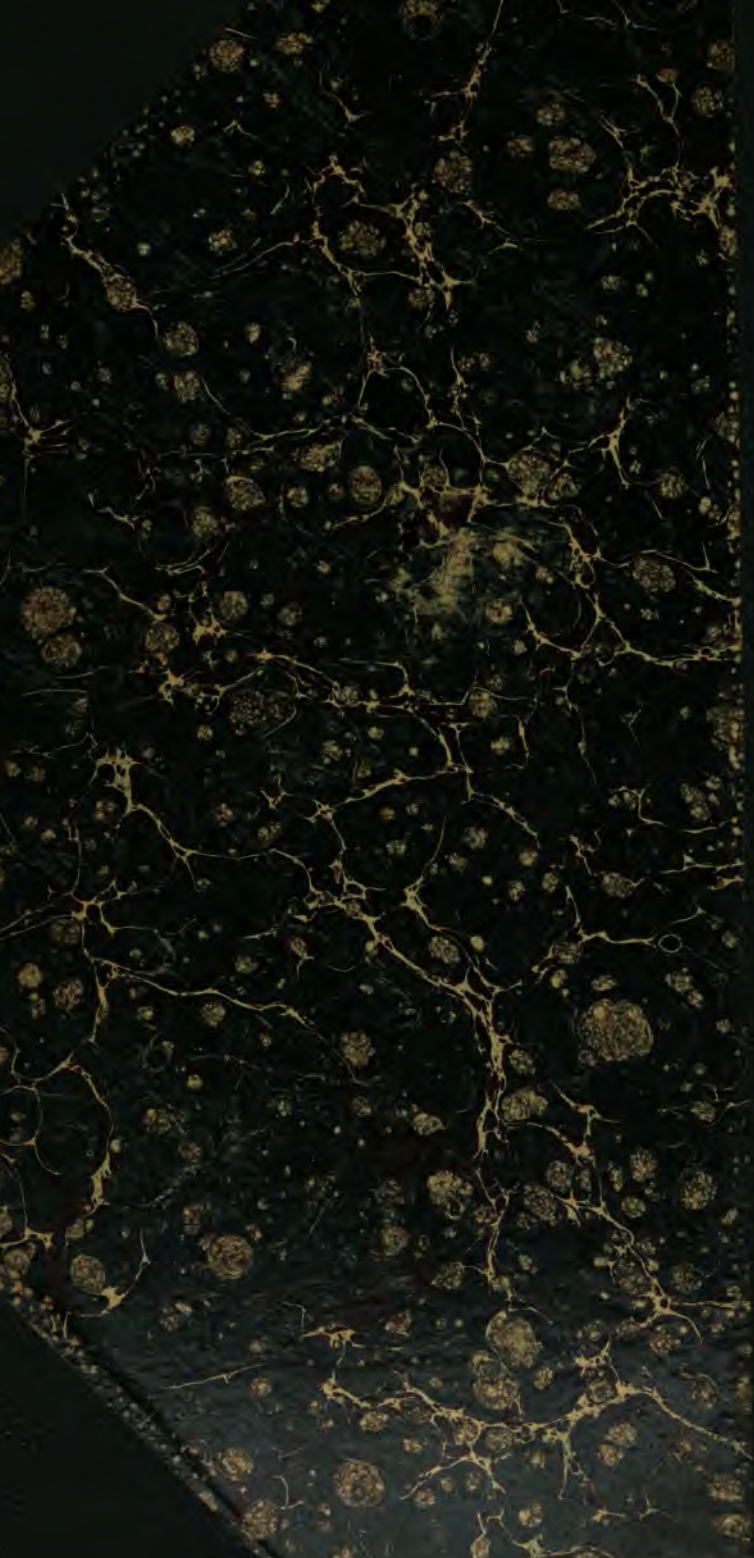
Einzelne, aus den genannten Quellen nicht zu ergänzende Lücken konnten theils in Eutin, theils in Lübeck durch mündliche Mittheilungen von durchaus glaubwürdigen Seiten ausgefüllt werden. Irrthümer mögen bei der Bewältigung des reichen Stoffes schwerlich ganz vermieden sein: absichtlich ist auch nicht die unbedeutendste Thatsache entstellt oder gar erdichtet.

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Berichtigungen:

S. 43 Z. 11 v. u.: statt rauchen: brauchen.
— 52 — 4 v. u.; — verhinderten: verhinderte.
— 53 — 4 v. o.: — Christians IV: Christians VI.
— 84 — 6 v. u.: — 1745: 1785.
— 92 — 8 v. o.: — östlichen: westlichen.
— 112 — 7 v. o.: — lang: lang-

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.

YC 38002

105193
DA901
E9B6